



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Westfalens Tierleben in Wort und Bild**

Die Vögel

**Landois, Hermann**

**1886**

3. Ordnung. Singvögel, Oscines.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-34886**

### 3. Ordnung. Singvögel, Oscines.

**D**ie Singvögel, die edelsten Kinder der lieblichen Vogelwelt sind es, mit denen wir uns nun zu beschäftigen haben. Und bei ihrer Beschreibung möchten wir innigst wünschen, die Seele unserer Leser dem stillen, aber tiefinnigen Genuße der freien Welt da draußen empfänglich zu machen; mit der Schilderung dieser Wesen, deren Lieder der herrlichste Ausdruck des Naturlebens sind, recht zum Herzen zu sprechen, damit der Leser wie im Traume sich zurückversetzt fühle in die Zeit, wo seine Pulse höher schlugen, seine Augen freudiger blitzten, wenn der Buchfink in des Vorfrühlings erstem Warmblick sein fröhliches Lied in den jungen Tag hinausjammerte. Hier wünschten wir sehnlichst, die rechten Worte und Bilder zu finden, daß der ein' oder andere Leser aus dem freudlosen Markte des Lebens hinweg seine Blicke und Schritte dahin lenke, wo noch Frieden und Freude sich breitet über die blumigen Wiesen, wenn die Lerche mit Jubelklängen wie in den Himmel sich aufschwingt; wo stille Lust und Liebe auf die Fluren sich senkt, wenn der Wachtel metallreicher Schlag die Schritte fesselt; wo mit reicherer Wonne, als alle Schätze von Silber und Gold zu bieten vermögen, der Buchenwald das Herz erfüllt, wenn die Strahlen der Maiensonne die zartgrüne Decke durchschimmern und die Drossel mit den frommen Glockentönen ihrer liebeerfüllten Brust uns hinausträgt über die Drangsal des Lebens.

Und mit welchen Mitteln erreicht die Natur ihr Lebendigwerden im Liede des befiederten Sängers? Alle stimmbegabten Vögel bringen die Töne nicht wie andere Sänger und Sängerinnen durch den hinter der Zunge belegenen Kehlkopf hervor, sondern durch einen zweiten Kehlkopf, welcher sich am Ende der Luftröhre in der Brust befindet. An demselben sind bei den besten Sängern, unseren eigentlichen Singvögeln, sechs Muskelpaare angebracht, welche die 5 inneren und 2 äußeren Stimmbänder spannen und wieder erschlaffen lassen. Dieser sogenannte Singmuskel-

Singvögel.



Bachstelze, Star, Misteldrossel, Würger, Buchfink, Kleiber, Rabe, Kohlmeise, Rauchschwalbe.  
(Fig. 8.)

Apparat ist es, durch welchen in endlosen Modifikationen das harte Schilfen des Sperlings wie der herzberückende Gesang der Nachtigall zustande gebracht wird. Jener gebraucht seine schrille Stimme nur zum herrischen Locken der Späzin und um im Staube der Straße mit seinesgleichen zu schelten und zu zanken; andere senden wenige zarte, rührende Töne über die einsame Heide hin, wo sie ihre Heimat gefunden; wieder andere trillern und pfeifen auf sonnig fröhlichen Fluren, die besten aber lassen aus der Verborgenheit des Laubdaches ihre süßen Gesänge erklingen. Zur Zeit des Lenzes und der Liebe, und wo die Fülle der Nahrung die Lebenslust regt, schwillt die Hochflut des Vogelgesanges zum Himmel auf, sinkt und verflingt, bis die Not um des Lebens Erhaltung die kleinen Sänger mehr und mehr umlagert und ihre Lieder verstummen macht.

## 1. Familie. Schwalben, Hirundinidae.

Auf des Daches Firt versammelt  
Mähnen zugbereit die Schwalben:  
„Küße, Wirt, dich vor dem Winter,  
Denn das Laub beginnt zu falben.  
Bleiben mußt du, wenn wir flüchten;  
Sieh dich vor, es mag dir frommen,  
Daß wir Alles wohlbehalten  
Finden, wenn wir wiederkommen.“

(F. W. Weber: Dreizehnlinden.)

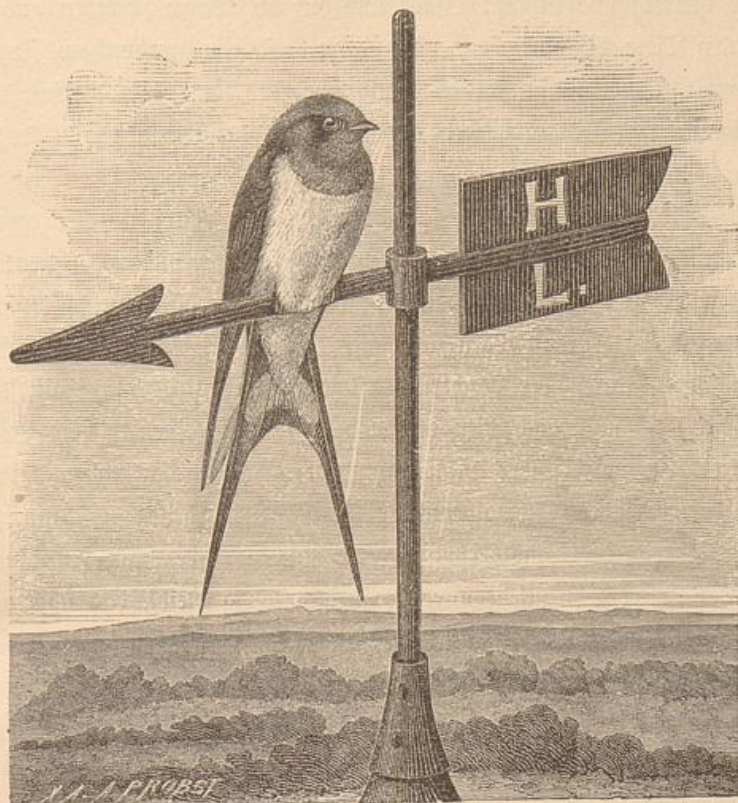
Man sagt: es ist nichts vollkommen auf dieser Welt. Und in der That, wie zwischen der eigentlichen Kraft einer Maschine und ihrer Wirkung sich stets eine Differenz, ein Manko herausstellt, wofür ein untrennbarer Faktor, die Reibung, in Anspruch genommen werden muß, so wirkt zwischen Wille und Ausführung, zwischen Wunsch und Erfüllung stets eine hemmende Kraft, welche den erhofften Effekt bedeutend verringert und uns recht oft in Unbefriedigung aufseufzen läßt. Aber haben wir diesen Mangel an Befriedigung auch, wenn wir dem Gesange der Nachtigall lauschen? Können wir uns, was die Kunst des Fliegens betrifft, etwas Schöneres, Vollkommeneres vorstellen, als den Flug der Schwalbe? Mag sie nun durch die schwülen Dunstlager unserer Straßen jagend dahinschießen oder hoch im kühlen Äther, der irdischen Schwere gleichsam entrückt, ihre Kreise beschreiben. Ob sie auf den nie versagenden Schwingen über die Wasseroberfläche hinwegschlüpft in übermütigem Spiele mit dem gefährlichen Element, oder in jähem Ansturm kühn und leicht über die höchsten Hindernisse den schlanken Leib hinausschwingt — immer bietet sie uns ein überraschendes, aber befriedigendes Bild der elegantesten, der höchsten Flugfertigkeit. Die pfeilschnelle Bewegung, die uns den Atem benehmen würde, läßt sie kaltblütig ihre Umgebung mustern, jedes Hindernis meiden, jede Gefahr erkennen, jede Gelegenheit erfassen zu Spiel und Neckerei. Wo sich um uns herum alles drehen würde in wildem Wirbel, gewahrt sie die Mücke in schwebendem Fluge, die ruhende Fliege an steiler Wand. Mit starrer Verwunderung stehen wir auch vor der Vollkommenheit eines Auges, das solcher Leistungen fähig ist. —

### Die Rauchschwalbe, *Hirundo rustica* L.

(L. 21 cm; S. 12 cm.) (Fig. 9.)

Ist wie ihre Verwandten für das Luftleben so zweckmäßig gebaut und eingerichtet, wie kein anderer Vogel. Wenn sie anfangs April hier angelangt sind, so beginnt sofort die Jagd auf fliegende kleine Insekten über Busch und Wiesen, über Acker und Fluß,

oft genug, wenn des Winters Nachwehen nicht weichen wollen, mit recht wenig Erfolg und unter großen Entbehrungen. Dann sammeln sie sich in Menge über den Flüssen oder an geschützten Stellen, um in buntem Durcheinanderschwirren die spärliche Beute zu erhaschen. Den platten, kurzen, aber am Grunde sehr breiten Schnabel geöffnet, schießen sie mit den sehr langen, schmalen und spitzen Schwingen bald hier bald dort hin, den gabeligen Schwanz, dessen äußerste Federn spießförmig verlängert sind, als



Rauchschwalbe. (Fig. 9.)

nie versagendes Steuer für jegliche Flugrichtung benutzend. Nun schwebt eine dicht über der frischgemähten Wiese, daß der glänzend blauschwarze Rücken sich schön von dem gelbgrünen Felde abhebt, nun schießt eine andere über die Wasserfläche hin, im Fluge die glitzernden Tropfen zu schlürfen. Nun hebt sie sich in steilem Bogen, daß man die rostgelblich weiße Färbung des Leibes und die rotbraune Kehle betrachten kann, und läßt sich flatternd am weichen Boden nieder. Die kurzen, schwächlichen, nackten Füße und Zehen nur zu wenigen trippelnden Schritten benutzend, pickt sie Erdklümpchen zusammen, die sie mit ihrem zähen Speichel vermengt und mit Haaren

und Hälmchen vermischt zur Tenne trägt, wo Schicht auf Schicht zum Neste sich aufbaut, unten durch einen Vorsprung oder Pflock gestützt, am oberen offenen Teile stets von einem Balken oder Gesims überdacht, inwendig mit Federn und andern weichen Stoffen versehen. Drin finden sich dann fünf weiße, blaßrot und blauschwarz punktierte Eier, und wenn diese ausgebrütet sind, nochmals ein gleiches Gelege. Und dicht daneben steht ein zweites Nest mit Eiern oder Jungen, und wohl noch ein drittes und viertes; und in dem Stalle und auf der Tenne schweben und schwirren die gewandten Tiere hin und her, ab und zu, oft eine zerbrochene Fensterscheibe, ja eine schmale Ritze als Ein- und Ausgang benutzend, den sie trotz seiner Unbequemlichkeit doch im nächsten Jahre wieder aufsuchen, um aber und abermals das alte Nest neu herzurichten und weiter zu benutzen.

Nach Schacht übernachtet sie, sobald sie aus den Ländern unter dem Äquator zurückgekehrt ist, auf den Fluren und Tennen der Häuser. Die ausgeflogenen Jungen, die erst einige Wochen allabendlich wieder zum Neste zurückkehren, schlagen sich im Spätsommer zu ungeheuren Flügen zusammen, die nun in Rohrreichen in Gesellschaft von Stelzen und Starren der Nachtruhe pflegen. Da es aber bei uns an Rohrreichen mangelt, so muß auch hier der Nadelwald mit seinen dichten Baumkronen aushelfen. Es ist ein reizender Anblick, wenn abends über den Fichtewäldern große Schwärme der zierlichen Schwalbenkinder die Lüfte durchheilen und nun mit dem allmählichen Eintritt der Dämmerung immer eins nach dem anderen hinabsinkt in das grüne Nadelmeer, bis zuletzt nur ein einziges übrig bleibt, das noch einige Zeit ängstlich hin und her flattert, dann aber auch plötzlich hinabtaucht, und nun der Nadelwald allein sein monotones Schlaflied rauscht. —

Für die Zeit der Ankunft und des Wegganges dieser Schwalbe hat Nopto den 5., 6., 13., 15., 16., 17., 18., 18. April und 2., 4., 8., 10., 14., 16. Oktober notiert. Derselbe fand auch am 27. Juli 1865 ein Nest mit 4 normal gefärbten Jungen und einem vollständig isabellfarbenen, bei dem die schwarzen Partien nur etwas dunkler waren, wie der übrige Körper. Vier Tage später fand Nopto noch ein Nest mit 2 normalen und 2 isabellfarbenen Jungen.

Wir erhielten einmal ein isabellfarbened Exemplar aus Hiltrup, welches längere Zeit lebend auf dem zoologischen Garten erhalten wurde.

Anfangs Juli fand jemand auf dem Straßenpflaster des Prinzipalmarktes zu Münster eine hilflose junge Schwalbe. Mitleidig hob er dieselbe auf und nahm sie mit nach Hause, um sie dort in die Nähe eines Rauchschorlenpaares zu bringen, welches unter einem Einfahrtsthore ein Nest mit Jungen hatte. Da letztere bereits

ziemlich groß waren, zimmerte der Hausbesitzer ein kleines Kästchen und hing dieses mit dem Schwalbenfindlinge neben das Nest der Schwalbe. Die alten Schwalben nahmen sich des Findlings sofort an, indem sie den kleinen Schreier reichlich mit Nahrung versorgten. Augenscheinlich schienen sie bemüht zu sein, den Fremdling in das eigene Nest zu locken, jedoch vergeblich. Der Hausbesitzer nahm nun einen Spinnenjäger, setzte die junge Schwalbe darauf und näherte sie dem Neste. Nun flogen die Alten herbei, die eine setzte sich zu den Jungen ins Nest, die andere ließ sich auf dem Spinnenjäger nieder, die erste zog, die letztere schob so lange, bis der Findling ins Nest gekommen, wo derselbe ein gastliches Unterkommen gefunden hat.

Über das Familienleben der Rauchschwalbe hat unser Mitarbeiter R. L. Becker in Hilschenbach genauere Beobachtungen gemacht. Ganz in der Frühe, wenn noch kein anderer Vogel um das Haus her zu hören ist, wird die Morgenstille durch das angenehme Gezwitscher des Männchens unterbrochen. Wenn aber die Jungen erst da sind, dann wird fast nur gejagt und gefüttert. Beutebeladen kommen die Alten wechselnd zum Neste, halten sich mit den Füßen daran und stützen die ausgebreiteten Schwanzfedern gegen die Wand. Das Füttern geschieht der Reihe nach, selten drängt sich eins der Jungen vor, denn zwei so geschickte Jäger lassen in dem kleinen Neste die Not um Nahrung nicht leicht aufkommen. Nach 2½ bis 3 Minuten schon sind sie mit neuem Futter da, welcher Zeitraum auch bei gelindem Regen nicht verlängert wird; nach einem stärkeren Guß, der die fliegenden Insektencharen zu verringern scheint, währen die Pausen 3 bis 4 mal länger, und während eines Gewitters scheinen die Alten das Nest wie auch das Gebäude selbst nicht zu betreten.

Wenn dann den Kleinen die Federchen zu wachsen anfangen und so um die Mittagszeit die Sonne das Schiefer- oder Pfamendach über ihnen durchglüht, werden die nistenden Schwälbchen unruhig, kriechen zum Nestrande und strecken die Köpfe vor, mit weit geöffnetem Schnabel nach Luft haschend; dann hört man ununterbrochen die Warnrufe der Alten, das scharfe „dzihütt, dzihütt“ oder „dzivitt, dzivitt“ des Männchens, das leisere „zhühüt“ des Weibchens. Und hilft das noch nicht, werden die Kleinen besonders von der besorgten Mutter mit warnendem „dziehw, dziehw“ in die sichere Nestmulde zurückgedrängt. Betreten Menschen den Boden, unter dem ihre Nester stehen, dann fliegen die Alten mit ängstlichem „dziehw“ um das Nest herum, worauf sich die Jungen zusammendrücken und ganz stille sind. Dazwischen locken sich Männchen und Weibchen mit „dziehew, dziehew“ auf der einen, „dziiöl, dziiöl, dziiöl“ auf der anderen Seite, oder mit „wötisch, wötisch, wötisch“ und „zwöt, zwöt, zwöt“ — die Stimme des Weibchens immer die weichere. Bald fängt

auch die Stimme der Kleinen an, der ihrer Eltern immer ähnlicher zu werden; bald schon können sie das Nest verlassen und auf einem nächst befindlichen Pflock oder Pfosten ein Ruheplätzchen einnehmen. Mit „dziehw — dziehw“ oder „dziöl — dziöl“ kommen die Alten, das Futter im Schnabel, heran, und mit rasch ausgestoßenem „dzöh, dzöh, dzöh“ nehmen die Jungen es in Empfang. In dem Jahre, in welchem unser Gewährsmann diese seine Beobachtungen anstellte, flogen die drei Jungen am 27. Juni zum erstenmal aus und ein wenig ins Freie, um dann zu dem Ruheplätzchen zurückzukehren und dort die Nahrung zu erwarten, die ihnen die Alten im Flattern in den Schnabel steckten. Zu der Morgenfrühe des 28. flogen die Jungen schon einige Stunden lang aus — wie mag den Tierchen zu Mute sein, wenn sie so zum erstenmal gleichsam sich ihrer Herrschaft über den grenzenlosen Luftraum bewußt werden! Heute übernachteten sie noch auf dem Ruheplätzchen, um am 29. ohne Wiederkehr auszufliegen. Es schien dem Beobachter, als wenn sie die Eltern in den Wald begleitet hätten und auf Waldbäumen übernachteten, weil man um diese Zeit größere Gesellschaften dieser Schwalben trifft, die an solchen Stellen zu jagen und dabei sich auf die Bäume zu setzen pflegen, wie sie ja auch in Baumhöfen thun. Am 3. Juli kamen die Alten zum Hause zurück, das Männchen setzte sich auf das Nest und lockte: „de quätscherä — de quätscherä“, worauf das Weibchen kam und längere Zeit mit im Neste sitzen blieb. Am 5. übernachteten sie nahebei auf dem Boden; am 9. nach mehrtägigen Gewittern kehrten die Jungen auch zurück, um dort zu übernachten; am 13. bei anhaltendem Regenwetter wären sie gern in das alte Nest gefrohen, aber der Vater trieb sie gewaltsam davon. Weil aber das Regenwetter anhielt, kamen die Drei am 16. wieder und setzten sich dicht zusammen auf das alte Ruheplätzchen und danach waren sie verschwunden.

Zu ähnlicher Weise lebt und schwebt, nistet und jagt die oben ebenfalls stahlblaue, auf dem Bürzel und unten aber schön weiß gefärbte **Hauschwalbe**, *Hirundo urbica* L. (L. 14 cm; S. 6,3 cm), deren Behen und Läufe mit weißen Federchen besetzt sind. Obgleich bei ihr die äußersten Schwanzfedern nicht verlängert sind, fliegt sie doch sehr gewandt und meist höher als die Rauchschwalbe, sodaß jene um die oberen Stagen unserer Häuser, diese mehr um die unteren und am Boden ihre Jagd betreibt. Vielleicht weniger flüchtig, aber nicht weniger gewandt als die Konkurrentin, fliegt sie an den Fenstern und Firsten vorbei und wo sie an der hellen Wand das dunkle Pünktchen wahrnimmt, das ihr die Anwesenheit einer schmackhaften Fliege verrät, da hebt und schwingt sie sich wie auf die Hochkante gelegt, um die Beute abzulesen oder aufzujagen und dann im Fluge desto sicherer zu erhaschen.



Beim Aufsteigen jener dunklen Wolkenballen, die mit dem elektrischen Funken in ihrem unheimlichen Schoße unsere Felder und Wohnungen so oft bedrohen, heben die Schwalben den leichtbeschwingten Leib hoch in die Höhe hinauf und hier und dort blizt die weiße Brust des kühnen Tierchens auf, das mit dem Gewittersturm zu kämpfen nicht müde wird.

Etwas später als die Rauchschwalbe und zwar Ende April, oft sogar erst anfangs Mai hier anlangend, nistet sie außen an den größeren Gebäuden, an Kirchenfestern, unter überstehenden Firsten, und das auch aus Erdklumpchen aufgebaute Nest ist beinahe halbkugelig, mit einer kleinen seitlichen Öffnung versehen, zu der sich die Jungen eifrig drängen, wenn die Alten mit dem Schnabel voll Futter heranstürmen. In dem großen Wirtschaftsgebäude des Gutsbesizers Amtmann Brüning zu Emniger machen die Haus- oder Steinschwalben insofern eine Ausnahme von der Regel, als etwa 20 Nester an den Querbalken der Tenne, neben denen der Rauchschwalben angebracht sind, während sie in früheren Jahren außen an der Giebelwand nisteten, was sie aber seit einigen Jahren ganz aufgegeben haben. Auch sie brüten zweimal ihre 4 bis 6 rein weißen schlanken Eier aus. Einzelne Pärchen bleiben nicht gerade selten noch nach dem Abzuge der übrigen zurück, offenbar weil sie noch spät Junge haben. So hat Dr. Tenckhoff noch am 15. Oktober 1868 eine Brut ausfliegen und am 31. drei Stück in Paderborn gesehen. „Wenn erst alle Jungen ausgeflogen sind“, schreibt Schächt, „geht es an den Kolonien bis tief in die Nacht hinein hoch her, da alte und junge Vögel unter jeder Bedingung in Nester Aufnahme finden müssen. Selbst um Mitternacht rumoren sie noch immer in dem engen Behältnis, welches der darin wimmelnden unzähligen Insekten wegen eine wahre Folterkammer für sie sein muß.“ Wenn im September oder Oktober die Zeit der Abreise unsere Schwalben mit eigentümlicher Unruhe erfüllt, dann sammeln sich ihre Scharen Tag um Tag oft in ganz enormen Massen auf Dachfirsten, Windmühlenflügeln, Telegraphendrähten und dergleichen. Die sonst nur eine leise zwitschernde Stimme hören lassen, schreien und lärmen nun unter einander, als wenn sie über die Art und Weise ihrer nahen Auswanderung sich nicht einigen könnten. Nun erhebt sich die ganze ungeheure Masse, wie von einem Geiste beseelt, sie steigen auf und ziehen in weiten Kreisen umher, um Land und Luft zu durchforschen und den besten Weg zu dem gesuchten Süden zu finden, und kehren wieder zurück — bis endlich in einer Nacht die trauten Hausgenossen wirklich ihre viele Meilen weite Reise nach Afrika hinein angetreten haben. Für ihre fluggewandten Scharen bieten weder die Alpen noch das Mittelmeer bedeutende Hindernisse; gewohnt in wolkenhohen Luftschichten zu

jagen und zu spielen, von früh bis spät die Schwingen zu üben und mit dem Sturm um die Wette in Minuten Meilen zurückzulegen, sind sie von hier bis zum Äquator gelangt, ehe wir noch sicher sind, daß sie uns wirklich verlassen haben. Über die Zeit der Ankunft und Abreise hat Nopto genauere Listen geführt und notiert: 23., 23., 24. April, 6. und 7. Mai, und 1., 4., 14., 16., 18., 18., 20. September, 7., 7., 17. Oktober.

Im Jahre 1877 erhielten wir von Aplerbeck eine ganz weiße Schwalbe mit schwarzen Augen, welche dort längere Zeit die Aufmerksamkeit erregt hatte. Auch semmelgelbe Exemplare kommen hier einzeln vor. In Seppenrade ist nach Nopto die Hauschwalbe bis 1863 zahlreich vorhanden gewesen, von 1863 bis 1870 nur in einzelnen Paaren und seitdem in etwa 30 brütenden Pärchen. Auch hier in der Stadt Münster haben wir die Beobachtung gemacht, daß die Hauschwalbe, noch mehr aber die Rauchschwalbe an Anzahl bedeutend abgenommen. Der Grund für diese Erscheinung liegt wohl hauptsächlich darin, daß die Ackerwirtschaft in der Stadt beinahe gänzlich aufgehört hat. Während in früheren Jahren auf vielen Straßen noch die alten Häuser vorhanden waren mit dem großen, auf eine Tenne führenden Einfahrtsthor, mit Viehbestand auf beiden Seiten, sind derartige, an die ländlichen Gebäude erinnernde Häuser nun nahezu völlig verschwunden und mit denselben auch die Nistplätze der Rauchschwalben. Auch die zahlreichen Düngerhaufen, welche vor 30 bis 40 Jahren noch im Innern unserer Stadt zu finden und als die günstigsten Entwicklungsstätten für zahllose Schwärme von Fliegen zu betrachten waren, sind in der Stadt nicht mehr vorhanden und damit ist die vorzüglichste Nahrungsquelle für die Schwalben versiegt.

Die Beobachtungen älterer Forscher sowie in neuester Zeit unser Sektions-Mitglied Fr. Sickmann in Iburg, welcher zahlreiche Nester der Rauch- und der Hauschwalbe mit der genauesten Sorgfalt und unter Zuhilfenahme der Lupe untersuchte, haben die leider nicht hinwegzuleugnende Thatsache festgestellt, daß wohl kaum ein anderer Vogel in so furchtbarem Maße von Ungeziefer heimgesucht wird, als gerade diese Schwalben, welche uns von jeher als Muster der leichtesten, sorglosesten und glücklichsten Lebewesen gegolten haben. Während das feste Geschöpf spielend über die idyllische Landschaft dahinstürmt, kriechen auf seinem Leibe eine Menge widerlicher Schmarozer umher: Flöhe, Wanzen, zecken- und spinnenartige Insekten, die sich von dem Blute des Vogels ernähren. In das traute Nest, zu den lieben Jungen zurückgekehrt, finden die Schwalben zahllose Scharen, welche bis jetzt den armen Kleinen das Leben zur Qual gemacht haben und nun mit unerfättlicher Gier über

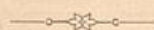
die Alten herfallen, um zur Abwechslung auch einmal draußen in freiem, schwebendem Fluge Blut zu saugen. Hat doch Herr Sickmann in einem Neste der Hauschwalbe bis zu 3000 Stück blutdürstiger Flöhe gefunden, ohne die Menge anderer Insekten zu rechnen, welche alle vom Blute der Schwalben und ihrer Jungen leben und deren Thun und Treiben wir in einem späteren Abschnitte von „Westfalen's Tierleben“ zu schildern haben werden. Von den Hautschuppen der Schwalben zehren Milbenarten; die ausfallenden und die zum Ausbau des Nestes benutzten Federn werden von Larven der Federmotte, *Tinea spretella*, abgefressen; in dem Mulsu des Nestes finden die Larven verschiedener kleinen Fliegen ihren Unterhalt; von dem Kote der Jungen schmausen die Larven größerer Fliegen; Käfer verschiedener Art werden angelockt oder zufällig miteingeschleppt, und ihre Larven greifen wieder die Säcke der Mottenlarven an, während Bücherfcorpione, Cholifer, den schmarozenden Milben und Flöhen nachstellen, um sie mit ihrer „Scher“ zu ergreifen und auszusaugen. Ehe die Nester im Frühjahr wieder bezogen werden, ist die Zahl der schmarozenden Insekten noch ziemlich gering, und je länger ein Nest unbewohnt ist, desto kleiner wird das Häufchen der Quälgeister, welche mit zunehmendem Hunger auf die warmblütigen Zuzügler warten und in diesem vergeblichen Harren endlich zugrunde gehen. Wenn aber Junge im Neste liegen, dann sind deren Quäler oben auf und vermehren sich auf die erschreckendste Weise.

#### Die Uferschwalbe, *Hirundo riparia* L.,

(L. 12,5 cm; S. 5 cm)

kleiner als die vorbeschriebene, oben bräunlichgrau, unten weiß mit einem grauen Querbande auf dem Kropfe, trägt einen schwach ausgeschnittenen Gabelschwanz, der von den Flügelspitzen überragt wird. Sie legt ihr Nest in senkrechten Ufern an, indem sie in deren Wände wagerechte Höhlen gräbt. In der nach hinten etwas erweiterten Nestmulde steht dasselbe auf einer Unterlage von dünnen Halmchen, innen mit Federn ausgefüttert. Die Nestlöcher sind meist in einer wagerechten Reihe schiefsschartenähnlich angebracht und zwar so, daß man sie weder von oben noch von unten her erreichen kann. Wo steile Flußufer nicht zu finden sind, nimmt sie oft, weit von Flüssen entfernt, mit Lehm- und Mergelgruben vorlieb; ja bei Paderborn nisten alljährlich viele Pärchen in einer Heide, aber wenigen glückt es, Junge auszubringen, weil die Nester in Sandgruben stehen, wo sie von unten bequem erreicht werden können. Früher waren sie dort an der Alme so häufig, daß an einzelnen Stellen wohl 50 bis 100 Nester zusammenstanden; jetzt nach Regulierung des Flusses

sind die alten Stellen, weil das Wasser von ihnen abgezogen worden ist, gänzlich verlassen. Bei Seppenrade ist eine Kolonie von etwa 40 Paaren am Mühlenbache, und seit 1860 bauten etwa 10 Paare auf dem dortigen Steinbruch in Höhe von vielleicht 5 Meter. Das Gebirge meidet sie und kommt dort nur in den Flußthälern, aber stellenweise häufig vor, während sie im Siegerlande ganz fehlt. An den hohen Ufern der Ems bei Telgte, Gimble, an der Haskenau nisten sie kolonienweise zu 40 bis 50, zuweilen freilich auch nur in 2 bis 3 Paaren, und es ist ein eigenartiger Anblick, wenn man von dem hohen Uferrand unter sich fort und fort die grauen Federpfeile aus dem Schoße der Erde hervorschnellen und dann mit ausgebreiteten Flügeln dahin schweben sieht, um immer wieder in den steil abfallenden Boden sich einzubohren. Auch an dem sog. Kanonengraben bei Münster kann man einzelne dieser graurückigen Schwalben zwischen ihren stahlblauen Verwandten über dem Wasser umhersegeln sehen. Sie haben einen eigentümlich taumelnden Flug, der sie leicht unter ihren Spielgenossen kennzeichnet. Ende April hier angekommen, brüten sie im Mai ihre 5 bis 7 rein weißen, spitz zulaufenden Eier aus, und wenn die Jungen flugfertig sind, ziehen sie alle schon Ende Juli oder Anfang August von uns fort.



## 2. Familie. Fliegenschnäpper, Muscicapidae.

Der graue Fliegenschnäpper, *Muscicapa grisola* L.,

(L. 13,7 cm; S. 5,4 cm)

ist auch den Stadtkindern hinreichend bekannt, denn wo ein lichter, magerer Garten — andere werden dem Städter ja selten geboten — ans Haus stößt, da pflegt auch der Fliegenschnäpper sich einzustellen. Vom Rande einer Dachrinne, von der Spitze eines Blumenstockes oder von einem trockenen Baumzweige aus flattert er plötzlich auf, um ein vorbeisummendes Insekt zu schnappen und es, zum alten Sitze zurückfliegend, zu verspeisen. Dann wendet er wieder den Kopf, bald hier bald dorthin umher spähend, versucht auch, durch rasche Wiederholung und Veränderung seines Locktones „tschri tschri“ ein kaum hörbares Liedchen zusammenzustümpern; und wenn der Platz kein günstiger scheint und die Pausen im Schnappgeschäfte zu groß werden, verlegt er den Anstand anderswohin. Auch zum Boden herab fliegt er, um von dort eine erspähte Beute rasch aufzunehmen, zum Laufen aber gebraucht er seine schwächlichen zarten Beine höchst selten. Sein Schnabel, von Kopflänge,

verbreitert sich zum Grunde hin, ist von oben nach unten zusammengedrückt, die First kantig zugescharft. Das Gefieder, oben grau, unten weißlich, trägt auf der Brust verloschene Schaftflecken. So sitzt das anspruchslose Vögelchen, wenn die Sonne verschwinden will, dort auf dem Dachfirst, wo die hölzernen Siebelköpfe sich kreuzen, still und sinnend, ab und zu leise flötend, als solle das alte Sassenhaus in Schlaf gelullt werden. Und so allabendlich, als wenn das kleine Vögelchen von wenigen Lebensmonden der Schutzgeist des großen alten Hauses wäre; ein so winzig kleiner Schutzgeist, aber doch dankbar zu dem altergebeugten Gebäude, das ihm in Nacht und Dunkel Schutz verleiht, welches das erste Zirpen des jungen Vögelchens vernommen hat und im nächsten Jahre noch dastehen wird, um auch dessen Kinderchen Raum und Schutz zu gewähren. Und das Vöglein erzählt von den Wäldern, die es auf der Wanderschaft gesehen mit vergilbten und mit frischgrünen Blättern; und der hölzerne Siebel, der auch einmal als fröhliches Bäumchen am Leben teilgenommen, erinnert sich seiner glücklichen Jugend. Und das Vöglein erzählt von den Bergen, über die es hinweggeflogen, wo die Wasserbäche lustig ins Thal hinunterplätschern, bis das bemooste Ziegeldach gar zu zittern beginnt. Denn von da draußen ist es ja auch hergekommen, wo die Würzelchen all der Blumen aus ihm Nahrung saugen und die Käferchen ihr Kämmerlein hatten zur Winterruhe. — Damals als die Ur-Urahnen des kleinen Fliegenschnäppers noch lebten und am Singen studierten, wie er jetzt auch lebt und studiert.

Dieser in unserem ganzen Gebiete häufige Brutvogel kommt nicht vor Ende April, im Gebirge erst anfangs Mai an, wenn er denken darf, daß seine fliegende Beute reichlich genug in Wald und Gärten vorhanden ist. Dann bauen die Pärchen in Spalieren, auf einem über der Hausthür angebrachten Geweih, in Epheuranken, ausgebröckelten Mauerstellen und anderwärts, auch wohl auf einem niedrigen Eichenaste ihr meist nur halb verstecktes, oben aber überdachtes oder doch in der Gabelung dicker Zweige angebrachtes Nestchen. In dem Zimmer des linken Eckturmes der Pfahlbauhalle auf dem zoologischen Garten hängt an der Wand der uralte Halschmuck eines Pfahlbauern, ein aus Halswirbeln erschlagener Feinde aufgereihter Knochenkranz; unten daran hängt ein großer ausgestopfter Vogel. Hinter diesem in einem Halbbogen hängenden Kranze hatte ein Fliegenschnäpper sein Nest gebaut und seine Jungen großgezogen, die am 22. Juli flügge wurden. Dr. Tenckhoff fand es schon in einer Bierhalle, wo viele Gäste verkehrten. Die Alten bebrüteten abwechselnd die 4 bis 5 bläulichen, rostbraun gefleckten Eier und bemühen sich, wenn die Jungen nach 14 Tagen das Nest verlassen können, noch lange Zeit, dieselben mit

den Künsten und Kniffen des Fliegenfangs vertraut zu machen und sie zu lehren, wie man auch mit größerer Beute fertig werden kann. So sah Rud. Koch im Juni 1874, als bei anhaltendem Regenwetter die Fliegen knapp waren, ein Paar Fliegenschnäpper die eben dem Nest entsprungene Jungen mit Regenwürmern füttern, die aber nur mit großer Mühe zum Ergötzen des Zuschauers den kleinen Schreihälsen in den Schlund gebracht werden konnten. — Die Jungen sind grau mit grauweißen Tropfenflecken auf dem ganzen Oberkörper bedeckt.

Schon Ende August bis Mitte September verlassen uns die eifrigen Insektenfänger, und dieser frühe Weggang nach wärmeren Gegenden vollendet den jährlichen Kreislauf im Leben unserer Vogelwelt, dessen Beginn wir an anderer Stelle zu schildern haben werden. Kaum haben nämlich die letzten unserer besiedelten Heimatgenossen ihren kurzen Sommeraufenthalt benutzt, um die junge Brut heranzuziehen; kaum sind den lieben Kleinen die Schwingen ausgewachsen, die Muskeln gehörig gekräftigt und die Sinne genügend geschärft für die Mühen und Gefahren der ersten Reise, dann beginnt schon wieder der Rückzug. Eine Schar nach der andern, zuerst die am weitesten zu reisen oder nur geringe Flugfertigkeit zu beanspruchen haben, ziehen die fröhlichen Gäste wieder ab. Kürzer und kühler werden die herbstlichen Tage, mehr und mehr entleeren sich die fruchtbeladenen Felder, entblättern sich Büsche und Bäume; mehr und mehr entschwinden der Oberfläche der Erde die Heere der schwirrenden und krabbelnden Insekten, bis der grämliche Winter das Pflanzen- und Tierleben auf die spärlichsten Reste zurückgeführt hat.

Der **Trauerfliegenschnäpper**, *Muscicapa luctuosa* L., (L. 13,2 cm; S. 4,8 cm) trägt auf der Oberseite eine schwarze oder schwärzlichgraue, auf der Unterseite eine weiße Färbung, während an den Flügeln ein weißer Spiegel auffällt. Das Männchen besitzt außerdem eine weiße Stirn. Im Gebirge kommt er, mit Ausnahme von Siegen, als Zugvogel fast allenthalben, aber meist spärlich, im Teutoburgerwalde häufiger vor. In der Ebene erscheint er als ein auffallend unregelmäßiger Sommervogel Ende April oft ziemlich häufig, oft wieder in ganz geringer Zahl. Gegenüber dem grauen Fliegenschnäpper ist dieser als der bei uns seltenere Brutvogel zu bezeichnen, den Tenckhoff bei Paderborn als solchen noch nicht gefunden hat. Bei Ibbenbüren im Habichtswalde findet er sich nicht gerade selten; dagegen hat Nopto seit 1869, wo er am 20. April 4 Stück auf dem Zuge beobachtet und im Juni einen jungen Vogel erhalten hat, diese Art nicht wieder gesehen. Er brütet in Baumlöchern, so z. B. in den Linden der Münsterschen Promenaden und innerhalb unserer Gärten in Obstbäumen, auch wohl in kleinen Nistkästchen, selbst wenn

diese an Häusern angebracht sind. Seine 4 bis 6 Eier sind blau, bald heller bald dunkler, aber ohne Zeichnung. Alte und Junge nehmen als Nahrung weiche Insekten aller Art, im Herbst auch wohl saftige weiche Beeren, bis sie um Mitte September uns wieder verlassen. Der Gesang des Männchens hat Ähnlichkeit mit dem des Hausrotschwänzchens, und zutraulich wie diese sind auch die niedlichen Fliegenschnäpper.

### 3. Familie. Würger, Laniidae.

Der große Würger, *Lanius excubitor* L.,  
(L. 24 cm; S. 11 cm).

Als richtige Räuber besitzen die Würger einen gedrungenen Körper mit kräftigem Kopf und starkem, mittellangen Schnabel, welcher im Oberkiefer eine hakig abwärts gebogene Spitze trägt mit einem starken Zahne jederseits davor; auch die Spitze des Unterkiefers ist etwas aufwärts gebogen. Besondere Artzeichen des großen Würgers sind noch die oben hellaschgraue, unten schmutzig weiße Farbe nebst weißlicher Stirn, breiten schwarzen Streifen durch das Auge und schwarzen, weißfleckigen kurzen Flügeln; ferner ein sehr langer, abgerundeter Schwanz. Ob der Würger zwei oder einen weißen Flügelspiegel besitzt (*L. excubitor* L. und *L. major* Cab.), wird nicht als ein Zeichen besonderer Artverschiedenheit angesehen werden dürfen, weil hier bei uns alle möglichen Übergangsstufen vorkommen.

Dieser droffelgroße, gefährliche Räuber ist als Stand-, Strich- und Brutvogel, obgleich ihre Zahl in den letzten Jahren ungemein abgenommen hat, doch noch ziemlich zahlreich, ja mitunter häufig in unserm Gebiete, wo er die freieren, mit kleinen Gehölzen, einzelnen Bäumen und Hecken versehenen Gegenden, die Waldränder und Obstgärten bevorzugt und uns im Winter, wie es scheint, noch häufiger zu Gesichte kommt, als im Sommer. Dort benützt er allerlei Erhöhungen, besonders Baumspitzen als Wachtposten, um nach seiner Beute auszuspähen. Hier ist ein Maikäfer ins Gras getaumelt, und im Nu steht der Würger rüttelnd über ihm, um dann rasch und sicher zuzufassen; dort ist ein Vögelnchen allzuverwegen dem Neste entflohen, ehe die Flügel gewandt genug sind zu eiligster Flucht, und rasch ist es die Beute des kleinen Räubers. An die Fenster der Wohnungen wagt der Verwegene sich, um zwischen den Stäben der Vogelkörbe heraus die Stubenvögel zu rauben, und oftmals verschreckt, immer hartnäckig wieder zu kommen. Dann besucht der Würger zur Abwechselung die Vogelheerde und stößt mit einer Frechheit auf die Lockvögel, die sein Abfangen

dabei nur als gerechte Strafe erkennen läßt, und auf solche Weise gefangene erhält Rud. Koch fast allwinterlich. Auch in den Dohnen, aus denen er die Krammetsvögel räubert, wird er zuweilen selbst gefangen. In nahrungsknapper Winterzeit wird selbst die große flinke Amsel hungermatt eine Beute des nun doppelt verwegenen „Neuntöters.“ Nun streicht er von seinem Posten ab in tiefem Bogen zwischen deckenden Büschen hin, um nach den rennenden und springenden Feldmäusen zu jagen; was er aber erfaßt, es seien Käfer oder Heuschrecken, Frösche oder Mäuse, kleine oder größere Vögel — sie alle werden erst auf Dornen aufgesteckt, ehe sie zum Verspeisen dienen, und manches arme Tier mag da recht lange noch in Qualen ringen, ehe es dem Martertode oder dem Schnabel des Würgers erliegt. Von den Mäusen wird meist nur der Kopf verzehrt, und namentlich bei Mäusefraß findet man die kopflosen Leichen oft genug auf den Dornen von Schlehenbüschen aufgespießt. Von seinem Wachtposten aus läßt er auch seinen eigentümlichen Gesang erschallen, der bald einem Gemengsel von fremden Vogelstimmen gleicht, als wenn er damit seine Opfer locken und berücken wolle, bald an das Wegen eines Tranchiermessers erinnert, wie wenn ein hungriger Feinschmecker sich rüstet, den aufgetragenen Braten zu bearbeiten.

In Eichen, Birken, wilden Obstbäumen, Kiefern etc. bis zur Höhe von 20 m, aber nicht in geschlossenen Beständen hat er sein festes, weich ausgepolstertes Nest. Dr. Tenckhoff fand bei Paderborn, daß dasselbe Paar einmal in einer Hecke kaum 1 m hoch, im nächsten Jahre das Nest in 16 m Höhe anlegte. Im Jahre 1883 erhielt derselbe aus der Nähe von Soest ein Nest, das 2—3 m hoch in einer dichten Weißdornhecke gestanden; 1884 fand er eins bei Paderborn 2 m hoch in Dornen, nachdem dasselbe Paar vorher in ähnlicher Weise genistet hatte; sonst traf Tenckhoff verschiedene andere Nester stets hoch auf einzelnstehenden Waldbäumen, Eichen oder Buchen. Nopto fand einmal ein Nest in dem Weißdornstrauche einer Wallhecke in 1 m Höhe mit 5 Eiern. Das Gelege enthält 4—7, auf trüblichweißem Grunde mit bräunlichgrünen Fleckchen bedeckte Eier. — „Zum nächtlichen Ruheplaz wählst dieser Würger, wie Schacht schreibt, gern die dichtesten Laubholzbestände, dagegen streicht er an Winterabenden gern den Fichtenbeständen zu. Ein von mir beobachteter Vogel hatte jeden Abend, ehe er sich zur Ruhe begab, erst durch das Gezeter der umwohnenden Vögel viel zu leiden. Hauptsächlich waren es Amseln und Zinken, die mit den durchdringendsten Klage- und Jammertönen die Ankunft des hinterlistigen Räubers signalisierten. Sobald er kurz nach Sonnenuntergang ihren Augen im Nadeldickicht verschwand, hatte der Skandal ein Ende.“



Der **kleine Würger** oder der Grauwürger, *Lanius minor L\**, unterscheidet sich von der vorigen ihm sehr ähnlichen Art einerseits durch die geringe Größe (L. 21,5 cm; S. 8 cm); andererseits durch die schwarze Stirn. Die Brust ist rosenrot überlaufen. Die Jungen sehen denen des großen Würgers sehr ähnlich, zur Bestimmung bleibt die Größe vornehmlich maßgebend. Da er erst ein einziges Mal im April 1885 bei Paderborn erlegt ist, muß er als einer der seltensten Irrgäste bezeichnet werden.

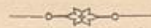
**Der rotköpfige Würger, *Lanius rufus Briss.***

(L. 18,5 cm; S. 8,4 cm),

sogenannt wegen des rostroten Hinterkopfes und Nackens der alten Vögel, hält sich nur spärlich und stellenweise bei uns auf und ist einzeln bei Münster, Rheine, Seppenrade, Wettringen, Pippstadt, Warendorf beobachtet worden. So hat Nopto von 1868 an einige Nester auf einzeln in Viehweiden mit Wallhecken stehenden Weiden, etwa 5 m hoch und mit 4—6 Eiern belegt gefunden. Tenckhoff hat ihn dicht bei Paderborn in früheren Jahren stets in einzelnen Pärchen beobachtet, auch Eier und Junge gefunden; so auch bei Beverungen ein Nest auf einem Birnbaum an der Chaussee, daneben die Alten. Dieser Würger wählt zum Nisten gern hohe, einzelnstehende Birnbäume; Tenckhoff fand ein solches einmal auch in einem Zwetschenbaum 4 m hoch, obwohl es sonst gewöhnlich 5—6 m hoch steht. Es ist fest gebaut aus Moos, Würzelchen und Flechten, inwendig weich; die 5—6 Eier ähneln den grünlichen des großen Würgers sehr, nur sind die olivenfarbigen Flecken derber und schärfer. Auch im Berggebiete lebt diese Art, das höhere Gebirge und den geschlossenen Wald vermeidend, auf offenen Rändern, Weiden und in Gärten, woselbst sich ihre Thätigkeit auf die Monate Mai bis einschließlich August beschränkt. Die Beute dieses Würgers sind nur größere Insekten, besonders Hummeln, Erdgrillen und dergl., die er als echter „Dorndreher“ ebenfalls auf Dornen und abgebrochene Zweige speißt.

Sein lerchengroßer Verwandter, **der rotrückige Würger, *Lanius collurio L.*** (L. 18 cm; S. 8,5 cm) mit dem braunroten Rücken, kommt wieder im ganzen Gebiet, selbst hoch im Gebirge, z. B. bei Winterberg, wie in der Ebene als häufiger Brutvogel vor, wenn er auch zum Glück in den letzten Jahren hier seltener geworden ist. Denn er ist eine Geißel seiner Umgebung, wo er unter der nestjungen Brut wie unter den alten Vögeln schlimme Verheerungen anzurichten vermag und mehr als seine Verwandten die Dornbüsche mit seinen Beutestücken bespickt. Er bedarf der höheren Bäume nicht, sondern nur dichten, durchranken, dornigen und stacheligen Gebüsches, das er gewandt zu durchschlüpfen und in desto gefährlicherer Weise aus-

zurauben vermag. Auch in der Umgebung von Paderborn sind schon mehrfach junge Vögel aufgespießt gefunden worden, wo dieser Würger hauste. Wo er sich zu häufig einstellte, verschwanden die Insektenfresser, so namentlich der schwarzkehlige Wiesenschmäker, und wo vor seiner Ankunft reges Vogelleben geherrscht, wurde es nachher unheimlich still, man hörte fast nur einen einzelnen Pfiff der Goldammer oder des Hänflings. — Im dichten Gewirre eines Dornbusches, eines Wacholders oder einer jungen Fichte steht das Nest mit den hellgrünen oder gelben oder rötlichen, durch dunkleren Fleckenkranz von der gleichen Farbe gezierten Eiern, denen der vorhergehenden Art sehr ähnlich, auch 4—6 oder 7 an der Zahl. Tendhoff hat sie fast nur mit 6, selbst beim zweiten Gelege, einzeln auch mit 7 Eiern und zwar durchweg im zweiten Drittel des Mai gefunden. Nachdem die Jungen erwachsen, treiben sich diese Würger familienweise plündernd und mordend umher, bis sie anfangs August unsere Gegend verlassen. Diese Art fand Schacht stets in dichten Weißdornbüschen und jungen Fichten der Nachtruhe pflegend. Auch er versteht in hohem Grade fremde Vogelgesänge nachzuahmen, vermag aber durch seinen Gesang die Lücken nicht auszufüllen, die seine Mordgier in die kleine Vogelwelt zu reißen pflegt. Männchen und Weibchen weichen sehr von einander ab; ersteres hat aschblauen Oberkopf mit einem schwarzen Streifen durch das Auge, Brust zart rosa. Das Weibchen ist oben trübrostbraun, der Augestreifen braun, die weißliche Unterseite fein schwärzlich grau gewellt. Die beiden letztgenannten Arten sind ausgeprägte Zugvögel.



#### 4. Familie. Seidenschwänze, Ampelidae.

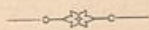
Der gemeine Seidenschwanz, *Bombicilla garrula* L.\*

(L. 20,4 cm; S. 8,7 cm),

ein eigentümlicher Bewohner des Nordens von Europa und Amerika, kommt nur selten und unregelmäßig zu uns, jenachdem in harten Wintern ihn Frost, Schnee und Hunger weiter als gewöhnlich dem glücklicheren Süden zudrängen, oder umgekehrt milde Winterwitterung und reichliche Beerenahrung ihn veranlassen, unser Gebiet zu betreten und einige Zeit inne zu behalten. So ist er hier am 23. November 1877 auf dem Durchzuge und anfangs April 1884, als nach überaus mildem Winter in die schönste Obstblüte hinein der späte verderbliche Frost brach, auf einem Platze Münsters in kleiner Gesellschaft bemerkt worden. Von Mitte November 1866 bis Ende Januar 1867 waren enorme Scharen dieser Seiden-

schwänze erschienen, so daß ganze Körbe und Kiepen voll als Krammetsvögel auf dem Markte feilgeboden und zu 10–12 Groschen das Dutzend verkauft wurden. In späteren Jahren hat Rud. Koch nur ab und zu einzelne wenige Exemplare erhalten, so Januar und Februar 1883 aus Bevergern 9 und von Winterberg 3 Stück. In der Mitte der 40er Jahre, wahrscheinlich in dem strengen Winter von 1844 auf 45 erinnert sich Tenckhoff in einem Garten der Stadt Münster auf einem Birnbaum, durch leise Pieptöne aufmerksam gemacht, eine Gesellschaft von etwa 10 dieser Vögel gesehen zu haben, deren Anblick ihn natürlich in die höchste Verwunderung setzte.

Schön sind diese seltenen Wintergäste, aber steif und stumm, dreist und dumm in ihrem Verhalten und Betragen, wie wenn der grausame Frost, dem sie in ihrem Heimatgebiete rings um den Nordpolarkreis ausgesetzt sind, ihre geistigen Fähigkeiten abgestumpft, ihre Nahrungsgier aber geschärft habe. An seinem Gefieder ist eben der Umstand merkwürdig, daß die Spitzen der Armschwingen in breiten roten Plättchen endigen; bei alten Exemplaren finden sich derartige siegellackfarbige Plättchen auch an der Spitze der Schwanzfedern. Sonst ist die Färbung des kaum stargroßen Vogels zart rötlichgrau, unten reiner als oben, die Spitzen der Handschwingen und des Schwanzes gelb. Auf dem Kopfe sind die Federn zu einem Häubchen verlängert. Die Nester stehen meistens in mehreren Exemplaren zusammen auf Krüppelkiefern im kalten Lappland und sonst dort oben herum. Die hell blaugrünen Eier mit einigen schwarzen Punkten und wenigen kleinen Flecken sind mit keiner inländischen Art zu verwechseln, aber es wird wohl kaum Einer unserer Leser in die Lage kommen, solche zu finden.



## 5. Familie. Meisen, Paridae.

### Die Kohlmeise, *Parus major* L.

Ist die größte (L. 13,7 cm; S. 6 cm) unter dem kleinen, ewig beweglichen und überaus nützlichen Volke unserer Meisen, welches in vielerlei Arten Wald und Feld, Busch und Baum, Acker und Garten, Berg und Thal bewohnt und belebt, und sie ist durch unser ganzes Gebiet häufiger Stand- und Strichvogel. In Laubholz-, Nadelholz- und in gemischten Wäldern, in der Ebene wie im Gebirge gleich gern lebend, durchhüpft dieser geschickte Turner mit dem gedrungenen Körper das ganze Jahr hindurch in den gewandtesten und lebhaftesten Bewegungen die dünnen Baumzweige und sucht, die hohen Baumwipfel meidend und mehr dem Erdboden nahe,

nach Insekten und deren Eiern, Larven und Puppen. Kopfüber, kopfunter gehts mit Hilfe der stämmigen, krummkralligen Füße am Baume hin und her; in jeder Stellung pickt sie mit ihrem kurzen, kegeligen Schnabel, dessen Firste schwach gekrümmt ist, nach ihrer Nahrung. Rud. Koch sah im Sommer 1878 alltäglich ein Kohlmeisenpaar in den Birnbaum seines Gartens kommen und sich dort die haarigen Raupen von *Porthesia chrysoorrhoea* herausholen, denen vor dem Verzehren die Haare mit großer Geschwindigkeit ausgerupft wurden.

Schon vor Beginn des Frühlings hören wir ihren hellen Ruf: „Spinn dicke, spinn dicke“ oder im Eifer ein heftiges Tettern. In hohlen Weiden, Apfelbäumen, oft auch in Pumpenröhren auf den Bauernhöfen legen sie ihre Nester an und da hinein nicht weniger als zweimal 10–15 weiße, kräftig rotpunktierte Eier. Rud. Koch fand Nester dieser Art mehrmals in leerstehenden Bienenkörben; bei Paderborn stand ein Nest in der Pumpe einer ländlichen Besizung, und die Alten scheuten sich nicht, obwohl die Pumpe fortwährend im Gange war. Das Nest ist ziemlich groß, besteht aus Hälmchen, Würzelchen und Moos, und ist inwendig mit Federn, Wolle und Haaren warm ausgefüttert. Und alle die auskommenden kleinen Schnäbelchen wollen mit Käupchen und andern Insektenlarven fleißig gefüllt sein, ehe die Jungen imstande sind, die nutzbringende Aufräumung unter dem schädlichen Geschmeiß selbständig aufzunehmen, bis der Winter ihnen diese Nahrungsquelle häufig verschließt und sie zwingt, Sämereien zu verzehren oder Knochen, Fleisch- und Speckreste in der Umgebung der menschlichen Wohnungen aufzuzuchen und abzupicken. Das Hacken und Zerhacken ist ihnen aber so sehr zur zweiten Natur geworden, daß sie auch andere Vögeln angreifen und, wenn es geht, ihnen das Gehirn auspicken. In der Winterszeit streichen ihrer viele in Gesellschaft von andern Meisen, Goldhähnchen, Spechtmeisen, Baumläufern zc. umher, und wo solche Scharen in unsere öden, verlassen und verschneiten Gärten einfallen, da giebt es für kurze Zeit ein überraschend reges Leben und Treiben.

Das reichliche, fein- und langzerschlitzte Gefieder ist auf dem Unterrücken gelbgrünlich, der Bürzelblaugrau; Wangen und Schläfen sind weiß, die Unterseite gelb, Kehle und ein Längsstreifen auf der Brustmitte schwarz. „Wenn auch, schreibt Schacht, fast alle Meisen Höhlenbrüter sind, so erwählen sie sich zu ihren nächtlichen Ruheplätzen nicht immer Baumhöhlen, sondern ihrer viele beziehen auch die blätterdichten Kronen von jungen Hain- und Rotbuchen, selbst Hecken und Gebüsch, vor allem aber Nadeldickicht. Die Kohlmeise fand ich viel in Höhlungen alter Kopfweiden, aber immer nur einzeln schlafend. Auch in Brutkasten übernachteten sie gern.

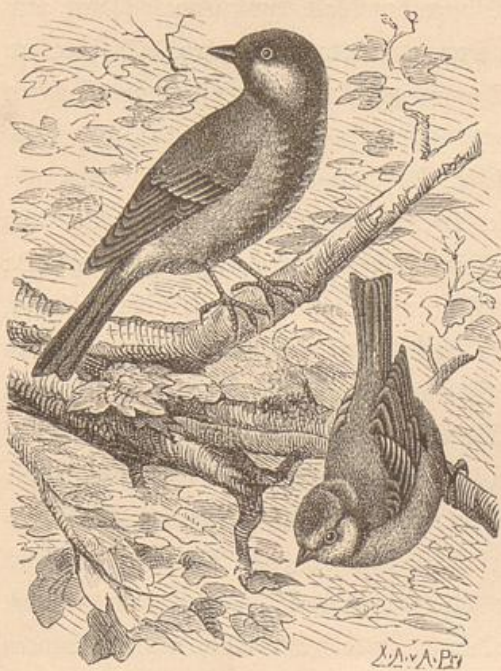
Kleine Gesellschaften, die im Herbst und Winter den Wald durchziehen, schlafen gern in jungen Buchenpflanzungen, auch in den Kronen der Kopfhainbuchen. Die übrigen Meisenarten, wie Blau-, Sumpf- und Tannenmeisen verbergen sich zur Nachtzeit am liebsten im Nistengrün.“

Es ist gewiß eine auffallende Thatsache, daß die Kohlmeisen, wie auch alle übrigen Meisen, eine so große Anzahl Eier legen und ebensoviele Nachkommen groß ziehen, während man doch keine Zunahme dieser nützlichen Vögelchen bemerkt. Da sie aber als Standvögel auch zur strengen Winterszeit unsere Gegend nicht verlassen, werden sie durch die Unbilden des Winters stark dezimiert. Die winzigen Insekten und deren Eier in den Rindenritzen und Spalten werden oft genug von einer Eisfruste überzogen und den hungernden Meisen unzugänglich gemacht. Wie viele mögen so vor Hunger umkommen! Man kann aber manche Meise vor dem Hungertode retten, wenn wir, ihre Vorliebe für Speck, Talg und Käse fennend, eine Speckschwarte, eine Talgkerze oder die Hälfte von Wallnüssen an einen Bindfaden befestigen und dieses Futter in einen Baum oder direkt vor unser Stubenfenster hängen. Dann hat man die Freude, die geschickten Turner an dem Bindfaden sich anklammern und den Leckerbissen benaschen zu sehen. Mag das Futter hin und herbaumeln, die Meise läßt sich nicht stören. Die so vor dem Hungertode geretteten Vögel erweisen sich bei milderer Jahreszeit dafür sehr dankbar, indem sie unsere Gärten von den lästigsten und schädlichsten Insekten säubern. Und weil sie gerade den Eiern der Insekten aufs eifrigste nachstellen, nützen sie noch mehr als manche andere korbtierrfressende Vögel, welche auf größere Insekten selbst angewiesen sind.

#### Die Tannenmeise, *Parus ater* L.,

(L. 10,8 cm; S. 4,8 cm) (Fig. 10),

ist nur eine kleinere, unschönere Ausgabe unserer Kohlmeise; was bei letzterer grün, ist bei ersterer grau, und was die Kohlmeise gelb hat, ist bei jener weißlich. Im besondern ist der Rücken bläulichgrau, der Bürzel rostgrau; die Unterseite weißlich, Kopf und Hals schwarz; ein großes Feld auf den Wangen und ein Längsfleck am Nacken weiß. Die Schwanzfedern erscheinen einfarbig aschgrau. Für unsere Fauna ist die Tannenmeise ein Zukömmling, der in der Gegend um Münster erst 1843 oder 44 bemerkt wurde, von da ab sich immer öfter zeigte und jetzt in fast allen Kiefern- und Nichtenwäldungen als Brutvogel zu finden, wegen seiner kolossalen Insektenvertilgung aber als wahrer Wohlthäter der Wäldungen hoch willkommen zu heißen ist. In



Tannenmeise und Blaumeise. (Fig. 10.)

Paderborn hat sie Tenschhoff nur als Passanten in einigen Fällen und zwar nur in kleinen Trupps zu 3—5 kennen gelernt; als Brutvogel ist sie ihm dort nicht bekannt geworden. Bei Seppenrade nach Nopto vor 1860 ganz unbekannt, brütet die Tannenmeise jetzt in den Fichtenanlagen des Borkenberges, wenn auch nicht häufig. Vom Februar ab hört man schon ihre sanfte Lockstimme „Situiti“, welches etwas moduliert auch ihren Gesang ausmacht. Dann legen sie in der von ihnen erweiterten Höhlung eines alten Stockes meist nahe am Boden oder wohl gar in der Erde, in einem mit Moos oder Gräsern umgebenen Loch ihr Nest an und bebrüten darin 6—10, denen

der Kohl- und Haubenmeise gleichgefärbte, nämlich weiße, rot punktierte Eier. Im Jahre 1871 nistete in der Nähe von Schachts Wohnort ein Pärchen wenigstens 2 m tief zwischen mächtigen Sandsteinfelsen und brachte daselbst glücklich zwei Bruten auf. Mit ihren Jungen beginnen sie dann schon im September umherzuschweifen, und auf diesen Streifereien in Kiefern- und Lärchenwäldungen verzehren die Vögelchen massenweise die in Säcken aufgehängten Larven der Lärchenmotte, *Tinea laticella*. Sie durchsuchen am liebsten die höheren Baumwipfel, während Kohl- und Haubenmeise mehr den Stamm und die niedrigen Zweige von ihren Verderbern reinigen.

#### Die Haubenmeise, *Parus cristatus* L.,

(L. 12 cm; S 4,3 cm),

deren Scheitel ein Häubchen aus schwarzen Federn mit weißen Rändern und Spitzen ziert, hat auf der Oberseite eine rötlichbraungraue, unten eine grauweiße Färbung. Sie findet sich als ein im ganzen Gebiete vorkommender, in der Ebene häufiger Brutvogel fast nur in Nadelholzwäldungen; bloß in der Streichzeit besucht sie auch solche Laubhölzer, welche zwischen Nadelwald liegen. Bei Paderborn kommt sie als Brutvogel sehr

selten vor, als Strichvogel hat Tendhoff sie einigemal beobachtet. So 1883 und 84 im Frühjahr nur in einem Exemplar und an einer und derselben Stelle; es war eine an der Eisenbahn sich lang hinziehende Dornhecke, die das Vögelchen mit unermüdllicher Sorgfalt auf und ab durchschlüpfte und absuchte. Dabei ließ es sehr oft seinen angenehmen, von andern Meisen es leicht unterscheidenden Lockton hören und hob und senkte dabei abwechselnd seine Haube. Die daneben sich hinziehende niedrige Tannenschonung besuchte es wenig. Es erschien äußerst zutraulich, aber nach 8 Tagen war es leider verschwunden. Man sieht diese Meise oft niedrig am Boden und sie sucht nicht blos die dünnen, feineren Zweige nach Insekten ab, sondern sie klammert sich auch gern an alte Kiefernstämme, ja sie hüpfst oft spechtartig an der rauhen Borke hinauf, um die dort verborgene Insektenbrut herauszuhacken. Sie verrät ihr Dasein im düsteren Kiefernbestande durch ihren hellen Lockton „Zickglürrr,“ dem ein gedehntes „Täh, täh“ vorausgeht. Der Gesang ist unbedeutend. Diese Meise nistet am liebsten hinter losgelösten alten Rindenstücken; sonst steht auch das Nest, 1—4 m hoch, in Baumhöhlen, in verlassenen Eichhörnchen- und Elsternestern, oder auch in einer von einem Span oder von Borke bedeckten Astgabel. Es ist außen aus Moos und Flechten, innen aus Tierhaaren und Pflanzenwolle verfertigt und enthält 8—10 niedliche, zartweiße, rotpunktierte Eier, deren Flecken aber derber als bei den anderen Meisenarten und am stumpfen Ende franzartig gestellt sind.

Da sie sich täglich in einem kleinen Revier umhertreiben, so ist der Nutzen sehr groß, den sie in den Nadelforsten durch Vertilgung der schädlichsten Insekten leisten, und ist zu bedauern, daß durch die kleinen Raubtiere, besonders auch durch Sperber, Baumfalk und Merlin so sehr unter ihnen aufgeräumt wird, daß die Haubenmeisen trotz ihrer zwei Bruten sich doch nicht stark vermehren. Hoher Schnee und besonders starker Reifrost werden auch ihnen wie allen andern Meisen sehr verderblich.

#### Die Blaumeiße, *Parus coeruleus* L.,

(L. 12 cm; S. 5,4 cm) (Fig. 10),

auch „Pimpelmeiße“ genannt, wie Bolsmann schreibt, oder „Tintelmeiße,“ wie bei Paderborn alle kleinen Meisen heißen, ist die schönste unter den Waldmeisen, auf dem Kopfe, den Flügeln und dem Schwanz blau, auf der Unterseite gelb; ein weißes Band, von der Stirn bis zum Hinterkopfe reichend, begrenzt den dunkelblauen Scheitel, ein schwarzer oder blauschwarzer Bügelstrich geht durch die Augen, dazu sind die Wangen weiß und um den Hals trägt sie ein bläuliches Halsband. Die Schwingen sind

schiefer-schwarz, die hinteren blau mit weißer Spitze und Außenfahne. Die Schwanzfedern sind schön schieferblau; die Füße wie bei allen echten Waldmeisen bleigrau. Die Weibchen sind etwas weniger schön und die Jungen viel matter gefärbt.

Hier bei Münster ist sie auf den Landdörfern sehr gemein, ebenso bei Paderborn, und neben der Kohlmeise die häufigste: sie nistet vielfach in Baumlöchern, die sie nicht selten selbst erweitert, auch mit Vorliebe in den alten Hauspfosten, oft dicht an Fenstern und Thüren, und scheut die nächste Nähe der Menschen gar nicht. Niedriges Gebüsch mit hohen Laubhölzern auf feuchtem, fruchtbarem Boden ist ihr Lieblingsaufenthalt; gern auch lebt sie in den Obstpflanzungen, und oben in den höchsten Wipfeln der Eichen sucht sie ihre Insektennahrung, besonders den Eichenwickler (*Tortrix viridana*), und ist unter allen Meisen am geschicktesten im Klettern. Ihre Stimme, „Sie querneteth“ oder „Zirrer“ lautend, ist sanfter als der Triller der Haubenmeise. Sie ist wohl die nützlichste unter allen Meisen, weil sie so in unmittelbarer Nähe der Häuser und Gärten die Insekten und ihre Brut auch von den feinsten Zweigen ablieft. Sie treibt sich lieber im Laubwalde als im Nadelholz umher, im Herbst und Winter geht sie auch an Beerenferne, Sämereien und auch wie die Kohlmeise gern an Walnüsse, besonders gern aber an Fleisch kleiner Tierleichen sowie an Speck und Talg. Im Wesen und Betragen gleicht sie der Kohlmeise; sie ist ebenso betriebsam, gewandt, feck und fröhlich, fast ebenso neugierig und jähzornig wie diese. Auch sie macht zwei Bruten mit 8–10 weiß und rot punktierten Eiern. Auf dem Neste überfallen teilt sie tüchtige Schnabelhiebe aus, und die Alten wie die halberwachsenen Jungen zischen zu ihrer Verteidigung wie Schlangen.

**Die Sumpfmeise, *Poecile palustris* L.,**  
(L. 11,5 cm; S. 4,8 cm),

welche oben fahlbraungrau, unten weißlich, an Scheitel, Nacken und Kehle schwarz und an Wangen und Schläfe weiß ist, wohnt möglichst in der Nähe von Wasser überall in den Wäldern unseres Gebietes und nistet zahlreich in den alten Baumstämmen der Wallhecken und Kopfweiden, besonders wenn dieselben an wasserhaltigen Gräben stehen. Sie lebt von allen Waldmeisen am tiefsten und am liebsten an sumpfigen, nassen Stellen, und unterscheidet sich in ihrem Betragen von jenen höchstens durch noch größere Beweglichkeit und durch das Revier, das sie sich für ihre Insektenjagd ausgewählt hat. Während nämlich die Kohlmeise in mittlerer Höhe der Bäume lebt, geht die Blaumeise sehr hoch in die Kronen hinein, und die Sumpfmeise treibt sich mehr im niedrigen Gestrüpp und im Unterholz herum; die Schwanzmeise endlich schwärmt



meist um die äußeren Zweige der Laubholzbäume. Die Eier der Sumpfmeise, von ähnlicher Anzahl wie bei der vorigen Art, sind von denen der Tannen- und Blau- meise schwer zu unterscheiden; auch sie brütet wie ihre Verwandten zweimal.

Es dürfte wohl noch selten beobachtet sein, daß Meisen überhaupt sich selbst nach Art der Spechte Höhlen in Baumstämmen ausmeißeln, weshalb wir einen bei Münster beobachteten derartigen Fall hier näher beschreiben wollen.

In der Nähe des Wassergrabens in unserem Schloßgarten stand eine Erle, deren Stamm 24 cm im Durchmesser hielt. In der größten Hälfte war der Stamm kerngesund und fest; nur an der einen Seite befand sich eine tiefer greifende morsche Stelle, von Rinde ziemlich entblößt, sonst glatt. Hier fing die Sumpfmeise an zu picken und zu meißeln, und zwar beobachteten wir sie bei diesem Geschäfte zuerst am 1. April 1885. Die Eingangsöffnung ist länglich oval, von oben nach unten gemessen 4 cm im Lichten, quer gemessen 2,5 cm; die Tiefe der ausgemeißelten Höhle beträgt 19 cm. Oben führt ein engerer Gang in die 13 cm breite Misthöhle. Diese für den kleinen Vogel so gewaltige Arbeit wurde in 3 Wochen fertig gestellt, denn am 21. April trug die Meise das erste Nestmaterial herbei und legte einige Tage später die ersten Eier.

#### Die Schwanzmeise, *Acredula caudata* L.,

(L. 14,4 cm; S. 8,7 cm),

durch einen den Körper an Länge übertreffenden, stufigen abgeschragten Schwanz ausgezeichnet, schildert uns Bolzmann als durchaus nicht blutgierig, wie die andern Wald- meisen, sondern als ein immer munteres, reges, lebendiges und fröhliches, dabei auch zutrauliches Vögeln, dessen Lockton ein pfeifendes „Titi,“ dessen Plauderton ein zwit- scherndes „Sit“, dessen Warnungsruß ein schreiendes „Ziriri“ und „Terr“ ist. Nur kleine Kerbtiere, welche sie ganz verschlucken kann, bilden ihre Nahrung. Ihr künstliches Nest erinnert an das der Beutelmeise, ist eiförmig mit seitlichem Eingange, 16 cm hoch und 9 cm breit; grüne Laubmoose mit Gespinsten und Baumsflechten bilden die Außenseite, während das Innere eine solche Menge Federn und Haare enthält, daß man kaum begreift, wie die Tierchen so vieler haben habhaft werden können. Außerlich gleicht das Nest ganz der Baumrinde, an die es gebaut ist, so daß es dem ungeübten Auge sich entzieht. Hier bei uns steht es am liebsten in einem dichten Wacholderstrauche oder auf einer Brombeerranke, welche sich einer jungen Eiche anschmiegt, von den Blättern derselben bedeckt. Tendhoff fand es einmal oben auf

einer nicht dicken abgestutzten Weide, zu der es die natürliche Fortsetzung bildete, so daß es dem Auge kaum bemerkbar wurde; ein andermal wohl 12 m hoch auf dem dicken Seitenaste einer Buche im Hochwald, wo es aber am nächsten Tage, vom Winde herabgeweht, am Boden lag — sonst hat es dieser Beobachter stets niedrig gefunden. Kud. Koch fand vor einigen Jahren ein Schwanzmeisennest auf einem in den Hausteich eingerammten alten Pfahl, welcher etwa 1 m hoch aus dem Wasser ragte und ganz mit Moos überzogen war; es war oben auf der Spitze angelegt und wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Äußeren des Pfahls kaum zu sehen. Der feine Bau beschäftigt das Pärchen 2—3 Wochen und enthält 10, 12 ja bis 17 äußerst kleine, zartschalige, zuweilen rötlich punktierte, oft nur rötlich gewässerte weiße Eier. Der lange Schwanz wird beim Brüten umgelegt, die Jungen lassen ihn aus dem Eingangslöcher oder unten durch das Nest hängen. Wir sahen aber auch schon öfter die Jungen, dem Nest ent schlüpft, ehe ihre Schwänzchen ausgewachsen waren, in einer Reihe dicht aneinander gedrängt, auf einem niedrigen Baumzweige sitzen.

Im Herbst streichen die Meisen in Laub- und gemischtem Holz herum, in lächerlicher Gile ihr „Terzt,“ „Zett“ schreiend. Plötzlich sieht man sich von diesen kleinen Federbällen mit langen Stielen im Walde umgeben, wo sie, lebendigen Viertelnoten ähnlich, auf dürren Zweigen gleichsam das Notensystem des Waldes bilden, und ebenso plötzlich sind sie wieder verschwunden. Ihr Jagdrevier ist die unterste Region des Laubholzes und das Gebüsch; den reinen Nadelwald meiden sie. Ihrer starken Vermehrung ungeachtet sind sie doch nicht zahlreich: ihrer Feinde sind zu viele und ein starker Raufrost wird den zarten Vögeln schon verderblich.

Die Schwanzmeisen variieren nicht selten in der Färbung. Rücken und Schwingen sind schwärzlich, Kopf, Nasensehern und die Unterseite weiß; Unterrücken, Brustseiten und die untern Schwanzdeckfedern braun, die 4 mittleren Schwanzfedern schwarz, die seitlichen mit weißlichen Keilflecken. Die jüngeren Weibchen tragen über jedem Auge einen schwarzen Streifen. Im Jugendkleide sind Stirn, Flügel, der ganze Kopf und Hals braunschwarz mit Ausnahme eines ovalen weißen Fleckes auf der Mitte des Scheitels und der weißen Kehle und Gurgel.

#### Die Bartmeise, *Panurus biarmicus* L.,\*

(L. 16 cm; S. 8,5 cm)

gehört zu den nach ihrem hauptsächlichsten Aufenthaltsorte so benannten Rohrmeisen und ist sie deren einziger Vertreter. Sie erscheint in Deutschland nur selten und so ist denn auch nach Westfalen Ende Oktober 1847 ein Flug von 15—20 Stück

gekommen, den Pfarrer Bolsmann in dichtem Weidengebüsch an der Ems bei Gimble antraf. In kurzer Zeit erlegte er die meisten davon, da die Vögelchen ihre getöteten Gefährten nicht verließen sondern mit vielem Geschrei umkreisten; doch gingen leider mehrere davon im dichten Gestrüpp und in der schnell fließenden Ems verloren. Am andern Morgen war nur noch ein altes Männchen da, welches sich durch seinen Lockton „Zit zit“ und einen eigentümlichen Warnungsruf „Tschin, tschin“ anmeldete, und, durchaus nicht scheu, sich ohne weiteres erlegen ließ. Im selben Jahre wurde nach Bolsmann auch bei Neuentkirchen in der Nähe von Rheine ein Flug dieser schönen Meisen gesehen; nach dieser Zeit sah man sie hier nicht wieder. Die Hauptfarbe der Bartmeiße ist ein zartes gelbliches Zimmtbraun, das Männchen mit perlgrauem Oberkopf, langem, tiefschwarzem, von den Zügeln herabhängenden Barte, weißer Kehle; das Weibchen mehr gleichmäßig braun mit heller Unterseite. Das Nest steht nicht wie bei den anderen Meisen in Höchern, sondern dem Aufenthaltsorte des Vögelchens gemäß im Rohr und zwischen Weiden, und ist ein länglich runder Bau aus Bastfasern, Rispen und Pflanzenwolle zusammengewebt, mit seitlichem Flugloche. Die 4—6 Eier sind weiß, sehr spärlich mit schwarzroten zarten Punkten und Schmitzen besetzt.

**Die gemeine Spechtmeiße, *Sitta caesia* Meyer,**

(L. 13,5 cm; S. 4,5 cm),

oder Baumflette und auch Kleiber genannt, deutet durch jenen Namen an, daß sie zwischen Spechten und Meisen eine Mittelstellung einnimmt. Sie übertrifft jedoch die Spechte an Kletterfertigkeit, indem sie in steter Beweglichkeit mit ihren starken langzehigen und krummkralligen Füßen an den Bäumen umherspringt, um ihre Nahrung: im Sommer Insekten und Spinnen, im Herbst bis zum Frühling Sämereien und Beeren dort zu suchen. Dabei ist ihre Stellung als einzig in ihrer Art unter unseren einheimischen Vögeln meist kopfabwärts gerichtet; aber auch kopfaufwärts sowie in horizontaler Richtung vermag sie gleich gut zu klettern und zu hüpfen. In solchen Stellungen zerhackt sie auch in kräftigen Hieben hartschalige Baumsämereien und Haselnüsse, die sie zu diesem Zwecke in Baumspalten zwängt. Ihr oft wiederholter kräftiger Ruf „Tritt“ macht sie uns rasch bemerkbar.

Der keilfegelförmige Schnabel ist von Kopflänge, die Dillenkante desselben stärker aufwärts, als die First abwärts gekrümmt. Flügel und Schwanz sind kurz. Die Hauptfärbung ist oben blaugrau, unten mit Ausnahme der weißen Kehle braunrot; ein schwarzer Streifen zieht sich vom Schnabel durchs Auge bis zum

Halse. Sie ist in unserm ganzen Gebiete als Standvogel in allen alten Eichenbeständen zu finden, da ihr vorzugsweise die Eichen mit ihrer rauhen, korkigen Rinde das Klettern leicht machen; sie war sonst auch in der Promenade um Münster ein häufiger Brutvogel, doch hat dort ihre Zahl bedeutend abgenommen, während sie im Schloßgarten noch häufig ist. Auch Nopto teilt mit, daß sie, früher bei Seppenrade ziemlich häufig, inzwischen sich vermindert habe. Sie nistet in Baumhöhlen in Höhe von 4 bis zu 20 m und verschmiert den Eingang dazu soweit, als es der Umfang ihres Körpers zum Ein- und Ausschlüpfen eben zuläßt. Die lehmige Erde, womit dies geschieht, wird durch den dazu verwendeten Speichel so hart, daß es eines scharfen Messers bedarf, um sie zu entfernen. In Ermangelung passender Baumhöhlen sahen wir den Kleiber schon das Loch einer Backsteinmauer benutzen. Ein ausgefallener Stein bot dem Neste hinlänglichen Raum; die vordere Öffnung war kunstvoll bis auf das Flugloch mit Lehm vermauert. Die 5—6 Eier tragen auf weißem Grunde viele rötliche, am stumpfen Ende franzartig gehäufte Flecken; die Eier selbst sind ziemlich bauchig und glänzender als die der Meisen.

#### Das gelbköpfige Goldhähnchen, *Regulus flavicapillus* Naum.

(L. 8,8 cm; S. 2,6 cm).

Die Goldhähnchen mit dem kurzen, graden und dünnen Schnabel und dem auffallend gefärbten Scheitel sind die kleinsten unserer einheimischen Vögel und zeigen durch Gestalt, Lebensweise und Stimme ebenso große Verwandtschaft zu den Laubsängern wie zu den Meisen. Unaufhörlich kletternd suchen sie an den Zweigen der Bäume und zwar meist der Nadelhölzer, seltener im niederen Laubgebüsch, auf der Wanderung auch in Hecken, nicht selten in Gesellschaft von Meisen, ihre Nahrung.

Als Wintervogel ist unser Goldhähnchen in allen Nadelholzwäldern des gebirgigen Teiles unseres Gebietes sehr häufig, als Brutvogel aber bei weitem seltener, stellenweise wie z. B. bei Paderborn gar nicht zu finden. Das alte Männchen mit orangegelber Scheitelmitte, die beiderseits zunächst schwefelgelb und dann schwarz begrenzt ist; das alte Weibchen mit schwefelgelber, schwarz begrenzter Scheitelmitte. Zügel und Augengegend sind grauweißlich. Den Zungen fehlt das Gelb und Schwarz auf dem Scheitel.

Im Spätherbst kommen diese lebhaften, flinken Kletterer vom Norden her als Gäste zahlreich zu uns und bleiben den ganzen Winter hindurch als eifrige Insektenfänger in unsern Kiefernwaldungen. Wo sie als Brutvögel vorkommen, brüten sie auch gleich zweimal im Jahre je 6—10 Eier aus, die fast einfarbig schmutzig gelb sind.



Spechte: Großer (a), mittlerer (b), kleiner (c) Buntspecht u. Grünspecht (d). (Fig. 2.)



Das feuerköpfige Goldhähnchen, *Regulus ignicapillus* *Brm.*,

(L. 8,2 cm; S. 2,5 cm)

hat in beiden Geschlechtern den glänzend feuerfarbigen, vorn und seitlich schwarz begrenzten Scheitelstreifen. Im Unterschiede zu dem vorigen verläuft bei ihm ein weißer Längsstreifen über dem Auge; Flügel sowie ein durchs Auge fortgesetzter Streifen sind schwarz. Dieses Feuerhähnchen kommt durch das ganze Gebiet als häufiger Brutvogel vor, der im April hier anzukommen und im September und Oktober wieder abziehen pflegt. Sie nisten fast nur in Nadelholzwaldungen, meist am Rande oder in einzelnen, bezw. zu Gruppen verbundenen Bäumen, auch selbst in niedrigen Fichten, wo das fast kugelig gebaute, ringsum mit Moos versehene kunstvolle Nest an der äußersten Spitze eines Zweiges derart angebracht ist, daß es von benachbarten dichten Zweigspitzen auch obenher möglichst verdeckt wird. Sogar innerhalb der Stadt Münster hat nach des Untengenannten Beobachtungen einmal ein Paar auf dem nun abgetragenen Ludgeriberge in einer Gruppe von noch schwachen Fichten gebrütet und am 28. Mai zum ersten, am 17. Juli zum zweiten Male flügge Junge in die Welt entlassen. Das Nest ist von außen, ähnlich dem Buchfinkeneste, mit Moos überzogen, im Innern mit Federn dicht ausgepolstert, und die Randfedern sind so gestellt, daß sie nach innen gebogen gleichsam ein schützendes Dach herstellen. Es steht verschieden hoch, von 2—8 m etwa. Die Eier, 7—10 an der Zahl, sind rötlicher, wie bei *flavicapillus*. Tendhoff fand in 3 aufeinander folgenden Jahren (1870—72) am 10. Mai in einer Fichtengruppe an demselben Zweige ein Nest mit je 8 bezw. 9 Eiern. In dem sanften Lockton, der wie „Sit“ klingt, dem eigentümlichen trillernden Gesange und dem sonstigen Verhalten haben beide Arten viel Übereinstimmendes, und wollen wir darüber nach den Beobachtungen unseres verstorbenen Mitgliedes, Domvicar Hülmann in Osnabrück, folgendes mitteilen.

Das Sommerkleid ist vom Winterkleide nicht unerheblich verschieden; bei dem sehr dichten Wintergefieder, das im August angelegt wird, ist ein gelber Ton am ganzen Körper vorherrschend, wodurch der Vogel bedeutend heller und intensiver in Farbe erscheint. Dagegen wird nach der Mauser im März alles mehr grau, besonders Wangen und Brust, auch ist das Kleid viel dünner. Was den Sommeraufenthalt angeht, so scheinen beide Arten, besonders aber *Reg. flavicapillus* dem hügeligen Terrain vor der Ebene entschieden den Vorzug zu geben, was bei Osnabrück, wie im Sauerlande und in Tirol beobachtet worden. Auch will diese Art bei

Osnabrück immer Kiefernbestände, wenn auch nicht zum Nisten, so doch in der Nähe des Nistplatzes haben, während die andere Art durchaus Laubholz in der Nachbarschaft verlangt. So war es auch mit dem i. J. 1863 bei Münster auf dem Ludgerberge gefundenen Neste. Das Nest selbst ließ sich am besten mit einem Buchfinkeneste vergleichen; während aber der Fink sein Nest außen mit weißlichen Flechten stark bedeckt, um es der Baumrinde ähnlicher zu machen, benutzt das Goldhähnchen fast nur grünes Moos, wodurch das Nest in den grünen Tannenzweigen ganz verschwindet. Auch inwendig ist dieses mit Federn, jenes mit Haaren ausgepolstert. Dieses niedliche, fast kugelrunde Nestchen fand unser Gewährsmann bei beiden Arten immer in Höhe von 4—5 m, bald auf einem Aste ruhend, bald schaukelnd darunter hängen, je nachdem, wie oben bemerkt, die beste Bedeckung zu erreichen war. Die Zahl der Eier beträgt bei der ersten Brut beider Arten nach Hülmann regelmäßig 8, einmal fand er bei *ignicapillus* nur 5 vor. Die Färbung ist bei diesem hellfleischfarben, bei dem anderen schmutzig weiß, beidemal aber mit einem dunkleren Kranz am stumpfen Ende. Die Jungen werden hauptsächlich mit nackten grünen Käupchen gefüttert und bekommen 3—4 Wochen nach dem Ausfliegen ihre gelben Scheitelfedern, etwas später die schwarze Einfassung.

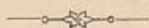
## 6. Familie. **Baumläufer**, *Certhiidae*.

**Der graue Baumläufer**, *Certhia familiaris* L.,  
(L. 12 cm; S. 6 cm)

macht sich uns bei Spaziergängen meist dadurch besonders bemerklich, daß er aus dem Wipfel irgend eines stärkeren Baumes an das untere Ende eines benachbarten korkigen Stammes gleichsam herunterfällt, doch so, daß er an der abgewendeten Seite unseren Augen entschwindet, um dort ungestört seiner nützlichen Thätigkeit weiter obzuliegen. Da hüpfet er denn vermittelst seiner großen, spitzen und krummen Krallen, sich stützend auf die am Ende zugespitzten langen Schwanzfedern, sehr geschickt in senkrechter Körperhaltung und in gerader Richtung oder auch in Schraubenlinien nach oben hinauf, um mit seinem langen, spitzen, sanftgebogenen Schnabel die Insekten und deren Eier, Larven und Puppen aus den Spalten und Ritzen der Rinde herauszupicken. Und wenn man so in einem bestimmten Reviere Tag für Tag das fleißige



Vögeln dieselben Bäume begehen und durchmustern sieht, wo immer wieder neue Nahrung gesucht und gefunden werden muß, so kann man sich einen Begriff machen von seiner Nützlichkeit. Während dieser für die Feinde unserer Ökonomie überaus nachteiligen Arbeit läßt das Männchen fleißig seinen lauten Lockruf „Tit“ oder bei heiterem Wetter auch seine kurze Gefangesstrophe erschallen. Daneben muß dieser, in unserm Gebiete häufige Brut- und Standvogel noch Zeit gewinnen, hinter abstehenden Baumsplintern, in Baumlöchern, Ritzen und Spalten, oft auch in den Brettergiebeln unserer Bauernhäuser ein ziemlich kunstreiches Nest zu bauen und darin einmal 6—9 und dann nochmals 4—6 Eier auszubrüten, welche auf weißem Grunde mit zahlreichen roten Flecken versehen sind, am dicken Ende zu einem derben Kranze zusammenfließend. Wir fanden einmal ein Nest an einem Brettergiebel mitten in der Stadt Münster. Das weiche Gefieder dieser Klettermeise ist unscheinbar gefärbt: oben gelbbraun mit weißen Tropfflecken, unten weiß, auf der Mitte der Schwingen mit gelbweißer Binde. Der Baumrinde könnte das Federkleid in der That nicht besser in Bezug auf Farbe angepaßt sein.



## 7. Familie. Zaunkönige, Troglodytidae.

Der Zaunkönig, *Troglodytes parvulus* L.,  
(L. 9,5 cm; S. 3,2 cm),

eins der niedrigsten und kleinsten hiesigen Vögeln, trägt seinen Namen sehr mit Recht, denn Hecken und Bäume und das Wurzelgewirr an überhangenden Ufern, am liebsten dichtes Gestrüpp, beherrscht er als sein Reich; aber ein bißchen Wasser und Feuchtigkeit muß dabei sein, sowie auch ein bißchen Alter, Bröcklichkeit und Unordnung. Mit außerordentlicher Gewandtheit, die ihm auch den Beinamen „Zaunschlüpfer“ verschafft hat, schlüpft und hüpfet er durch das verschlungenste Strauchwerk, ohne daß sein kurzes, aufrecht getragenes Schwänzchen Gefahr läuft. Durch seine sonderbaren knickenden Bewegungen und durch seinen hellen, im Verhältnis zu dem kleinen Körper äußerst kräftigen Gesang macht er sich trotz der Kleinheit seiner Gestalt doch bemerklich genug. Selbst im Winter hört man ihn singen und zwar am hellsten, wenn trockener, nicht zu scharfer Frost herrscht. Der kleine Kerl ist überhaupt immer fidel. Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich vom äußersten Norden Europas bis zum Süden, und die Ebenen passen ihm so gut als Aufenthaltort wie das Hochgebirge. In unserm Gebiete kann man den kleinen Gesellen, dessen schlichtbraunes

Gefieder mit zahllosen schwärzlichen Wellen und Punkten geziert ist, überall finden. Er nistet in alten knorrigen Stämmen und Wurzeln, unter Brücken, überhangenden Ufern, in Wacholdersträuchern, dichtem Epheu zc., im Münsterlande vorzugsweise in den alten Strohdächern der Häuser und Scheunen, ja einmal nistete ein Paar dieser Kobolde in der Tasche einer alten Tuchjacke, welche die Arbeiter in einem Neubau einige Zeit hatten hängen lassen. Das große, ringsum bis auf ein kleines Flugloch geschlossene, aus Moos kunstfertig hergestellte und mit Federn ausgepolsterte, kugelige, verhältnismäßig große Nest wird mit 6—7 weißen, fein rot punktierten, nicht



Zaunkönig. (Fig. 11.)

grade kleinen Eiern belegt. Daneben bauen die Zaunkönigsmännchen oft noch andere Nester, welche als Schlafstellen benutzt werden und aus Moos bestehen; aber wenn die Vögelchen über Tag auch einzeln und ungesellig für sich gewirtschaftet haben, mit der anbrechenden Dunkelheit des Winterabends — gleich als ob sie dann eine gewisse Bangigkeit überkäme — finden sich ihrer mehrere zusammen, um in irgend einem fremden Neste, soviel ihrer darin Platz finden, zu übernachten. Es werden dies nicht immer Nestbrüder sein, wie Schacht in einem Falle vermutete, als er ihrer fünf in einem Hauschwabenneste als gemeinsamem Schlaf-Kabinette zusammenfand; obwohl die Jungen meist noch lange zusammen halten.

Da sie nur kleines Getier, Insektenlarven, Puppen, Würmchen, Fliegen, Weberknechte und ganz besonders Spinnen verzehren und mit diesen auch ihre Jungen

groß füttern, so darf man, auch wenn die Spinnen uns von einem kleinen Bruchteil der so lästigen Fliegen befreien, doch die kleinen Zaunkönige als recht nützliche und wohl zu schonende Vögeln betrachten, es möchte auch kaum jemand so hartherzig oder herzlos sein, solch lieben kleinen Schelm zu verletzen oder zu töten.

### 8. Familie. Wasseramseln, Cinclidae.

Der gemeine Wasserschwäger, oder die Wasseramsel, *Cinclus aquaticus* L.,  
(L. 18 cm; S. 4,8 cm).

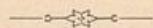
Die den Drosseln an Größe gleichkommenden Wasserschwäger, von denen wir in Deutschland nur diesen einen Vertreter haben, und die nun an die Reihe kommen müssen, sind Wasservogel nach ihrem Gefieder, ihrer Lebensweise, den verschließbaren Nasenlöchern u. s. w. Sie ähneln im Federpelze den Tauchern, in der Flügelgestalt den Alken, in der Form von Schnabel und Schwanz den Seetauchern; sie leben an Gebirgswässern, wo sie watend und tauchend ihrer Nahrung nachgehen, so z. B. an der Alme und Lippe.

Die Wasseramsel bildet an den klaren, rauschenden Gebirgsbächen einen interessanten Standvogel, der sich erfreulicherweise in den letzten 15 Jahren so vermehrt hat, daß er jetzt schon stellenweise in der Ebene als Brutvogel vorkommt, wo er früher niemals zu bemerken war. Ihre dicke Befiederung ist in Färbung an Kopf und Nacken schmutzig rostbraun, der übrige Oberkörper schwarz, aschgrau überflogen; die Kehle ist bis auf die halbe Brust rein weiß, das Übrige der Brust kastanienbraun, welches in die schwärzliche Farbe des Bauches übergeht. Die Jungen sind oben dunkler und unten bis auf die schieferfarbigen Seiten weißlich mit dunklen Federändern. Abweichend von den eigentlichen Drosseln sind die Schnäbel beider Kiefer vor den Nasenlöchern aufgeschwungen und die Stirn über letzteren etwas eingedrückt.

„Diesen Wasserschwäger möchte ich, schreibt Dr. Tenckhoff, nach Form und Gestalt die vermehrte und verbesserte Ausgabe des Zaunkönigs nennen. Die gedrungenere Gestalt, die kurzen gebogenen Flügel, das fest aufrecht stehende Schwänzchen, die Lebendigkeit ist beiden gemein, sowie auch das Nest viel Übereinstimmendes hat.“ Über ihre Lebenshäufigkeit können wir hier nur die herrliche Schilderung wiedergeben, die unser Mitglied, Herr Professor Altum, in seiner Forstzoologie II. S. 208 giebt. „Dort, wo Blöcke und Geröll den Boden bedecken und teilweise aus dem Wasser hervorragen, wo schroffe dunkle Felswände sich senkrecht erheben und spärliches

Gebüsch ihren Spalten entspringt, wo Hüttenwerke und Mühlen das fortwährende Brausen des schäumend dahineilenden klaren Wassers noch verstärken, findet er seine bevorzugte Heimat. Hier sitzt er niedrig auf einem Steine am oder im Wasser, an Farbe selbst einem Steine mit anhaftendem Schaumballen ähnlich, springt plötzlich gegen die Strömung ins Wasser und taucht in der Nähe eines andern Steines wieder auf; läuft bald auf dem trockenen feineren Gerölle, bald ganz untergetaucht auf dem Boden des Wassers umherwatend, bald bis an den Leib eingesenkt durchs Wasser, fliegt in niedrigem Fluge mit schnurrenden Flügelschlägen, setzt sich in einiger Entfernung unter einen überragenden Felsen, oder stürzt sich in den heftigsten Strudel, um jenseits wieder emporzukommen.“

Der Gesang ist meist laut, munter und anhaltend, und nur im Herbst oft ein leises Geschwätz, das ihm auch seinen sonderbaren Namen verschafft hat. Das kugelige Nest steht immer in der Nähe des Wassers unter alten Baumstumpfen, Wehren, Mühlrädern und Brücken, und besteht wie das des Zaunkönigs aus verfilztem Moos, gewöhnlich mit seitlicher Eingangsöffnung. Nicht selten ist es so gestellt z. B. bei Wehren, daß der Vogel, um zu demselben zu gelangen, den Wasserstrahl durchfliegen muß. Die Pärchen brüten zweimal im Jahre und zwar zuerst schon im März; die 4—5 Eier eines jeden Geleges sind länglich und mattweiß.



## 9. Familie. Drosseln, Turdidae.

### Die Misteldrossel, *Turdus viscivorus* L.,

(L. 26,3 cm; S. 10,8 cm).

Das Geschlecht der Drosseln repräsentiert den Vogeltypus am reinsten, sowohl im Ganzen ihres Körperbaues wie in dessen einzelnen Teilen, in Stimme und Flug, in Nahrung und Haltung, in Aufenthalt und Gebaren. Sie wirken für unsere Ökonomie und namentlich für unsere Forstwirtschaft überaus und zu allen Zeiten nützlich und wohlthätig. Im Frühjahr und Sommer, wo sie allerwärts den Boden nach Insekten durchstöbern, wie im Herbst und Winter, wo sie von Beeren aller Art sich nähren und deren unverdauliche Teile mit den Samen als Gewölle überall wieder auswerfen und so zum Anwuchs von Eberesche und Faulbaum, Traubentirsche und Kreuzdorn und so mancher anderen, Wald und Feld verschönernden Gesträuche beitragen.

Die Misteldrossel, auch Schnarre genannt, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Ebene ein nicht seltener Brutvogel gewesen, kommt jetzt nur auf dem Durchzuge und in nicht beträchtlicher Anzahl dort vor; nur ausnahmsweise brütet ein Pärchen, wie z. B. 1873 in der Gelmerheide bei Münster. Im Gebirge dagegen heimatet sie überall, wenn auch nicht häufig, als Brutvogel; und wo dort in der Nähe von Heiden, Bruchäckern oder Viehweiden noch Nadel- und Laubholzbestände wachsen, sind diese ihre Lieblingsplätze. Sie ist die größte unserer Drosseln, mit hellolivengrauer Oberseite, während die gelblichweiße Unterseite und zwar an der Brust mit braunschwarzen, nierenförmigen Quersflecken, am Vorderhalse mit dreispitzigen Tropfen geziert ist. Die 3 äußeren Schwanzfedern jederseits tragen einen weißlichen Spitzensfleck.

In dem meist sehr hoch, unter Mannshöhe aber niemals, angelegten, inwendig mit Hälmchen ausgefüllten Neste finden sich 4—5 Eier, welche auf bläulichgrünem Grunde einige rötliche, oft umrandete Flecken zeigen; bei Willebadessen wurde einmal ein Nest mit 7 Eiern gefunden.

Diese Drossel steht zur Mistel in besonderer Beziehung, welcher eigentümliche, gabelspaltige Strauch mit seinen lanzettlich-spateligen, lederigen, immergrünen Blättern bekanntlich auf Apfelbäumen, Linden, seltener auf Eichen schmarozt. Der Saft ihrer weißen Beeren liefert eingekocht den besten Vogelleim für die Leimruten. Die Misteldrossel verzehrt gern diese Beeren und die Samen gelangen mit deren Kot wieder auf die Zweige anderer Bäume. So trägt die Misteldrossel zur Verbreitung dieses den alten Deutschen als Zauberpflanze bekannten Strauches bei. Andererseits werden ihr aber die Beeren wieder sehr verhängnisvoll. Daraus erklärt sich der Spruch der alten Römer: „Turdus parat sibi mortem“, d. h. die Drossel bereitet sich selbst den Tod.

**Die Singdrossel, Turdus musicus L.,**  
(L. 21 cm; S. 7,8 cm),

auch Graudrossel und Zippe genannt, ist in ihrem bescheidenen Gefieder — oben olivengrau, unten weißlich mit schwarzen Tropfensflecken — am sichersten und leichtesten von allen anderen Drosseln daran zu unterscheiden, daß die unteren Flügeldeckfedern eine blaßgelbe Färbung zeigen. In Westfalen und Lippe ist sie in der Ebene wie im Gebirge recht häufig, doch vermindert sich ihre Zahl an vielen Orten von Jahr zu Jahr, weil ihrer gar zu viele gefangen und als Krammetsvögel verspeist werden.

Ende Februar und im März (Nopto hat den 4., 8., 15., 17. und 20. März notiert) kommt diese, vielfach für den besten Sänger gehaltene Drossel schon an und verzehrt bis zum Oktober hinein eine große Menge von Regenwürmern, Insekten nebst deren Larven, und besonders Schnecken, selbst solche mit Gehäuse. Rud. Koch war am 3. Juli 1873 zufällig Zeuge, wie ein Paar Singdrosseln ganz in der Nähe beschäftigt waren, solche Schnecken (*Helix hortensis*) auf kleinen Steinen zu zerschlagen, die am Rande der Chaussee lagen. Sie faßten mit dem Schnabel das Gehäuse an der Mündung und zerschmetterten es mit wenigen Schlägen, worauf sie alsdann den Inhalt verzehrten. Das ganze Manöver wurde mit großer Geschwindigkeit ausgeführt.

Das tiefnapfförmige Nest wird in der Höhe von etwa 2 m in möglichst dichtem Gebüsch, gern auch an dicken Stämmen in dem Gewirre von Wasserloten angebracht und zweimal jährlich mit 4—5 tief blaugrünen, spärlich schwarz punktierten Eiern belegt. Während es äußerlich von Moos umgeben ist, nimmt man an, daß das Nest inwendig mit faulendem Holze und klebendem Speichel ausgegipst werde. Eine von Mitgliedern unserer Sektion ausgeführte genaue chemische Untersuchung eines solchen Nestes ergab aber folgendes Resultat:

1. Der Klebstoff der inneren grauen Auskleidung des Nestes ist in Wasser löslich. Es fallen nur einige Sandkörner und wenige erdige Teile zu Boden, oben auf schwimmen Moos und andere Pflanzenteile. — 2. Bei Verbrennung der grauen Nestsaukleidung entsteht anfänglich der Geruch von verbranntem Torf, später verdeckt denselben der Geruch von verbranntem Eiweiß und Keim. — 3. Die Asche, mit Salpetersäure gekocht, ergiebt beim Zusatz von Rhodan-Ammonium die blutrote Färbung des Berliner Blau. Die Asche, mit der Natronperle geglüht, giebt Mangangrün. Schwefelwasserstoff fällt aus der sauren Lösung kein Schwermetall, auch beim Erwärmen nicht (also auch kein Arsen). — 4. Das Filtrat der unter 1 erwähnten Lösung reagiert neutral (und hat große Resistenz gegen Fäulnis). — 5. Beim Zusatz von drei Teilen Alkohol zum Filtrat entsteht eine sehr schwache Trübung (also nur Spuren eines durch Alkohol fällbaren Schleimes). — 6. Das Filtrat, mit Essigsäure und Eisencyankalium behandelt, ergiebt den für Eiweiß charakteristischen Niederschlag. — 7. Nach Eindampfen des Filtrats zeigen sich unter dem Mikroskop neben amorphen Massen koagulierte Bestandteile, die auf Eiweiß deuten. — 8. Beim anhaltenden Kochen des Filtrats mit konzentrierter Natronlauge entwickelt sich kein Ammoniak. Dasselbe enthält also weder Harnstoff noch Harnsäure, die in den Vogelexcrementen sehr reichlich vorhanden sind.

Hieraus ist zu folgern, daß die Drossel ihr Nest nicht mit Thon unter Zuhilfenahme ihres Speichels auskleidet, wie man bisher glaubte, sondern mit einer einweißhaltigen schleimigen Substanz, die sie wahrscheinlich durch Herauswürgen ihrem Magen entnimmt. Beimischungen von Sand und erdigen Teilen zu der innern Nestauskleidung sind nur zufällige und in ihrer Menge von ganz untergeordneter Bedeutung. Da die Drossel mit Vorliebe Schnecken frißt, so wird vielleicht der herausgewürgte Schnecken Schleim als klebendes Baumaterial verwendet.

Diese Drossel bewohnt am liebsten den gemischten Wald; bei Paderborn nisten auch mehrere Paare in den in unmittelbarer Nähe der Stadt liegenden Gärten, ein Paar sogar fast mitten in der Stadt. Als Schlafstätte zieht sie nach Schachts Beobachtungen die Fichtenbestände den Laubwaldungen vor. „Zur Brutzeit übernachtet das Männchen stets in der Nähe der brütenden Gattin und unterhält dieselbe oft bis tief in die Nacht hinein mit seinen schmetternden Serenaden. Gewöhnlich sitzt es dabei hoch im Wipfel eines Baumes, aber auch dann, wenn es um eine Schlafstätte zu erspähen ins Gezweig hinabsteigt, vernehmen wir noch die gebrochenen Strophen seines unvergleichlichen Liedes.“

Im September und Oktober begeben sie sich in großen Scharen auf die Wanderschaft und werden dann so zahlreich in Dohnen gefangen. Hier wurde am 18. Oktober 1882 ein Exemplar erlegt, welches eine Anzahl weißer Federn am Kopfe trägt. Mehr oder minder weißgeschlechte, ganz weiße sowie isabellfarbene Exemplare kommen hier nicht sehr selten vor.

#### Die Rotdrossel, *Turdus iliacus* L.,\*

(L. 21 cm; S. 8,4 cm)

oder Weindrossel und einfacher Krammetsvogel ist die kleinste ihrer hiesigen Verwandtschaft, zierlicher als die Zippe, aber sonst bis auf die rostroten Unterflügeldeckfedern und Weichen und den weißlichen oder rostgelben Streifen über dem Auge jener sehr ähnlich. Sie brütet im höheren Norden und kommt im Oktober und November scharenweise bei uns durchgezogen, bleibt nach Nopto auch vereinzelt den Winter über hier und wandert im Frühling, Mitte März bis Mitte April wieder zum Norden. Vereinzelt sind noch im Juni gefunden worden und nach Angabe des Pfarrers Westhoff in Ergste soll einmal in den vierziger Jahren ein Paar bei Dortmund gebrütet haben. Der Gesang dieser Drossel ist etwas leise, jedoch recht melodisch. — Es sind mehrfach ganz weiße und auch isabellfarbige Varietäten hier beobachtet worden; auch wurde eine sehr merkwürdige isabellfarbene

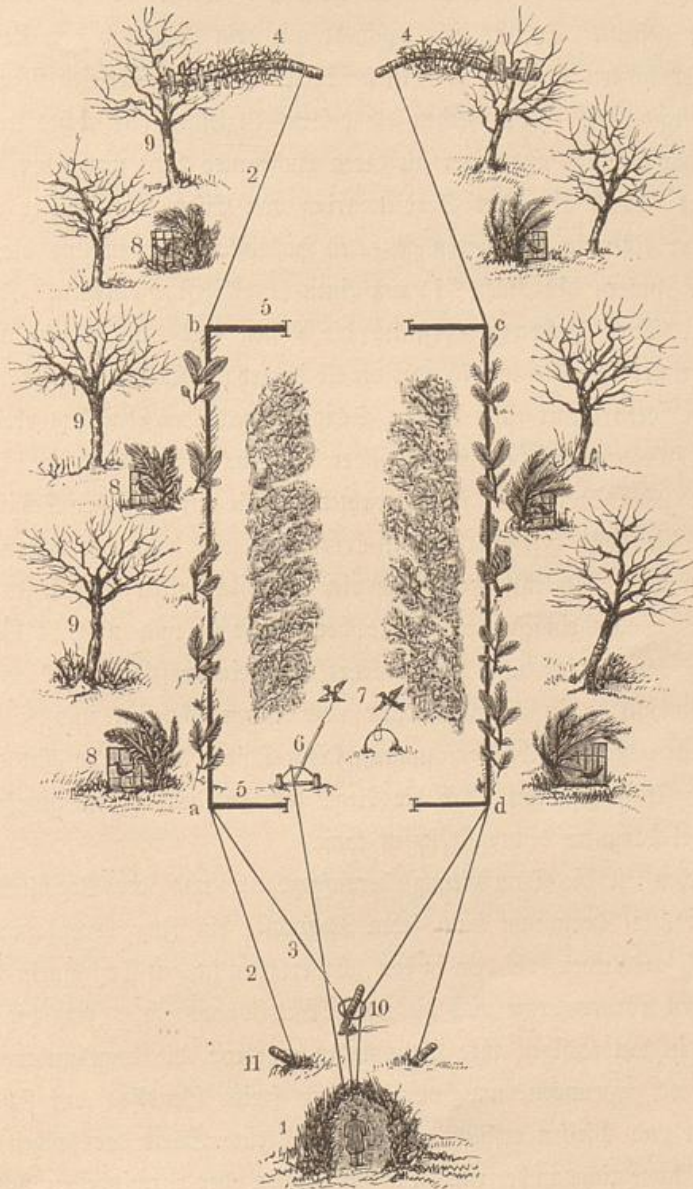
Varietät von J. Kriege in Lienen am 14. Oktober 1877 geschossen und an uns eingesandt. — Die Eier sind blaugrün, mit kleinen rötlichen Flecken dicht überzogen.

Die Zeit des Durchzuges dieser Drossel ist die berühmte Krammetsvogelzeit; ihrer viele enden ihr Leben einzeln in Dohnen d. h. Schlingen, welche aus Pferdehaaren gedreht, an einem hölzernen Bügel vor verlockend aufgehängten Vogelbeeren befestigt sind. In Massen aber werden sie bei der Vogelhütte gefangen, und zum Besuche eines solchen westfälischen Vogelherdes (vgl. Fig. 12) mögen uns unsere Leser hiermit begleiten.

Lange vor Tagesanbruch schon zieht der Vogelsteller hinaus, den Herd zu bestellen; in den Fächern der Kiepe auf seinem Rücken stehen in 3 Reihen übereinander 6 Käfige mit Vockvögeln; auf derselben werden Netze und Stricke transportiert. Weit drüben inmitten der flachen Heide, wie z. B. zwischen Kattenvenne und Glandorf, oder auf dem Rücken eines Sandhügels, wie kurz hinter der Emsbrücke an der Schifffahrt bei Münster, befindet sich der Herd, schon von weitem erkennbar an den laublosen trockenen Einfallsbäumen (9), welche ringsherum als Ruheplätze für die zu bestrickenden Ankömmlinge aufgestellt sind. Dazwischen ragt die halbmannshohe Hütte (1) mit beweglichem, aufstellbarem Dachdeckel empor, von außen einem Haufen frischer Nadelzweige ähnlich gemacht, innen mit einem Schemel als einzigstem Ausrüstungsstücke versehen. Der eigentliche Herd ist ein flacher viereckiger Fleck (abcd) von  $8\frac{1}{2}$ —9 m Länge und  $5$ — $5\frac{1}{2}$  m Breite, von einer ringsumlaufenden Rinne begrenzt, auf beiden Seiten mit beerenreichen Wacholderbüscheln besteckt. Rasch werden die beiden Netze, von derselben Länge aber etwas mehr als der halben Breite des Jangplatzes, ausgebreitet und mit der einen Seite durch bereitstehende fußlange Stöcke an den Boden der Seitenrinnen (ab und cd) festgesteckt. Durch die Maschen der anderen Längsseite der Netze laufen die fingerdicken Netzeleinen (2), welche an der einen Seite in eine Schlinge auslaufen, und damit an die links und rechts vor der Hütte stehenden Pfosten (Netzpföcke, 11) gehakt werden. Dann werden die in den Querrinnen liegenden,  $1\frac{1}{2}$  m langen Schlagstäbe (5 und 5), zolldicke Stöcke, mit dem inneren Ende um einen Nagel im Halbbogen beweglich, am Außenende gegabelt oder geferkelt, erst der eine, also beispielsweise der rechtsliegende aufgerichtet, um die Netzeleine darüber zu ziehen und dann Schlagstab und Netz nach innen legend, die Leine an dem rechts befindlichen Schlagbaume zu befestigen. Die beiden Schlagbäume (4 und 4) sind kräftige Äste, welche in wagerechter Lage so in eine Bodenerhöhung eingefügt sind, daß die nach innen ragenden Enden über den Boden hin beweglich sind und Federkraft ausüben können. Ist so das eine Netz befestigt, dann wird die Zugleine noch



Westfälischer Krammetsvogelheerd.



Westfälischer Krammetsvogelheerd. (Fig. 12).

- 1 Hütte. 2 Netzleine. 3 Zugleine. 4 und 4 Schlagbäume.  
 5 und 5 Schlagstöcke. 6 Muder. 7 Lockvögel. 8 Korbvögel. 9 Einfallbäume.  
 10 Zugring mit Haltepflock. 11 Netzpflock.

über den auf der rechten Seite liegenden Schlagstab gezogen, und so noch strammer als schon vorher gespannt; demnächst in die rechts liegende Rinne gelegt und das Netz darunter gesteckt. Das Gleiche geschieht mit dem Netz und der Netzkleine links und durch vier in den 4 Ecken eingesteckte Stöcke werden beiderseits Netz undleine am Boden festgehalten. Nun werden die beiden Zugleinen (3) rechts und links an die zwei Schlagstäbe (5) und zwar an deren Außenende dicht unter der Gabel oder Kerbe befestigt, durch eine Art Serviettenring von Eisen, und dieser Ring dann (bei 10) hinter einen in den Boden gesteckten Haltepflock gezogen und die Enden der Zugleinen im Innern der Hütte (1) um einen Stock festgeschlungen. Jetzt werden außen herum, unter Buschwerk versteckt, die Kästen mit den Lockvögeln (8, 8, 8) aufgestellt, zwei der Vögel (6 und 7) aber an die innerhalb des Fangplatzes angebrachten Stöcke (Kuder) derart mit einer kurzen Schnur angebunden, daß das eine Bein mit einem breiten Höschen umgeben ist, und über den Rücken kreuzweis zwei Bänder gezogen werden. Die Stöcke sind so eingerichtet, daß sie mittelst einer Schnur von der Hütte aus in die Höhe geschneelt werden können, so daß dann der daran gebundene Vogel flattern muß. Zuletzt werden die vier zum Festhalten des Netzes neben den Gabeln in den Boden eingesteckten Stöcke herausgezogen und nun ist die Stellung und Federung der Stricke und Netze derart, daß ein kräftiger Ruck an den Zugleinen die Schlagstäbe in hohem Bogen nach innen schnellen und so die beiden Netze über dem ganzen Viereck zusammenschlagen läßt. Auch dann sind die Schlagleinen noch so straff gespannt, daß die Netze fest an den Boden gedrückt werden, und kein Vogel darunter hinwegschlüpfen kann.

Zwischen ist die Dämmerung heraufgezogen, und der Vogelsteller begiebt sich in seine Hütte, denn nun kann jeden Augenblick ein Zug herankommen — er kann aber auch ausbleiben, bis dem in den schauerfalten jungen Tag hinein Wartenden mit der nötigen Körperwärme auch die nötige Geduld ausgeht. Jetzt beginnen aber die Lockvögel in den Käfigen ihre Stimme zu erheben; die angebundenen flattern, ob freiwillig, ob gezwungen, um den Blick der freien Genossen auf sich zu ziehen — Schwirren und Pfeifen erfüllt die Luft, und eine Schar der frühen Wanderer fällt auf die Bäume ringsumher ein. Die hungrigsten oder vorwitzigsten flattern rasch zu den lockenden Wacholderbüschen hernieder, die anderen aber zögern noch, und die Seele des beutebegehrlichen Vogelfängers gerät in ein wunderliches Dilemma. Zieht er jetzt die Netze zu, so gehören ihm wohl die 30 oder 40 Vögel, die da vor ihm auf dem Boden umherhüpfen, aber die 30 oder 40, die noch auf den Einfällbäumen (9) sitzen, machen sich dann eiligst davon, und der schlaue Bauer möchte doch

auch diese nicht gern entbehren. Wartet er aber noch, bis sie etwa alle unten versammelt sind, dann kann ein ungünstiges Ereignis, z. B. das plötzliche Auftreten eines Raubvogels, die ganze Schar verschrecken, und unser Bauer hat das Nachsehen. — Also nun fest angezogen: die mit dem Vorgange vertrauten Lockvögel ducken sich und in demselben Augenblicke schlagen auch die Netze über ihnen zusammen. Mit gieriger Hast stürzt der Mann nun hervor und in kürzester Frist ist den Gefangenen die Brust eingedrückt und die Beute beseitigt, um die Netze wieder zu spannen und auf neue Vögelzüge zu warten. Die Zahl der von dem Besitzer bei Kattenvenne mit einem Schlag erbeuteten Krammetsvögel schwankt zwischen 3—4 und mehr als 80 Stück, und bei den schwankenden Preisen beträgt die Jahreseinnahme in günstiger Zeit etwa 200 Mark, manchmal aber auch viel weniger. Ein besonderes Mißgeschick, das aber nur höchst selten eintritt, kann bewirken, daß die Schlagstäbe nicht rasch hinter einander zur Erde schlagen, sondern gegen einander prallen und so mitsamt den Netzen stehen bleiben: dann schwirrt natürlich die ganze Gesellschaft mit krampfhafter Eile hinaus. Dieses Ereignis aber tritt bei der Ungleichheit der rechts und links wirkenden Federkraft der Schlagbäume unter hundert Fällen kaum einmal ein.

Wir hoffen und wünschen nun, daß obige auf persönlicher Besichtigung beruhende Beschreibung unter Zuhilfenahme der Abbildung unseren Lesern ein verständliches Bild eines solchen Vogelherdes und des Funktionierens seiner einzelnen Teile geliefert hat. Denn nur wenige werden je Gelegenheit gehabt haben, einen Vogelherd in Thätigkeit zu sehen, und es wird hoffentlich nicht mehr lange dauern, daß solche Massenfängereien geduldet werden. Wenigstens liegt uns schon eine Entscheidung des Reichsgerichts vom 19. September 1884 vor, wonach gerichtsseitig die Krammetsvögel zu den jagdbaren Tieren gerechnet werden und in denjenigen Bezirken, wo nicht besondere Gewohnheitsrechte nachzuweisen sind, nur von Jagdpächtern oder Jagdberechtigten gejagt oder eingefangen werden dürfen.

#### Die Wacholderdrossel, *Turdus pilaris L.*,\*

(L. 28 cm; S. 10 cm)

oder der doppelte Krammetsvogel erreicht beinahe das doppelte Gewicht der vorigen. Kopf, Nacken und Flügel sind blaugrau, der obere Rücken kastanienbraun, Kehle und Brust weißlich mit braunen Schaftflecken, Unterflügeldeckfedern weiß. Auch sie bewohnt den Norden und kommt nur auf dem Durchzuge vom Oktober bis Mai, vereinzelt Nachzügler noch Ende Juni in unserm Gebiete vor; bei Sepperrade soll diese Drossel jeden Herbst in großen Scharen ankommen und den Winter

über dortbleiben. Als Brutvogel ist sie weder in der Ebene noch im Gebirge beobachtet worden. Ihre 4—6 blaugrünen Eier sind mit rötlichen, kräftigen Flecken und Fleckchen besetzt und denen der Schwarzdrossel sehr ähnlich. Von einem eigentlichen Gesänge läßt sich bei den Krammetsvögeln nicht sprechen; es ist, wie Altum es nennt, ein Durcheinanderschickern und Schackern, (daher auch der Name „Schacker“) verbunden mit höheren Tönen, welches sich einer näheren Beschreibung völlig entzieht. Desto besser gefällt uns aber ihr wohlschmeckender Braten.

Man wird gewiß erwarten, daß auch wir zu der Krammetsvogelfang-Frage Stellung nehmen. Die Krammetsvögel liefern, mit ihren Eingeweiden gebraten, gewiß ein sehr leckeres Gericht, welches auch wir auf der herbstlichen Tafel nicht gern vermissen. Wenn als Krammetsvögel von Jagdberechtigten nur die Rotdrossel und Wacholderdrossel gefangen würden, so wäre gegen dieses Verfahren nichts einzuwenden. Es sind nordische Vögel, deren Gesang durchaus nichts Anziehendes hat und deren Nützlichkeit für uns nicht ins Gewicht fällt. Nun werden aber vielfach Singdrosseln mitgefangen, und gegen den Fang dieser für uns so nützlichen und angenehmen Vögel muß entschieden Protest eingelegt werden. Wenn die Erlaubnis zum Krammetsvogelfange erst vom 15. Oktober an gestattet würde (so ist es bereits im Regierungsbezirke Wiesbaden thatsächlich der Fall), dann hätten die Singdrosseln unsere Gegenden bereits verlassen, und so könnten nur noch die nordischen Drosseln gefangen werden. Andererseits müßte auch das Dohnenstellen völlig untersagt sein, weil sich in deren Haarschlingen allerlei andere nützliche Vögel mitfangen, wie Meisen, Kotkehlchen, Schwarzamfeln u. s. w. Fallen derartige Vögel auf einen Herd ein, so liegt es ja im Belieben des Vogelfellers, diesen nützlichen Vögeln die Freiheit zurückzugeben.

**Die Ringdrossel, *Merula torquata Boie*,**  
(L. 27 cm; S. 10,5 cm)

hat ihren Namen daher, daß das im ganzen mattschwarze Gefieder auf der Oberbrust eine breitweiße oder weißliche Querbinde trägt. Obschon sonst nur in den Gebirgswaldungen, namentlich der Hochgebirge lebend, kommt die Ringdrossel im Oktober, November und wiederum im März und April in kleinen Gesellschaften oder einzeln, meist mit anderen Arten untermischt, durch unser Gebiet gezogen. Auch von ihnen kommen Nachzügler noch im Mai vor, wie man auch einzelne Exemplare den ganzen Winter hindurch findet. So hat Nopto in Seppenrade von einer Schar Weibchen und Junge, welche in dem schneereichen Winter 1880—81 geblieben waren, mehrere Exemplare erhalten. Sie scheinen wenig geselligen Sinn zu besitzen; denn

so klein auch die Gesellschaften sind, in denen sie ankommen, so verteilen sie sich doch noch auf den Strecken, die sie der Nahrung wegen besuchen, und je größer diese Flächen sind, um so mehr vereinzeln sie sich von einander. Auch als Brutvögel hält jedes Paar sein Revier inne und duldet höchstens ein brütendes Wasserpieperpärchen darin. Im Sauerlande und wahrscheinlich auch im Teutoburgerwalde bleiben vereinzelt Pärchen als Brutvögel zurück und vergessen ihre eigentliche Heimat. So nistete ein Paar zwei Jahre nacheinander (1863 und 64) in der Nähe von Osnabrück im Parke des Herrn von Ostmann. Auch erhielt dort Hülmann Eier, die ein Bauernknabe jenseits Rheine bei Salzbergen gefunden hatte.

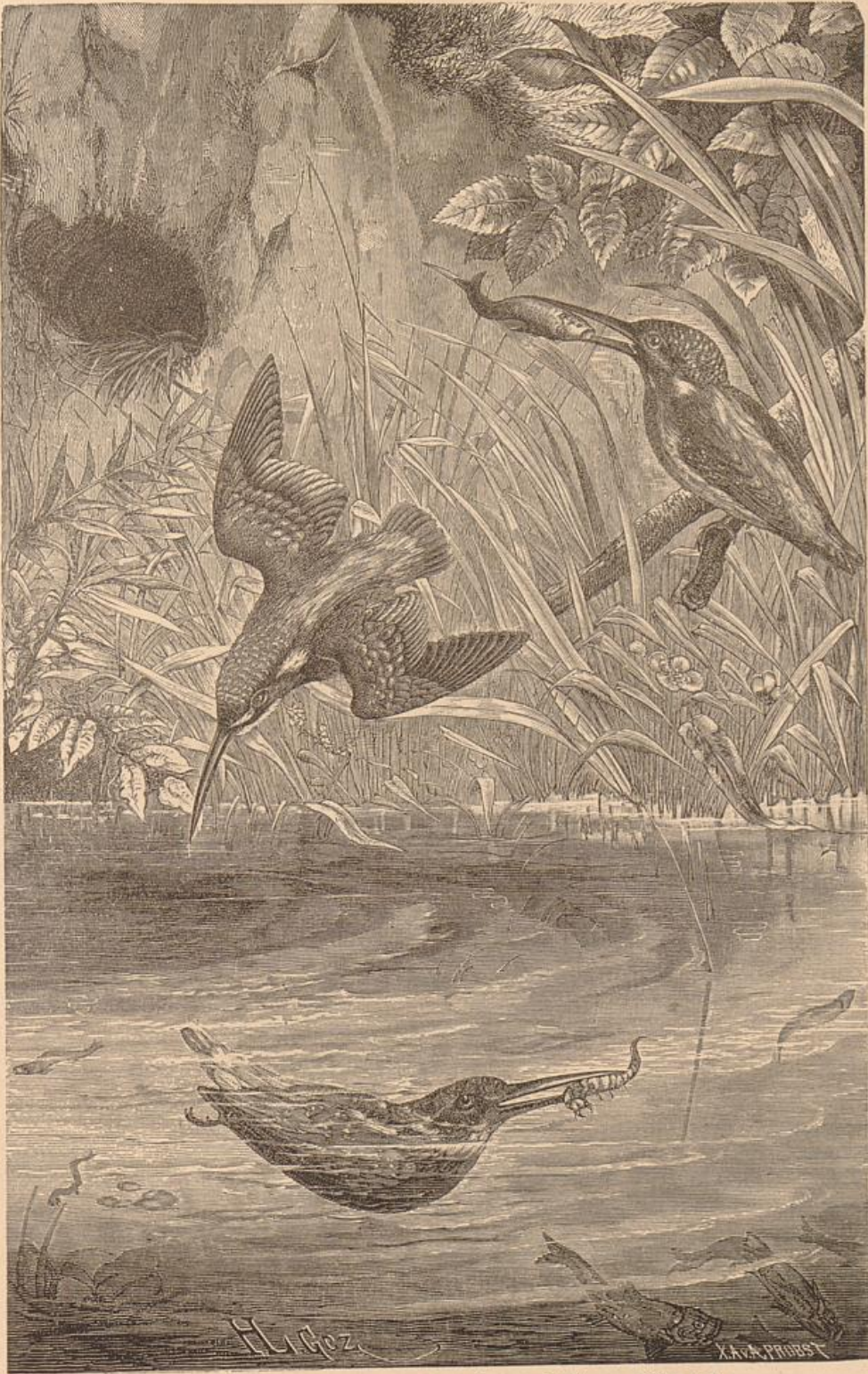
Das Nest gleicht in Festigkeit und Stand sehr dem der folgenden Art; doch sind die Eier zum Unterschiede von denen der Schwarzdrossel auf sattblaugrünem Grunde grob braunrot gefleckt. Am Kopf und Hals weißgeschleckte Exemplare sind auch bei dieser Art nicht selten.

Es sei uns gestattet, an dieser Stelle einem Baum ein Loblied zu singen, der nicht nur der Drossel einen großen Teil des Jahres hindurch den Hauptteil ihrer Nahrung bietet, sondern der auch eine ganze Menge anderer Tiere vor Hunger und Mangel schützt, in seiner enormen Nützlichkeit aber noch lange nicht hinreichend gekannt und gewürdigt wird. Wir meinen die Eberesche, deren schönrote Beeren vom Spätsommer bis tief in den Winter hinein leuchten und locken, aber nicht abfallen, als wenn sie wüßten, welche wichtige Bestimmung sie noch zu erfüllen haben. Alle die Drosselarten, die wir kennen, besuchen fast allstündlich die Bäume, die ihnen so bequem einen Teil ihrer Nahrung bieten; Distelfink, Grünfink, Buch- und Erlenfink haben lange Zeit fast ausschließlich an den Kernen der Beeren ihren Unterhalt gefunden und Baum um Baum bis in die Ortschaften hinein abgesehen. Auch der den Blütentknochen so gefährliche Blutfink labt sich an den Beeren, deren Schalen er in Fetzen hängend zurückläßt; und wenn im strengsten Winter der Seidenschwanz uns einmal besucht, sind ihm die Beeren der Eberesche willkommene Nahrung. Wo die mit solchen Bäumen bepflanzten Straßen durch Berge und Wälder führen, kommen auch die scheuen Haselhühner heran, sich an den roten Früchten zu sättigen, und Birk- und Auerwild verspeißt sie als Lederbissen, wo sie der Beeren habhaft werden können. Spechte besuchen der Beeren halber diese Bäume, Hirsche und Rehe suchen sie sich anzueignen und selbst der Hase läßt sich die von den Vögeln heruntergeworfenen Früchte zuweilen munden. An Stellen, wo Obstbäume nicht gedeihen, in Waldungen und auf Haubergen, wo doch so manche kaum nützliche Holzpflanze sich überlassen bleibt, sucht man die Eberesche leider noch allzu oft vergebens.

**Die Schwarzdroffel oder Amsel, *Merula vulgaris* Leach.**

(L. 24 cm; S. 10,8 cm).

Der Frühling ist wieder gekommen, die unfreundlichen stürmischen Regentage unseres meist schlaffen Winters verwehten, und ein kaum merkbarer Südost bringt uns den wunderschönsten Sonnenschein, zu warm und zu schön für die Jahreszeit. Ein einsamer gelber Citronenfalter taumelt am Rande des Feldgehölzes dahin. Die Goldammer schrillt von der Spitze des Strauches: „Bist gar so lie — b!“ Tief in im Gehölze hören wir den Buchfink noch etwas zaghaft und gedämpft rufen: „Gib, gib, gib Gerstenbier!“ und oben von den knorrigen Ästen der Eiche herab ermahnt der Kleiber mit lauter Flötenstimme: „Brüt — brüt — brüt!“, als ob es gar kein schlechtes Wetter in der ganzen Welt mehr geben könnte. Dort nebenan auf den Wiesen, wo rieselndes Wasser in dem noch winterlich vergilbten Grün des Rasens glitzert, geht es ungemein lebhaft her. Etliche leuchtende Elstern schreiten als gewichtige Standespersonen mit langgestreckten Beinen würdevoll einher, dann hüpfen dort in ungeschickten Sprüngen eine große Rote doppelte Krammetsvögel, Wacholderdroffeln, und zahlreiche behende Stare laufen in buntem Gemenge durcheinander. Jetzt erhebt sich plötzlich, wie von jähem Schrecken erfaßt, die ganze Gesellschaft und fliegt der Krone einer alten Eiche zu. Kaum haben sie dort Posto gefaßt, so hört man weithin ihr Geschnarre und Gejauchze, ihr Flöten, Pfeifen, Jubeln und Singen, und dann folgt wieder einer dem andern, wirft sich von der Spitze des Baumes zur Erde, um schon nach kurzer Weile, wiederum aufgeschreckt, von der sicheren Baumspitze herab in die Welt hinein zu jubilieren. So vergeht ihnen unter ausgelassenem Gesange der Nachmittag. Die Sonne wirft noch einige Scheidegrüße und verschwindet. Auch die lustigen Sänger säumen nicht länger und ihre abgesonderten Kotten begeben sich weit fort zu ihren Nachtquartieren. Die Elstern verziehen noch ein wenig länger, doch bald brechen auch sie mit heiserem Lachen zum nächsten Feldgehölz auf. Die Dämmerung sinkt rasch, die Abkühlung der Luft nimmt mit Riesenschritten zu, und bald wallt über den Wiesen ein weißer kalter Nebel dahin. Die Hasen verlassen ihre Verstecke und hoppeln hierhin und dahin. Das langgedehnte „Kurrjäh!“, der Abendruf des Feldhahns, schallt aus dem grünenden Wintergetreide — und jetzt wie ein feierlicher Abendsegen schallen die schönen melancholischen Flötentöne der Amsel aus dem Gehölze. Und wiederum früh, wenn noch kaum der Dämmerung fahles Zwielficht die fernabliegenden Gebirgshöhen übersteigt, wenn unter den tautropfenden Büschen des Feldgehölzes hin der Marder gesättigt zum Baue schleicht, ist die Amsel schon wieder auf und läßt den Klang ihrer Silbertrumpete den schlummernden Wald



Eisvögel; in ruhender und tauchender Stellung. (Fig. 4.)





durchhallen: ein Jauchzer der Erleichterung nach glücklich überstandener Nacht mit all ihren Schrecken und Gefahren, ein schmetterndes Signal den noch schlafenden Genossen in Busch und Feld, ein jubelnder Gruß dem kommenden Tage mit seinem Füllhorn voll Lust und Genuß. Die Amsel belebt als die bekannteste und häufigste aller Drosseln in unserm Gebiete nicht bloß Waldungen mit dichtem Unterholze, die Kämpfe mit ihren Wallhecken, sondern auch besonders unsere Parkanlagen und Gärten. Im Winter scheinen sie hier noch häufiger vorzukommen als in der guten Jahreszeit, weil sie sich dann aus dem Walde zurückziehen. Auch sind die überwinternden meist Männchen, so daß es scheint, als wenn eine Anzahl Weibchen und Junge im Oktober fortzögen, die erst anfangs März zurückkehren. Dann erschallt auch schon die herrliche Flötenstrophe der Männchen von dem Dachfirst oder hoch vom Gipfel eines Baumes herab, und zwar mit Vorliebe bei trübem Wetter, wenn anderen Sängern der Mut versagt, und selbst ein leichter Regen vermag nicht, ihnen die Lust am Gesange zu benehmen.

Das Männchen ist durchaus schwarz gefärbt, nur Schnabel und Augenlidränder sind goldgelb; Weibchen und Junge tragen ein braunes Federkleid mit verloschenen Flecken, dessen Grundton aber zwischen schwarz- und rotbraun außerordentlich variiert, während die Flecken bald grob, bald fein, einmal sehr verloschen, dann wieder ziemlich scharf erscheinen. Keine Albinos sind hier mehrfach beobachtet worden, und mehr oder weniger geschedte Exemplare kommen ebenfalls vor; ein solches Paar brütete mehrere Jahre bei dem Schlosse Hovestadt. Ein grauweißes Exemplar mit dunklen Augen lebt noch (1885) im hiesigen zoologischen Garten.

Aus Moos, dürren Halmen und feinen Würzelschen wird das Nest aufgebaut, innen mit Moderholz, Thonerde und Schleim zu einem feinen Napf ausgeschmiert und zum Unterschiede von der Singdrossel mit zarten Halmchen ausgelegt und an irgend einer niedrigen verdeckten Stelle untergebracht. Es steht gern in alten Hecken auf Baumstumpfen, unter dem Dache alter Gartenhäuser, unter und im aufgeschichteten Reisig und Klastenholz, auf starken Ästen nicht zu hoher Bäume. Das Gelege von 4—6 blaugrünen, fein leberbraun gefleckten Eiern und die Heranfütterung der Brut, deren erste hier einmal schon am 23. April ausflog, wiederholt sich drei- ja viermal in einem Sommer, und doch vermehren sich die Schwarzdrosseln nicht so sehr, weil im Winter viele vor Hunger umkommen oder von Raubtieren, namentlich von unseren räuberischen Hausthieren, erbeutet und auch die Jungen in den Nestern durch Hermelin, Wiesel und Katzen häufig gemordet werden. H. Tümler hat hier ein Schwarzdrosselneft beobachtet, welches dicht an einem belebten Wege stand. Das

Männchen beteiligte sich nicht an dem Brutgeschäfte, desto lebhafter aber an der Fütterung der Jungen, die sogar nicht unterbrochen wurde, wenn der Beobachter ein Junges in die Hand nahm. Am 6. Tage nach dem Auschlüpfen waren die Kleinen noch blind. Die Exkremente der Jungen, welche von den Alten sofort verschluckt wurden, enthielten noch viele unverdaute Nahrung, wie Regenwürmer und dergleichen, so daß die Alten sich wohl damit sättigen konnten und keine besonderen Ausflüge für die Herbeischaffung der eigenen Nahrung zu machen hatten. Es drängt sich hierbei die Frage auf, wie es kommt, daß die Fütterung der einzelnen Nestjungen Vögelchen so regelmäßig vor sich geht, selbst in dunkeln Nisthöhlen, wo ein deutliches Unterscheiden der zu fütternden Kleinen nicht möglich ist. Bei obiger Schwarzdrossel hat H. Tümler beobachtet, daß die Jungen eins nach dem andern zu gleicher Zeit gefüttert werden, und diese Beobachtung wird auch anderweit bestätigt. Es müssen dann also die Alten mehrere Würmer, Fliegen u. s. w. auf einmal zum Neste bringen; aber wie teilen sie die Portionen ein, daß jedes der Kleinen der Reihe nach gleich viel bekommt und nichts übrig bleibt? H. Landois glaubt eine Erklärung in dem Umstande zu finden, daß die heranwachsenden Jungen bestrebt sind, ihre Exkremente über den Rand des Nestes hinaus zu entleeren, und sowie dies der Reihe nach erfolgt und der zu diesem Geschäfte sich zurückziehende Nestgenosse seine Stelle verläßt, auch in derselben Reihenfolge ein Herandrängen des Nachbars in den Vordergrund stattfindet, bis auch diesen die rasche Verdauung bald genug zum Rückzuge nötigt. Bei der Rauchschwalbe hat Dr. Tenckhoff dieses selbst beobachtet und festgestellt, daß der Wechsel in der Reihe von rechts nach links vor sich ging. Für alle Fälle wird diese Erklärung nicht ausreichen und bleibt es genaueren und umfassenderen Beobachtungen vorbehalten, die Thatsachen für die einzelnen Fälle zu sammeln. Dies könnte recht gut in Vogelhecken geschehen, wenn man die einzelnen Jungen durch farbige Oblaten und dergleichen kennzeichnete. Haben die halbflüggen Jungen das Nest verlassen und folgen den Alten ins Freie, so bedrängen, wie man bei Sperlingen ja oft genug beobachten kann, die hungrigsten Kleinen auch am stärksten ihre Ernährer und verlangen am zudringlichsten ihre Befriedigung.

Um nun noch einmal zu unserer Amsel zurückzukehren, so übernachtet dieselbe nach Schachts Erfahrungen am liebsten in Fichtenbeständen, weil ihr dieselben hinreichend Schutz vor Raubvögeln und üblem Wetter bieten. „Da sie sehr spät zur Ruhe geht, sucht sie sich auf den benachbarten Grasängern und Feldern ihr Abendbrot, die jetzt nach oben steigenden Regenwürmer, noch in tiefster Dämmerung, oder sie sitzt hoch auf dem Wipfel eines Baumes und läßt beim Glanz der ersten Sterne

ihre tief ergreifende, feierlich ernste Strophe hören. An den Winterabenden sehen wir sie oft von feuchten Plätzen der Wiesen, wo sie sich tagsüber herumgetrieben, hoch durch die Luft den entfernten Fichtengehölzen oder auch einzeln stehenden Fichten zueilen. Als äußerst wachsender Vogel bemerkt sie jede Gefahr, und deshalb läßt sie immer kurz vor dem Schlafengehen und bald nach dem Erwachen ihre durchdringende Lärmstrophe erschallen. Ja, diese Strophe vernahm ich schon in mondhellere Nacht zu verschiedenen Malen. In der Nähe meines Hauses übernachtete eine Schwarzdroffel im Laufe des Winters in einer niederen aber dichten Fichte, die in einer Mergelgrube stand, wo sie allerdings durch die hohen Wände der Grube vor Sturm und Wetter hinlänglichen Schutz fand, wie ihn der benachbarte Fichtenwald nicht hätte gewähren können."

Lehrer Holtmann sah am 16. Januar 1882, daß auf einem unweit von Albersloh befindlichen Wiesenplane sich über 100 Schwarzdroffeln versammelt hatten, welche zusammenbleibend sich allmählich in südwestlicher Richtung entfernten.

Von den anderen, zu unserer Fauna nicht zu rechnenden Droffelarten sind zu nennen: die **schwarzkehlige Droffel**, *T. atrigularis Temm.\**, von der im November 1866 und 1868 je ein Exemplar als Irrgäste hier beobachtet worden sind, welche als junge Vögel im ersten Herbstkleide zwischen anderen Krammetsvögeln auf dem Wildmarkte in Münster gefunden wurden. Die Unterseite dieser bei uns so selten vorkommenden Droffel ist weiß mit spitzen Pfeilflecken; die Oberbrust schwarz, die Federn oft mit weißlichen Säumen. Die obere Seite erscheint olivengrau, die oberen Flügeldeckfedern dunkler mit heller Außenfahne, der Schwanz braun. Als seltener Irrgast ist ferner zu betrachten die **Steinmerle**, *Monticola saxatilis L.* Sie bewohnt die hohen Felsen Südeuropas, in Steiermark, Osterreich, Tyrol, kommt am Rheine noch bei Coblenz an den Felsenrippen der gewaltigen Feste Ehrenbreitstein als Brutvogel vor, und gelangt ab und zu in unser Gebiet hinein. So ist nach Altum einmal ein Exemplar bei Sendenhorst erlegt worden, als der verschlagene Felsenbewohner, von des Hungers Faust gedemütigt, auf dem Düngerhaufen eines westfälischen Bauern nach Insekten suchte. Nach Pfarrer Westhoff in Ergste ist einmal ein Exemplar bei Hagen auf den Steinklippen jenseits der Springe, und einmal im Oktober 1863 bei Iserlohn erlegt worden. Die Steinmerlen sind kräftige, droffelgroße Vögel mit dunkelbraunen, innen bräunlichweiß gefanteten Schwingen; lebhaft rostrot sind die Schwanzfedern, mit Ausnahme der beiden mittleren dunkelbraunen, die Schwanzdeckfedern und die unteren Flügeldeckfedern. Das Männchen hat im Sommer lebhaft aschblauen Kopf und Hals, hellrostfarbene

Unterseite; Weibchen und Junge sind grau mit zahlreichen schwärzlichen Monden und Punkten. In den Felspalten stehen ihre Nester, und während das Weibchen die einfarbig blauen, denen der Stare ähnlichen Eier bebrütet, läßt das Männchen von einer nahen Felskante herab so laut wie möglich seinen wohltonenden aber nicht gerade kräftigen Gesang erschallen.

Es ist möglich, daß noch manche andere Drosselarten als Irrgäste bei uns sich einfinden. So wurde die **amerikanische Wanderdrossel**, *Turdus migratorius L.\**, schon einmal in einem Dohnenstiege zu Upjever im Oldenburgischen gefangen. Eine sorgfältige Durchmusterung der zu Markt gebrachten Krammetsvögel ist deshalb den Vogelfkundigen dringend anzuraten.

## 10. Familie. Säng er, Sylviidae.

**Das Garten- oder Waldbrotschwänzchen**, *Ruticilla phoenicura L.*,  
(L. 13,5 cm; S. 6 cm),

ein übermütig lebhaftes Vögelschen, das in der Ebene unseres Gebietes eben so häufig ist wie im Gebirge, hält sich als entschiedener Liebhaber alter, kräftiger Bäume am liebsten da auf, wo ein Bauerngehöft sich traulich an den Hochwald lehnt, oder ein alter Obstbaumgarten die ländliche Wohnung beschattet; aber auch mitten in den Städten, wo alte Bäume unseren Gärten ein solideres Ansehen gewähren. Von einem starken Eichenast, einem hohen dicken Kiefernstamme oder von einem hochragenden Obstbaume herab erschallt sein fleißiger Sang recht melodisch und stimmrein, häufig aus den Tönen umwohnender Säng er zusammengesetzt. Meist im März schon kündigt sein „Wi tik tik“ die Heimkehr unseres Rotschwänzchens an, das nun eifrig nach alten hohlen Kopfweiden oder anderen Baumstämmen sucht, im Notfalle auch einen abgelegenen Brutkasten wählt, um dort zu nisten. Es baut auch ausnahmsweise sein Nest wohl in Mauerlöchern, an einem stillen Gartenhäuschen oder, wenn's nicht anders geht, zwischen Bohnenstangen. Justizrath Meyer in Rheine schrieb: „Vor einigen Jahren hatte ein Pärchen hier sein Nest in dem Bauche eines abgebalgten und ausgedorrten Fuchses gemacht, den man den Winter vorher an einer Scheune aufgehängt und das Gescheide herausgenommen hatte.“ Einmal fand Bolsmann sein Nest in einem Kiefernbestande hart am Stamme auf dem Boden und zwar mit einem halbwüchsigem Kuckuck besetzt. Dort nun brütet es zweimal im Jahre seine 4—6 tiefgrünblauen Eier von etwas hellerem Ton als die der

Heckenbraunelle. Ende Juli schon findet man frisch vermauserte Winterkleider, und mit Ende August sind sie schon wieder verschwunden, da ihre Winterherberge fern in Ostindien und im Innern von Afrika gelegen ist.

Ihre Nahrung bilden im Sommer hauptsächlich Insekten, im Herbst suchen sie auch Beeren, und Schacht fand, daß sie sich an kalten, regnerischen Sommertagen nur von den roten Beeren des Holunders nährten, den er um seinen Garten ringsum gepflanzt hat. Derselbe erzählt ferner, daß einst ein Rotschwänzchen- und ein Bachstelzenpaar gemeinsam einen Taubenkasten unterm Dach bezogen hatten, derart daß an der einen Seite das eine, an der andern Seite das andere Paar seinen Ein- und Ausflug hatte. Das ging so lange gut, bis die Jungen den Eiern entschlüpft waren. Dann sah man eines Tages das Bachstelzennest zerstört und deren Junge verschwunden, die alte Bachstelze stellte sich mit Futter ein, kehrte aber schnell wieder um und überlegte den Fall auf dem dabei stehenden Brunnen. Nach wenigen Augenblicken stürzte sie sich wütend auf das Rotschwänzchenpaar, vertrieb dieses von deren Neste und übernahm selber die Pflege der Kleinen, bis diese, flügge geworden, zum Vorschein kamen und von der entsetzten Bachstelze als fremde Kinder erkannt wurden. Von Stund' an verließ sie die Wohnung und bald stellten sich die rechten Eltern wieder ein, um mit wachsender Zuversicht ihren schreienden Kinderchen zu nahen und deren Pflege nach zweiwöchentlicher Verbannung wieder voll und freudig zu übernehmen.

Beim Männchen der Gartenrotschwänzchen ist die Stirn weiß, der Rücken bläulichaschgrau, Kehle schwarz und Unterseite rostrot; im Winterkleide ist die Farbe der Stirn gänzlich grau, das übrige Gefieder mit grauen Flecken bedeckt. Bürzel und Schwanz sind bis auf die beiden dunkelbraunen Mittelfedern gelblich rostrot. Das Weibchen ist auf dem Rücken bräunlich, von der Kehle bis zur Brustmitte schmutzig gelblichweiß, die übrige Unterseite rostbräunlich, weißlichgrau gewölkt, während die Nestjungen unten gelblichweiß, oben lehmbräunlich und überall stark gefleckt sind. Sowohl vom Haus- wie Gartenrotschwänzchen finden sich Albinos auf dem Museum der hiesigen Akademie.

**Das Hausrotschwänzchen, *Ruticilla tithys* L.**

(L. 14,3 cm; S. 6,5 cm),

ein Gebirgsvogel, ist nach Bolsmanns Beobachtungen, den wir hier erzählen lassen, erst in neuerer Zeit in unseren Ebenen und Dörfern einheimisch geworden. Seitdem bei der steigenden Kultur in dem Flachlande höhere und mit Ziegel gedeckte Häuser entstanden sind und die über den alten Strohdächern ragenden Eichen

niedergehauen wurden, stellte sich auch dies schöne Vögelchen ein, besonders aber dort, wo sich eine höhere steinerne Kirche mit ragendem Turm oder sonst altes Gemäuer vorfindet. Linné nannte es noch Gibraltarica, weil es seiner Zeit nur die Felsgebirge der Mittelmeerländer bewohnte. In der Gegend von Rheine im Münsterlande hielt es erst 1817—18 seinen Einzug; jetzt ist es in allen Städten und Dörfern des Münsterlandes ein gemeiner Vogel. Als Gebirgsvogel hat er besondere Vorliebe für die Ziegeleien mit ihren tiefen Lehmgruben, Ziegelöfen und Ziegelschutt; diese scheinen ihm die Gebirgslandschaft darzustellen, und hier fehlt er fast nie, dagegen wohl in den tief im Walde gelegenen Dorfschaften, denen größere Steinbauten mangeln.

Das Hausrotschwänzchen ist in allen Kleidern schon dadurch von der vorigen Art zu unterscheiden, daß bei jenem die 2. Handschwinge so lang ist als die 7., während sie beim Gartenrotschwanz so lang ist als die 6. Das Männchen ist aschgrau mit tiefschwarzer Brust; die Federkanten auf den Außenfahnen der Armschwingen und Decken sind bei dem ganz alten Vogel weiß und bilden somit ein weißes Flügelschild. Am vollständigsten entwickelt sich das glänzende Schwarz im Sommer kurz vor der Mauser. Bei den in Südeuropa wohnenden verbreitet sich dies Schwarz über den Mittelrücken und den Scheitel, und hat man mit Unrecht die also gefärbten Vögel als eine besondere Art angesprochen. In der Regel ist die Unterbrust mehr oder weniger aschgrau, der Bauch weißlich. Die Schwanz- und Bürzelsfedern sind mit Ausnahme der beiden mittleren, welche dunkelbraune Färbung tragen, gelbrostrot. Bei den Weibchen, den Jungen und einjährigen Männchen ist die Hauptfärbung ein gleichmäßiges Tiefgrau; bei den Nestjungen ist dies grauschwärzlich gewellt. Hellgrau ist auch das Winterkleid der alten Männchen, welches durch Abstoßen dieser hellen Federränder ins Sommerkleid übertritt.

Die Lockstimme lautet „fid, tack, tack!“ Auf der Spitze eines Schornsteines, eines Turmkreuzes, einer Wetterfahne oder auf dem First des Daches läßt es seinen sonderbaren Krättschergesang hören — trotz Regen und Wind den ganzen Sommer hindurch; einzelne singen vom ersten Tagesgrauen an bis in die Abenddämmerung hinein und bis zum Oktober hin. Von seiner hohen Warte hascht es nach Art der Fliegenfänger die es umflumenden Mücken und Fliegen; bei Regenwetter sitzt es gern auf den einzelnen Misthaufen auf den Äckern, um dort die Kerftiere zu haschen. Gartenvogel ist der Hausrotschwanz eigentlich nicht, und den Nadelwald meidet er ängstlich. Sein Nest steht in einer Felspalte oder in Mauerlöchern, so auch in den alten Stadtmauern von Paderborn; findet sich aber eine solche Lokalität nicht,

dann baut er sein Nest in Gebäuden und in offenen Schuppen. Einmal fand sich ein solches sogar in dem Häuschen einer viel besuchten Regelfabrik; ein andermal unter einem tagüber von Fußgängern und Fuhrwerk stets belebten Durchgange zum Domplatz in Paderborn, wo die Jungen richtig auskamen. In der Nähe des Hochaltars, innerhalb der dortigen Jesuitenkirche, baut ein Pärchen alljährlich sein Nest und läßt sich weder durch das Orgelspiel noch durch den Gesang der andächtigen Menge stören.

Die 5—6 Eier sind rein weiß; es macht zwei, ja zuweilen drei Bruten. Sein Wegzug erfolgt im Oktober. An einem kalten windigen Tage dieses Monats fand Pastor Bolsmann auf dem Hümmeling (in den Gegenden der Unter-Ems) die an der Steinstraße von Sögel nach Werlte liegenden Kieselhausen nebst den benachbarten Sandrillen mit zahlreichen Hausrotschwänzchen besetzt, die auf der Wanderung begriffen waren. Alle hatten ein völliges Winterkleid. Einzelne überwintern schon in Süddeutschland; in Spanien, wo diese Rotschwänzchen im Sommer selten sind und nur Felsen bewohnen, sind sie im Winter sehr häufig und es wimmelt dann von ihnen in allen Gebirgen, bis sie im März heimziehen. — Für unsere Ökonomie ist das Vögelchen von geringem Nutzen; sein Hauptnutzen möchte nach Altum in dem Wegfangen des dem Wild und dem Weidenvieh so gefährlichen Rachenbremsen bestehen.

**Das Blaukehlchen, *Cyanecula leucoocyanea* Br.,**

(L. 14,3 cm; S. 6 cm)

erweist sich in mehrfacher Hinsicht als ein für uns besonders interessantes Vögelchen und zwar einmal durch die auftretenden eigentümlichen Farbvarietäten, welche auf der Strecke von Schweden bis zur Nordküste von Afrika verteilt auftreten und doch sämtlich im Münsterlande gefunden worden sind, und dann wegen der Art seiner Ausbreitung in unserm Bezirke. Als Spezialcharakter gelten für die Blaukehlchen die mit Ausnahme der beiden mittleren an der Grundhälfte rostroten, im übrigen braungrauen Schwanzfedern. Die Oberseite ist graubraun. Die Jungen sind grauschwarz mit rostgelben Schaftstrichen und Tropfenflecken, ein Strich über den Augen und die Mitte der Gurgel sind lichter; das Weibchen trägt Kehle, Gurgel und Mitte der Brust gelblichweiß. Das Winterkleid ist an Kinn und Kehle grauweiß; auf der Brust ist ein bleiblaues breites Band mit grauschwarzer Einfassung. Es geht teils durch Abreibung teils durch Verfärbung von Mitte März bis Anfang April ohne Mauser in das prachtvolle Sommerkleid über, wie dies Bolsmann hier selber beobachtet hat. Das alte Männchen besitzt eine brillant lasurblaue, nach unten

durch eine schräge rotbraune Binde begrenzte Kehle und Oberbrust. Trägt nun dieser blaue Teil kein besonderes Merkmal, so wird diese zum Unterschiede von anderen Varietäten *Cyaneoula Wolfi* bezeichnet. Enthält die Zeichnung in der Mitte einen mehr oder minder großen, perlmutterweißen Fleck, so heißt die Varietät *C. leucocyanea*, und diese wird meist in Mitteldeutschland gefunden. Bei den hauptsächlich in Schweden vorkommenden Blaukehlchen ist dieser Fleck zimtbraun und die Varietät heißt *C. suecica*. Zeigt endlich der weiße Fleck noch braune Federn in seiner Mitte, so heißt sie *C. orientalis*, weil diese Varietät meist in Nordafrika auftritt. Die Umfärbung des Mittelteiles der blauen Kehle scheint also im Norden nur bis zum Rot zu gelangen, während sie in Mitteldeutschland, und zwar nach Altuns Beobachtungen in etwa 2 Wochen vom Blauen ins Rötliche und Weiße fortschreitet. Ein von Pastor Bolsmann erlegtes Exemplar bekam im ausgestopften Zustande in dem rein blauen Kehlflecken ein weißes Pünktchen, es würde sich also im Leben nach einigen Tagen aus einer *Cyaneoula Wolfi* in *C. leucocyanea* umgefärbt haben. Die letztgenannte Varietät ist in der Umgegend von Münster die gewöhnliche, doch ändert der weiße Fleck in dem blauen Brustschmucke bedeutend und zwar in den mannigfaltigsten Dimensionen ab.

Die Varietät mit dem rein blauen Brustschmucke kommt in unserer Gegend sehr spärlich vor und sind unseres Wissens bisher nur 3 Exemplare erlegt worden. Von der Varietät *C. suecica* — mit braunem Mittelfleck — wurde ein Exemplar hier bei Münster am 3. Mai 1871 erlegt, und zwar konnte dieses nicht wohl auf dem Durchzuge nach Norden begriffen gewesen sein, weil der Zug der Blaukehlchen in unserer Gegend Ende März beginnt und bis zum 8. April nur andauert. Auch hielt sich das Vögelchen mehrere Tage an derselben Stelle, in einer Hecke des sog. Mühlensfeldes auf. Ein Nest wurde vergeblich gesucht und infolgedessen diese hier so seltene Varietät geschossen. Es war ein altes Männchen mit intensiv lasurblauer Kehle und braunem Mittelfleck.

Die nordafrikanische Form, welche in dem braunen Flecken der blauen Kehle noch einen weißen Stern trägt, ist bei uns bisher nicht vorgekommen; jedoch wurde am 13. April 1885 ein Exemplar mit weißem Stern, in welchem zwei braune Federchen enthalten waren, also mit sehr interessantem Übergangskleide zu *C. orientalis*, an der Schifffahrt bei Münster erlegt. Wir sind also ungefähr berechtigt, alle vier Varietäten für das Münsterland in Anspruch zu nehmen.

Vor 30—40 Jahren waren Blaukehlchen überhaupt für hiesige Gegend eine Seltenheit; jetzt sind sie an passenden Tagen überall in den Weidengebüschen der



Ems, in der Umgebung von Münster als Mistvogel vorhanden, obgleich man nur selten eins zu sehen bekommt. Nopto in Seppenrade, welcher den 7., 10. und 14. April als Ankunftsstage notiert hat, teilt mit, daß an den mit Weiden bewachsenen hohen Ufern der Stever vereinzelt Pärchen brüten und daß er dort am 12. Mai 1869 ein solches nebst einem Jungen in gelbem Dunenkleide erhalten habe. Ferdinand von Droste meint auch, daß das Blaufehlchen schon seit längerer Zeit als Mistvogel in unserer Provinz bekannt sei und mehrfach Nester bei Burgsteinfurt, Coesfeld, zwischen Mejum und Emsdetten aufgefunden worden seien. Präparator Windau dagegen hat das erste am 13. Juni 1856 bei der Wienburg gefangen und zwar ein altes Männchen, später drei Junge: ein Weibchen und zwei Männchen. Im April 1859 hat er das erste alte Weibchen erbeutet, später alljährlich ein Exemplar, jedoch nie ein Paar. Das erste Nest hat er 1869 gefunden, worin am 25. April das erste Ei gelegt worden war und aus dem am 23. Mai die Jungen ausflogen. Dr. Tenckhoff hat zu Ende der 60er Jahre von Rheine ein Gelege erhalten und weiß, daß bei Paderborn an der Alme stets einige Pärchen vorkommen, die in den Wurzeln der Weiden ihr Nest anlegen.

Im Frühjahr verrät sich das liebliche Vögeln sofort durch seinen Gesang. In demselben ist ein eigentümlich schnurrender, allerdings nur in der Nähe vernehmbarer Ton auffallend, der grade so lautet, als wenn das Vögeln mit doppelter Stimme sänge. Es ahmt auch den Gesang anderer Vögel nach, so namentlich das „Kiswit“ der Rauchschwalbe, das „Pikwerwid“ der Wachtel und das „Kirrjäh“ des Feldhahns. Bolsmann wurde einmal im Frühjahr 1874 beim Anhören eines Blaufehlchenliedes durch die Einflechtung des Nachtigallenschlages, des Gesanges des Wiesenschmähers und des Gartenlaubfängers so getäuscht, daß er glaubte, einen Sumpfrohrsänger vor sich zu haben. Im Fluge unterscheidet es sich vom Rotschwänzchen leicht durch seine doppelte Schwanzfärbung. Tenckhoff sah einmal am Almenufer ein Blaufehlchen, welches mit höchst närrischen Kapriolen sein Weibchen umtanzte und dabei den Schwanz wie ein Pfauhahn spreizte, so daß die auffallende Färbung desselben recht sichtbar wurde; dabei war es so liebestoll, daß es den Beobachter ziemlich nahe herantommen ließ.

Das Nest steht im dichtesten Gestrüpp am Boden sehr versteckt; die 5—7 Eier, die man anfangs Mai findet, gleichen den Nachtigalleneiern, sind aber viel kleiner und etwas heller in Farbe, aber regelmäßig, namentlich am dicken Ende, roströtlich angeflogen. An den Ufern der Gewässer ist der Neststand nach der Seite, welche von der Morgen- und Mittagssonne beschienen wird. Binnen 14 Tagen schlüpfen

die Jungen aus und verlassen das Nest, schon ehe sie fliegen können, worauf die Alten sofort Anstalten zu neuer Brut machen sollen. Ende Juni findet die Mauser der alten Vögel statt, wobei sie alle Steuerfedern zu gleicher Zeit verlieren. Im September findet man die Blauehlchen oft auf der Wanderung in Kartoffelfeldern; im Oktober sind alle verschwunden.

**Das Rotkehlchen, *Dandalus rubecula* L.**

(L. 13 cm; S. 5,5 cm).

Als zweiten Repräsentanten der Erdsänger, sogenannt, weil sie ihre Nahrung auf dem Boden laufend suchen, und in Gestalt und Lebensweise der Nachtigall am nächsten verwandt, nennen und beschreiben wir das Rotkehlchen. Die Kehle sowohl, welcher der wohlklingende Gesang entquillt, wie die hochgetragene Brust sind gelblich-rostrot; ebenso sind bei alten Männchen Stirn, Kehle und Wangen gefärbt; die Oberseite dunkelolivengraun, die untere schmutzig weiß, die jungen Vögel sind oben mehr rostbräunlich, gelblich getüpfelt und schwärzlich gewölkt; unten schmutzig gelblich, Kehle und Brust mit schwärzlichen Federrändern. Anfangs März schon läßt es seine Lockstimme ertönen in jedem Wald mit Unterholz und feuchten Stellen, im Gebirge wie in der Ebene; in den Gärten haust es friedlich um die Wohnungen der Menschen. Hoch die Brust, die Flügel hängend, den leicht ausgeschnittenen Schwanz wagerecht gestellt, sitzt es auf Mauern und Siebeln; in raschen leichten Sprüngen hüpfet es auf dem Boden dahin, in Bogen mit raschen Schwenkungen fliehet es durch dichtes Gestrüpp. Die Nahrung besteht in Insekten, die vom Boden aufgepickt werden, doch auch in Beeren, denen das Rotkehlchen gern nachgeht. Sein Lied besteht aus mehreren mit einander abwechselnden, flötenden und trillernden Strophen, welche laut und gehalten vorgetragen werden; es ist ein feierliches, etwas melancholisches Lied.

Tief am Boden, in Erdhöhlen und an Grabenrändern, in und an alten Wurzelstöcken, nach oben womöglich halbverdeckt, oder durch ein Grasbüschel sorgsam versteckt, steht das Nest, von Moos, Gras und Blättern gebaut, innen mit Würzeln, Hälmchen, Wolle, Haaren und Federn ausgelegt. Seine 5—6 zartchaligen, gelbweißlichen Eier sind mit rostgelben Flecken bedeckt und werden in 14 Tagen ausgebrütet. Die Jungen wachsen rasch heran und werden gar bald sich selbst überlassen, denn das Elternpaar rüstet zur zweiten Brut. Bald nachdem sie die Mauser überstanden, ziehen alt und jung von hier ab, und nicht lange währet es, dann tauchen sie schon in den Hochgebirgen Spaniens in jeder Hecke, in jedem Garten auf, und fangen auch dort wieder zu singen an, wenn das kleine Wesen von der baldigen

Rückkehr in die nordische Heimat träumt. Einige ziehen noch weiter bis zur Nordspitze Afrikas und den dortigen Inseln, recht viele aber dauern auch über Winter bei uns aus und umlagern die Bauernhöfe, Dörfer und Städte.

Zur Zugzeit im Herbst, wo sich der Rotkehlchen viele in dichten Feldhecken umhertreiben und auch dort übernachten, hört man, ehe sie zur Ruhe gehen, allenthalben ihre hellen Warnungslaute ertönen. „Ich belauschte einst, erzählt unser Schacht, im Nadelwald ein Rotkehlchen, welches in einer entferntliegenden Buchenschonung sein Abendlied mit vollem Feuer sang. Als die Dämmerung den Wald umschleierte, als es still und stiller wurde, als die Singdrossel längst ihren Riedermund geschlossen, da erklang der Rotkehlchengesang noch immer, aber auch immer näher und näher. Endlich war der Sänger an der Grenze des Nadelwaldes angekommen, sein Lied erklang noch zeitweilig in derselben Stärke, doch vernahm ich bald an den mehr und mehr ersterbenden Tönen, daß der Vogel sich immer tiefer in den Nadelwald zurückzog, bis endlich, nachdem der letzte Ton verhallt war und der Vogel sein Nachtquartier erreicht hatte, auch ich es für geraten hielt, meiner Schlafstätte zuzueilen. Ein andermal beobachtete ich ein Rotkehlchen, welches auf dem Zuge begriffen, sich zur Schlafstätte eine isolierte Kopfhainbuche erwählt hatte. Als ich unter den Baum trat, saß der Vogel oben in den Zweigen. Ich schlug an den Stamm, aber der Vogel blieb ruhig sitzen; jetzt schlug ich in die Zweige, der Vogel erschien außerhalb der Baumkrone, stürzte sich aber förmlich wieder hinein. Er schien seine einmal bezogene Schlafstätte nicht wieder aufgeben zu wollen, oder sich vor Gefahr zu fürchten, und ich ließ ihn ferner unbehelligt.“

Für die Gefangenschaft eignet sich dies trauliche Vögelnchen sehr gut, doch muß es zuerst mit Mehlwürmern und Ameiseneiern, später mit Weißbrot, geriebenen Möhren und Fleischresten gefüttert und den Winter durch frei im Zimmer gelassen werden. Wenn man ihm dann zur Sommerzeit die Freiheit schenkt, sucht es im kommenden Winter gern sein altes Quartier wieder auf. Das Vögelnchen aber mit anderen zusammen zu sperren ist nicht ratsam, weil es, so harmlos es anscheinend ist, sehr häufig durch seine Zanksucht und Kauflust im Käfige andere Vögel zu Tode bringt.

#### Die Nachtigall, *Luscinia luscinia* L.

(L. 16 cm; S. 6,5 cm).

Nun stehen wir vor der Königin aller Sänger, der alle Völker und Zeiten gehuldigt haben, die in Liedern und Sprüchen aller Sprachen gefeiert worden ist von den Grenzen Chinas bis zum Rande des atlantischen Oceans, von den

Gestaden des Mittelmeeres bis hoch hinauf, wo in der Welt überhaupt nur warmschlagende Herzen den Zauber des süßen Gesanges empfinden. Alle Worte, alle Bilder sind erschöpft, sie zu preisen und zu rühmen, und so begeben wir uns gerne der Aufgabe, auch hier ihr ein Loblied zu singen. Wie uns aber der Wohlklang ihrer Kehle den Zusammenhang unseres Wesens mit den übrigen Lebewesen in so frommer und wohlthuernder Weise zum Bewußtsein bringt, so wollen wir diesen Abschnitt unseres Buches benutzen, um den innigen Zusammenhang der Lebewesen bei uns und um uns, in Wald und Feld, in Flur und Hain in wenigen schlichten Worten zu beleuchten.

In dem von der Nordsee beeinflussten, ja beherrschten Klima des Westfalens tritt der Frühling höchst selten wie mit einem Schlage ein. Der Regel nach wird es mit der wachsenden Tageslänge langsam milder und wärmer; ganz allmählich erwacht das Pflanzen- und das Tierleben und dementsprechend spielt sich auch die Heimkehr unserer Zugvögel ab. Wenn vor den wärmeren Strahlen der Märzsonne der Winterschnee geschmolzen ist, dann fängt der zartgrüne Rasen schon an, sich mit bescheidenen Blümchen zu schmücken, und früherwachte Schmetterlinge, vorwitzige Fliegen umtaumeln die silberweißen und goldgelben Sterne auf dem grünen Grunde; leichtlebige Mücken scharen beginnen zu tanzen — und siehe da, auch die ersten Vorläufer der bestflügeltsten Insektenfeinde sind auf der Schaubühne des Lebens erschienen und beginnen zaghaft zu singen und eifrig zu jagen. Nun verraten vieltausend zartgrüne Sprossen an Büschen und Hecken den Fortschritt des jungen Jahres und zugleich rüsten sich Insekten aller Art, von den erschlossenen Knospen und Blüten zu schmausen. Da sind aber auch die besten Truppen der bestfederten Wandergesellen eingetroffen, und im vollen Feuer beginnt der Krieg wider die Feinde der Pflanzen und die Peiniger der höheren Tierwelt. Vom Spiegel des Teiches bis hinauf in die höchsten Regionen jagen Segler und Schwalben durch alle Räume; vom Boden des Waldes bis zur Spitze der Baumkronen hin sind die Jagdplätze verteilt und besetzt. Kein Zweiglein ist, das nicht umkrallt und umschwirrt, kein Blättlein entfaltet sich, das nicht oben und unten beschaut und gemustert, kein Käupchen knuspert, das nicht belauscht, kein Käfer summt, der nicht bemerkt und verfolgt würde. Wo ein Frosch seinem Winterquartier enthüpft, da lauert schon ein Schnabel auf die Beute, und wo ein Regenwurm dem Boden entsteigt, hat schon ein scharfes Vogelauge seine Ankunft entdeckt. Nun sind die Wälder in Grün gekleidet, die Wiesen in bunte Teppiche gewandelt, die Obstgärten mit blühenden Hoffnungen überschüttet. Was im Boden geschlummert zur Winterzeit, ist hervorgekommen

zu neuem Leben; Laub und Blüten, alle Wiesen und Weiden, alle Tümpel und Teiche sind umlagert von den wimmelnden Schwärmen der Insekten. Aber auch die letzten Zugvögel sind angekommen: das Schmetterlein in Baum und Busch, auf Rainen und Wegen kündigt ihre Ankunft, kündigt, daß sie in Nahrungsfülle schwelgen, und daß ihre Thätigkeit zur Belebung der Natur und zur Witerhaltung des Gleichgewichts in derselben wirksam begonnen hat. In den Wäldern von Laub und Nadeln, von Binsen und Rohr, in den Wiesen und Heiden und wogenden Feldern, an Stämmen, Mauern und ragenden Felsen sitzen und schweben, hängen und kleben die Nester mit ihrem lebendigen Inhalt — und wieviele auch sind der Alten und Jungen, für sie alle sind die Tische vollauf gedeckt in der Höhe und Tiefe, unter der berstenden Rinde des Baumes wie in der Wasser lebendiger Flut.

Und so ist auch die liebe Sängerin Nachtigall angekommen, auf die wir in jedem Lenze mit neuer Spannung hoffen und harren. Sie ist für uns kein einzelner Vogel; sie ist ein Teil der grünen Fülle da draußen, den wir als den Inbegriff des süßesten Sanges empfinden. Hast du „die“ Nachtigall schon gehört? Horch, „die“ Nachtigall! heißt es hier. Es ist nicht der einzelne Vogel, es sind nicht die Nachtigallen, die wir erwarten; es ist ein ganzes Stück Leben, ohne welches wir uns keinen rechten Frühling zu denken vermögen.

Im April, wenn der Weißdorn blüht, hier in der Ebene durchschnittlich vom 8. bis 20., im Gebirge um den 20. kehrt der herrliche Sänger wieder bei uns ein; die Männchen einzeln und einige Tage früher als die Weibchen, und jeder sucht die Stelle auf, wo der vorige Sommer sie glücklich gesehen. Bald ist jeder Park, jeder Garten, wo nur passendes Buschwerk zum Verweilen und Wohnen einladet, erfüllt von dem Gesange des lieben Vögels. Wo auf feuchterem Boden, dem Wasser gehört zu ihrer Existenz, freie Stellen mit schützendem Laubdache wechseln, da hüpfst die Nachtigall in weiten Sprüngen umher und schaut sich mit großen verständigen Augen nach Nahrung um, indem sie mit stolz aufgerichteter Brust und über die Flügel gehobenem Schwanz sich hinstellt. Jeder Fund, den sie dem Boden entnimmt — denn im Fluge hascht sie nicht nach Insekten — wird mit einer wippenden Bewegung des Schwanzes begrüßt.

Sie geht nicht hoch ins Gebirge hinauf, aber während in der Ebene noch Gärten und Anlagen, kleine Feldgehölze und dicht bestandene Wallhecken zahlreich von Nachtigallen bewohnt werden, wird sie im Berglande leider vielerorts von Jahr zu Jahr seltener; und an verschiedenen Plätzen, wo sie vor 25 Jahren noch häufig war, ist sie jetzt, wie z. B. bei Siegen, gänzlich verschwunden. Das edle Vögelschen ist gar

zu zutraulich und in Fallen allzu leicht zu berücken. Sein Nest aus trockenen Blättern, innen mit Pferdehaaren ausgelegt, steht nicht besonders versteckt im Gebüsch, gewöhnlich dicht am Boden, in Erdhöhlungen oder auf alten Stämmen. Die 4—6 Eier des Seleges sind olivengrünlich, graubraun gewölbt, zart- und glattschalig. Die jungen, graubraun gefleckten Männchen fangen früh an zu „dichten“; ihre Übungsstücke haben aber keine Ähnlichkeit mit dem Schlage des Vaters, der zu dieser Zeit auch seinen Gesang nicht mehr erschallen läßt — und doch, wenn die Jungen im nächsten Jahre wiederkehren, ist ihr Gesang eben so voll und schön, ebenso reich und wechselnd wie der ihrer Vorfahren.

Wenn schließlich das Vögelschen mit der silberreichen Kehle und dem unscheinbaren Gewande Wochen lang bei Tag und Nacht, mit Ausnahme der hohen Mittagszeit, die Umgebung mit seinen reichen Liedern erfreut und entzückt, dann noch einige Zeit unbeachtet ein Stillsitzen unter uns geführt hat, ziehen sie im September wieder hinweg, um dies Stillsitzen in afrikanischen Gefilden weiter fortzusetzen.

Männchen und Weibchen sind in der Färbung kaum zu unterscheiden. Die Oberseite ist trübbräunlichbraun, der Schwanz rostbraun, die Unterseite hellgrau, Kehle und Mitte der Unterbrust schmutzig weiß. Die Jungen erinnern in der Färbung an junge Rotkehlchen, jedoch unterscheidet sie von ihnen der rostfarbene Schwanz und die ansehnlichere Größe.

#### Der Weidenlaubvogel, *Phyllopneuste rufa* Lath.

Die wegen ihrer Vorliebe für den frischgrünen Blätterschmuck an Baum und Strauch sogenannten Laubvögel sind, soweit sie unser Gebiet überhaupt bewohnen, wohl überall häufig, ja sogar sehr häufig anzutreffen. Jede Wallhecke, ja fast jedes Dornestrüpp beherbergt ihre Pärchen; in den Kronen der Bäume sieht man sie bis zur höchsten Spitze hinauf das Laub durchstöbern, um dort schädliche Insekten, namentlich Raupen in Massen zu vertilgen.

Der Weidenlaubvogel (L. 10,8 cm; S. 4,5 cm) kommt in manchem Jahre bereits vor Mitte März, in anderen auch wohl erst Anfangs April, (Nopto hat 1., 13., 15., 17., 24. April) um bis Mitte Oktober hin seine wohlthätige Wirksamkeit fortzusetzen. Dabei brüten sie in Nestern, die aus Laub und Grashälmschen lose zusammengearbeitet, auf lichten Waldstellen, unter Gestrüpp und bewachsenen Heckenrändern meist am Boden verdeckt stehen und backofenartig überwölbt, innen aber stark mit Federn ausgepolstert sind, zweimal 4—7 weiße, mit weitständigen blut-schwarzen Punkten versehene Eier aus. Bei Paderborn nisten sie auch vielfach

in Buchsbaum oder dichtbelaubten Sträuchern, im Wacholder, wohl 3—4 Fuß über dem Boden. Wenn sie in dieser Zeit höchst fleißig die blühenden Sträucher und namentlich die Weiden besucht haben, um dort die beutesuchenden fliegenden Insekten wegzufangen, streifen sie nach der zweiten Brut durch die Laub- und Nadelwälder der Umgegend, um dort immer eifrig und rührig den bösen Spannerraupen das verderbliche Handwerk zu legen. Possierlich ist der Anblick, den eine grade ausgeflogene Zucht dieser muntern, beweglichen Vögeln gewährt. Ihrer 6—7 rücken auf einem Zweiglein nahe an einander, als wollten sie durch das Zusammendrücken sich gegenseitig wärmen und schützen. Noch im Oktober hört man von der höchsten Baumspitze herab sein lockendes „ho . . . it!“

Er wird hier auch Weidenzeißig und bei unsern Jägern Schnepfenvertreiber genannt, weil sein Gesang das Ende des Schnepfenstrichs verkündigt. Der wunderliche Gesang besteht nur aus zwei in einer Terz sich bewegenden stets wiederholenden Tönen, etwa wie „ziv zav“, oder „sim sam“.

Dieser kleinste unter den Laubvögeln ist oben braungrau mit einem grünlichen Anhauch, an der Unterseite schmutzig weiß gefärbt, der Bügel und ein schwacher Strich durch das Auge sind dunkelgrau, ein Streifen über dem Auge bräunlichgelb. Die zweite Schwinge ist kürzer als die sechste, der siebenten gleich. Die Beine sind braun.

#### Der Fitislaubvogel, *Phyllopneuste trochilus* L.

(L. 11,2 cm; S. 4,5 cm)

besitzt fast dieselbe Gefiederfarbe, aber in reinerem Tone. Die zweite Schwinge ist länger als die sechste; die Beine sind rötlich gelb. In dem Lockton, der bei diesen wie „Hiit“ lautet, wie in dem „dilm delm“ des Gesanges haben beide auch ziemliche Ähnlichkeit mit einander, der Fitis aber läßt auch noch bei rauhem Wetter, das alle anderen Sänger schon zum Schweigen gebracht hat, seinen kurzstrophigen, decrescendo verklingenden Gesang vernehmen, der rasch aufsteigt, um dann gleichmäßig langsam niederzufallen.

Zwar weniger häufig als der vorige ist der Fitis doch überall in jungem Stangenholz, Fichtenschonungen und mit Fichten bestandenen Heiden, am häufigsten aber in den mit Birkeneschlagholz besetzten Wallhecken zu finden. Während der Weidenlaubvogel aber in den höheren Regionen der Bäume sich aufhält, nimmt der Fitis mehr die mittleren und unteren Gebiete für seine nützliche Jagd in Anspruch und sucht dort hüpfend, springend und flatternd die Insekten. Auch er legt sein Nest sehr versteckt auf dem Boden zwischen Heidekraut zc. an, ausnahmsweise aber

auch einige Fuß hoch in dichtem Gestrüpp. Es ist mit Gras umspinnen und in ersterem Falle von einem Grasbüschel überdeckt, weshalb das Vögelchen hier auch Grasmäuschen heißt. Ankunft und Abreise sind bei beiden Arten ziemlich die gleichen; doch kommt der Titis immer etwas später wie der Weidenlaubvogel, nach unsern Notizen also am 2., 7., 11., 16., 18., 20. April an. Die Eier, auch von der gleichen Zahl von 6—7 wie bei rufa, sind auf weißem Grunde mit dicken, hellbacksteinfarbigen Punkten besetzt.

### Der Waldlaubvogel, *Phyllopneuste sibilatrix* Bechst.

Ist größer als jene beiden und auch schöner gefärbt, indem das gelbliche Grün seiner Ober- und das Weiß seiner Unterseite reiner hervortritt. Die Färbung gleicht oben ganz der des jungen zarten Buchenlaubes, und schon durch seinen lebhaft gelben Augenstrich unterscheidet er sich von den verwandten Arten; auch ist die erste Schwinge des Flügels kürzer als die oberen Deckfedern, während jene bei den beiden vorigen Arten länger als diese ist. Er kommt später als jene, meist erst anfangs Mai (Nopto notiert 29. April, 2., 3., 5. Mai) hier an und zieht im August schon wieder ab; er ist auch weniger häufig zu finden, ja im Teutoburger Walde fängt dieser brave Sänger seit etwa 15 Jahren an, bedeutend an Zahl abzunehmen. Bei Paderborn und Umgegend jedoch findet er sich noch überall im Buchenhochwalde und ist dort durch seinen Gesang sofort bemerkbar. Er zieht Buchen- und Birkenwaldungen vor und meidet das Nadelholz. In ersteren steht auch an lichten Stellen, sehr versteckt am Boden unter einem einzelnen Sträuchlein sein Nest, das aber nicht wie die seiner Verwandten mit Federn ausgepolstert, auch oben nicht so vollständig geschlossen ist. Die Eier tragen auf dem weißen Grunde eine große Menge blutschwarzer scharfer mit grauvioletten abwechselnder Punkte, welche die weiße Grundfarbe überall zur Hälfte verdecken, und sind nicht vor Ende Mai zu finden.

Seine Nahrung sucht er im lichten Gezweige meist fliegend zu erhaschen. Sein Ruf ist ein sanftes melodisches „djü djü djü djü“, während sein absonderlicher Gesang, der ihm den Namen sibilatrix verschafft hat, in immer rascherem Tempo wie „sipp sipp sipp sipp sipp“ dahin schwirrt, daher er auch schwirrender Laubvogel heißt. Er ist auf dem Waldboden gar vielen Feinden ausgesetzt, von der kleinen Waldmaus an bis zu den großen, im Walde so zahlreichen Räubern, wenn auch sein Nest glücklicherweise von der plündernden Jugend nur selten aufgefunden wird. Gegen Mitte August sieht man ihn auf seinen Wanderungen auch in Gärten und Gartenhecken, wo er sonst nie erscheint.



Der Gartenlaubvogel, *Hypolais salicaria* Bp.,

(L. 13,5 cm; S. 5 cm)

heißt auch Spottvogel, Spötter, weil er gern die Stimme anderer Vögel nachäfft. Er kommt von seinem Zuge erst spät, Ende April, meist anfangs Mai (Nopto notierte 3., 9., 12., 13. Mai) wieder zurück und bezieht dann, schattigen Hochwald und jegliches Nadelholz meidend, sein Quartier im lichten Buchenwalde oder gern auch in Gärten und Obstbaumpflanzungen, wo er dann durch das ganze Gebiet häufig anzutreffen ist, so z. B. in Paderborn in der Promenade und den daran stoßenden Gärten. Er liebt frisches feuchtes Terrain, giebt den Wallhecken den Vorzug und sucht sich auf Heiden die Birken auf. Sein Nest steht fast stets zwischen dünnen Ästen in einer mehrteiligen Gabelung, in Haseln mit Geißblattumrankung, in Hainbuchen und Syringen meistens einige Meter hoch; bei Paderborn, wo er eben die ihm so lieben Wallhecken nicht findet, auch auf Obstbäumen, in den Ästen der Promenaden u. s. w. wohl 4—8 m hoch. Das Nest ist ein äußerst kunstvoller Bau, ein sehr tiefer, an den der Rohrsänger erinnernder Napf, gedrechselt glatt, mit allerhand Spinnen- und Raupenfäden, im Münsterlande, wo dieser Vogel auch Seidenspinner genannt wird, auch oft mit Streifen weißer Birkenhaut verwebt. Die Eier sind gesättigt zartrosa grundiert, mit einzelnen weitständigen, blutschwarzen Punkten und gehören zu den niedlichsten Vogeleiern. Das Gefieder des Gartenlaubvogels trägt eine sehr bescheidene, oben düster graugrüne, unten bläulichwefelgelbe Färbung; die zweite Schwinge ist länger als die fünfte, fast gleich der vierten.

Mit dem Pirol kommt dieser Sänger, mit ihm reißt er im August schon wieder ab. Während dieser Zeit aber verzehrt er eine große Menge der schädlichen nackten Obstbaumraupen, nebenher freilich nascht er auch wohl einzelne Kirschen oder Johannisbeeren, welche letztere man ihm um so eher gönnen kann, als deren Genuß unserer verwöhnten Jugend ja doch von Jahr zu Jahr weniger zusagt; daß er Bienen wegfrisse, ist hier noch nicht beobachtet worden. Es ist ein außerordentlich lebhaftes Vögeln, unangeseht thätig, jetzt in flinkem Fluge ein Insekt erhaschend, jetzt ein munteres Liedchen singend, aber nimmer unthätig. Das regelmäßige Verweilen aber auf seiner Lieblingsstätte und die wunderbare Achtlosigkeit während seines Gesanges, der übrigens recht einfach und dürftig klingt, aber sehr laut und weittönend ist, gereichen dem muntern Sänger recht oft zum Verderben. „In der Bierstaudenpartie des hiesigen Pastoratgartens, schreibt Pastor Bolsmann, stand eine schlanke, alles andere Gebüsch überragende Silberpappel, deren Krone das Lieblingsplätzchen eines Spottvogels war,

von woher er sein Lied so regelmäßig erschallen ließ, daß selbst die Hauskatze auf ihn aufmerksam wurde und sich in der höchsten Astgabel auf die Lauer legte. Da lag sie so offen, daß ihr Beginnen geradezu lächerlich erschien, aber sie hatte sich nicht verrechnet. Der flinke Bursch kommt singend und Insekten pickend seines gewohnten Weges, achtet nicht auf den stillliegenden Haarball, und im Bereiche der Krallen bezeugt ein blitzschneller Schlag und ein deutliches Knacken der Zähne in dem Schädel des armen Tierchens sein gewaltsames Ende.“

**Die Gartengräsmücke, *Sylvia hortensis* Lath.**

(L. 14,3 cm; S. 5,4 cm).

Unsere Buschjäger nehmen durch ihre Gesangesleistungen unter den Sängern eine hervorragende Stellung ein, wenn sie auch hier nur in wenigen Arten vertreten sind. Sie werden überall Grasmücken genannt, obwohl sie selten den Boden und das Gras berühren. Aber nahe am Boden im wirren Gestrüpp halten sie sich auf; dort stehen ihre Nester und dort suchen sie ihre Nahrung.

Die Gartengräsmücke belebt als ein häufiger Sommerzugvogel von Ende April bezw. Anfang Mai die ebenen wie die gebirgigen Teile unseres Bezirkes. Die Oberseite ist schwacholivengrau, die untere schmutzigweiß, schwach ins Olivengelbliche übergehend. Die Schwanzfedern sind einfarbig braungrau; nur die äußeren tragen am inneren Endrande weiße Säumchen. Die kurzen Flügel sind licht schieferblau. In unseren Auenväldchen, an buschreichen Wiesenrändern, in unseren Wallhecken mit niedrigem Holzaufschlag, Brombeergestrüpp und höheren Krautbüscheln, wo also das Holzwerk niedrig bleibt, das Kraut aber hochaufgeschossen die Oberhand gewinnt, und in Gärten mit Staudengewächsen und Obstbäumen ist sie eine der gewöhnlichsten Erscheinungen. Ihr Gesang, der 8—14 Tage nach dem der Nachtigall vernehmbar wird, besteht aus lieblichen, sanften aber durchdringenden Flötentönen; ihr Lockton ist ein schnalzendes „Täť tăt,“ der Warnungsruf ein schnarrendes „Bivävävä“. Das Nest besteht aus dürren Hälmchen, nur locker in einander geflochten, mit wenigen Haaren im Innern, und steht niedrig 1—2 m hoch im Gestrüpp nicht sehr verborgen und ist so schlecht gebaut, daß man die Eier von außen zählen kann. Dieselben, 5—6 Stück im Gelege, zeigen auf hellem, schwacholivengelbem Grunde weitständige olivenbraune, zuweilen heller umrandete Flecken, und sind von denen des Mönches schlecht zu unterscheiden. Wenn später Junge im Neste sind, so laufen diese nicht selten Gefahr, aus dem liederlich gebauten Neste, welches schließlich schief herunter hängt, gar herauszufallen.

Nachdem sie im Frühjahr und Sommer für sich und ihre Jungen unaufhörlich dem Insektenfange nachgegangen sind, werden im Herbst Beeren ihre liebste Nahrung, und deren Fülle vermag sie bis in den September hinein bei uns festzuhalten; dann eintretende rauhe Tage aber lassen die niedlichen Gäste plötzlich verschwinden.

Als Stubenvögel sind die Grasmücken sehr beliebt, und man kann die ausgenommenen Jungen, im Käfige mit dem Neste bei der Miststelle aufgehängt, von den Alten leicht füttern lassen, wonach dieselben oft zehn und zwölf Jahre in der Gefangenschaft aushalten.

**Die schwarzköpfige Grasmücke, *Sylvia atricapilla* L.,**

(L. 14,3 cm; S. 6 cm)

-auch Mönch und Schwarzplättchen genannt, ist etwas kleiner als die vorige; das Männchen oben reiner olivengrau als das Weibchen, mit tiefschwarzem, Weibchen und Junge mit braunem Scheitel. Die einfarbig graulichschwarzbraunen Schwanzfedern haben olivengraue Ränder. Noch häufiger als die vorige Art trifft diese meist Mitte April schon ein (1874 bereits am 7., 1877 am 3., 1884 am 2. April, bei Paderborn am 17. April 1871 und 11. April 1873, bei Seppenrade 14., 16., 23., 27. April), um Ende September wieder abzuziehen; doch findet man auch bis Mitte Oktober noch einzelne, meistens junge Vögel; 1875 wurde sogar am 17. November noch ein Exemplar gefangen.

Mehr Baumbewohner als die übrigen, läßt das Männchen sein Lied als eins der herrlichsten aller unserer Sänger von der Krone einer Eiche oder Buche herab erschallen. Die glockenhelle Reinheit seiner Flötentöne entschädigt den Liebhaber hinreichend für die Kürze der Strophen. Dabei singt er mehr als irgend ein anderer Vogel unmittelbar vor eintretendem Regen und während desselben. In regenreichen Sommern verlassen sie nach Schachts Beobachtungen den Busch und erscheinen in den Hausgärten, daher sie auch den Namen Regenvogel erhalten haben. In einzelnen Weißdorn- oder Brombeergebüschen auf kleinen Lichtungen, oder in stillgelegenen Gärten im Stachelbeergesträuch, wenige Fuß über dem Boden steht das Nest, kaum besser gebaut als bei der vorigen Art, wenn auch innen mit etwas Pferdehaaren ausgelegt. Dort finden sich in zwei Brutten im Jahre 4—6 Eier, ähnlich denen der Gartengrasmücke, aber dunkler und gröber gefleckt, auch oft mit mattrotlichem Grundton. Das Männchen ist außerordentlich eifersüchtig und duldet kein zweites Paar in der Nähe; dafür hilft es aber dem Weibchen brüten, und wenn es von diesem abgelöst wird, läßt es vom nächsten Baum herab seinen silberhellen Gesang

der Nestgenossin zur Freude und Unterhaltung kräftig erschallen. Wenn die Jungen im Neste hilflos liegen, suchen die Alten den feindlich Nahenden davon abzulocken, indem sie sich lahm stellen und wie kraftlos über dem Boden hinflattern. Die zärtlich geliebten Kinder werden mit Fliegen und kleinen nackten Raupen gefüttert und verlassen klugerweise auch schon sehr frühe das so vielen Gefahren ausgesetzte Nest. Auf einem Zweige sitzen sie in Reih und Glied, stets bereit, die zugetragenen Insekten in Empfang zu nehmen; und selbst zur Nachtruhe kehren sie nicht zum Neste zurück, als wüßten sie, welchen Feinden und Gefahren sie dadurch entrinnen.

Die Lockstimme ist „Tack tack tack“ mit einem sanften leisen Wispern, und durch verschiedene Modulierung seiner Laute drückt der kleine Sänger, der, wild eingefangen, fast die Nachtigall in Gesangeskunst erreicht, alle seine Affekte aus.

#### Die Zaungrasmücke, *Sylvia curruca* L.,

(L. 12,5 cm; S. 5,4 cm),

auch Müllerchen und Klappergrasmücke genannt, ist der kleinste unserer Buschsänger und in Färbung oben bräunlichgrau, Rücken schwach bräunlich, an den Wangen dunkler, an der Unterseite weiß, die äußeren 2—3 Schwanzfedern haben jederseits ein weißes Ende. Weibchen und Junge sind weniger lebhaft gefärbt. In niedrigem Holzwuchs, kurzem Gestrüpp und den rauhen Dornhecken unserer Gärten, besonders aber in unseren Wallhecken häufig genug, gehen die munteren Müllerchen auch gern in Obstgärten, in deren Baumkronen sie aber selten höher als 4 Meter hinauffklettern. Neckisch und beweglich, glatt und schlank hüpfen und schlüpfen sie auf den Zweigen und durch das grüne Gebüsch. Mitte April schon läßt das Männchen seinen aus 2 Teilen bestehenden Gesang erschallen, deren erster der Strophe der Dorngrasmücke ähnelt, aber leiser und meist beim Durchschlüpfen des Gebüsches ertönt. Der andere Theil besteht aus einem merkwürdig lauten Schluß wie „Klecke klecke klecke kleeck,“ ähnlich dem Geklapper einer Beutelmühle.

An Wald- und Wiesenrändern, in Gärten und Gräben im Gebüsch steht das Nest, etwas dichter gebaut als das der vorigen Art. Die kleinen Eier, 4—6 an der Zahl, ähneln denen des Gartensängers, sind aber viel kleiner und auf hellerem fast weißem Grunde mit kurzen braunen und aschfarbigen Flecken und Schnörkeln gezeichnet, die am stumpfen Ende eine Art Kranz bilden. Beide Eltern brüten wechselweise in 13 Tagen die Eier aus und versuchen die zärtlich geliebte Brut durch allerlei Künste und Schliche zu sichern und zu retten. Sie lassen ein bereits angefangenes Nest oft unbemutzt liegen, wenn es von Menschen auch nur angesehen

worden ist, und verlassen die Eier, wenn eines Menschen Finger sie berührt hat. Ist aber ihr Mißtrauen überwunden, so lassen sie den Beobachter selbst während des Brutgeschäftes herankommen. Die Jungen lassen sie nicht im Stich und wenn es nur ein Kuckuck wäre, an denen sie ja oft genug Elternstelle vertreten müssen.

Im August ziehen sie ab und ihre Reise führt sie bis zum fernen Indien hin; die aber hier in Gefangenschaft geraten, sind leicht im Käfig zu halten und erfreuen durch Zahmheit den Liebhaber nicht wenig.

**Die Dorngrasmücke, *Sylvia cinerea* Lath.,**

(L. 14,3 cm; S. 6 cm),

wohl die häufigste der hiesigen Sylvien, ist fast in jeder Wallhecke und jedem Dorn-  
gestrüpp in der Ebene wie im Gebirge zu finden und auch mit allerlei Namen belegt  
worden, als Dorndreher, Weißkehlchen, graue oder fahle Grasmücke. Die Weibchen  
und Jungen sind nur etwas fahler und weniger lebhaft gefärbt, als die Männchen,  
deren Oberseite wegen der breiten rostroten Ränder der hinteren Schwingen und  
oberen Flügeldecken lebhaft hervortritt, während die Unterseite zart weißlich, frisch  
sogar schwach rosa gefärbt ist. An den äußersten Schwanzfedern ist die Außensahne  
und ein langer Keilsfleck auf der Innensahne weiß; auch die zweite, mitunter ebenfalls  
die dritte besitzt auf der Innensahne einen kurzen weißen Endfleck. Weibchen und  
Junge zeigen eine trübere Färbung. Nach ihrer Ankunft in der zweiten Hälfte des  
April bauen sie in dichtem Dornbusch oder anderen mit Gräsern durchwachsenen  
Gebüsch gewöhnlich nahe am Boden bis zu halber Meterhöhe aus Grasrispen ihr  
loses Nest, das außen mit Spinnewebe oder Pflanzenwolle, innen aber mit Pferde-  
haaren austapeziert wird. Gegen Ende April enthält es 4–6 gefärbt graugrün  
grundierte, bald mit stärkeren bald mit schwächeren Punkten bedeckte unschöne Eier,  
worunter zuweilen lehmrotliche vorkommen. Das Männchen singt auch im Fluge in  
steil ansteigendem Aufschwung und senkrecht flatterndem Absturz, wonach es sich dann  
gern auf einem hervortretenden Zweige niederläßt.

Da die Dorngrasmücken zwei Bruten jährlich vollenden und sich und ihre  
Jungen fast ausschließlich mit Insekten nähren — nur selten suchen sie im Herbst  
nach Beeren — so wirken sie als recht nützliche Kerfvertilger. Obschon sie dann  
vor Eintritt des Winters außerordentlich weite Touren zurückzulegen haben — denn  
man fand diese kleinen Wandergesellen während unserer Winterzeit schon in Ostindien  
und Westafrika — so begeben sie sich doch recht spät, im September und die letzten  
gar im Oktober erst auf die Reise.

**Der Drosselrohrfänger, *Acrocephalus turdoides* Mey.**

(L. 19 cm; S. 7 cm).

Auch jene Gebiete unserer Provinz, wo die Büsche aus sumpfigem, meist wasserbedecktem Boden hervorragen, um schließlich den dunkelfarbigem Binsenfluren und der einformig dichten Rohrwildnis den Platz zu räumen, auch diese Gebiete sind von Vögeln bewohnt und belebt, deren Organe und Farben, deren Stimme und Gebahren der Eigentümlichkeit ihrer Umgebung überraschend schön angepaßt sind; welche sich in musikalischer Beziehung meist zu den übrigen Sängern verhalten, wie das trockene Rascheln des Schilfes zum melodischen Rauschen von Busch und Wald. Die Rohrfänger zeigen aufs deutlichste den Einfluß der natürlichen Umgebung und die Anpassungsfähigkeit der Bewohner an diese Umgebung. Wie sie Leben und Ton in diese oft völlig unzugänglichen Dickichte, in diese grünen Wüsteneien bringen, so dokumentieren sie durch ihren ganz eigentümlichen Schwirrgesang, der so ganz zu dem Säuseln des Rohres paßt, ihre Zusammengehörigkeit mit den von ihnen bewohnten Gegenden.

Die Drosselrohrfänger waren früher im Münsterlande als Brutvögel unbekannt, wie sie es im Gebirge noch jetzt sind. Im Jahre 1862 siedelten sie sich bei Gravenhorst, 1867 in mehreren Pärchen bei Rheine an der neuen Lake an, woselbst sie auch ständige Brutvögel geblieben sind. Auch an den Teichen in der Nähe von Lembeck sollen sie nach B. Tümler brüten, während die sonst einmal im Frühjahr oder Herbst an größeren Haussteichen zc. bemerkten Exemplare nur Durchzügler sind, welche meist zu der an der unteren Maas wohnenden Kolonie gehören oder sonst aus den großen Rohrwäldern Hollands herrühren werden, wo diese Sängler sehr häufig sind. Dieser der Rotdrossel an Größe gleichende Vogel hält sich dauernd eben nur an größeren Gewässern mit Rohrwaldungen (*Phragmites communis*) von bedeutender Ausdehnung auf. Dort baut er, sobald die Rohrhalm genügend hoch geworden sind, in genauer Berücksichtigung und Kenntnis der Höhe, bis zu welcher das Wasser steigen könnte, auf 4—6 Rohrstengeln als seitlichen Trage Säulen sein tiefnapfiges Nest. Dasselbe besteht vorzugsweise aus den Blütenrispen des Schilfes, auch aus dünnen Grashälmen, und ist inwendig so tief, daß selbst bei starkem Windwehen, wenn das Rohr sich tief beugen muß, die Eier nicht herausfallen können. Die 4—6 Eier sind sehr gestreckt, ähnlich wie die des Hausperlings, und auf grünlichem oder graublauem Grunde mit weitständigen, derben dunklen Flecken von gleichem Tone bedeckt. Eifrig durchschlüpft und durchklettert er hin und her, auf und ab die schaukelnden Halme und fängt die zahlreichen Wasserinsekten fort, ohne

daß das Auge ihn anders, als an den Bewegungen der Pflanzen zu bemerken imstande wäre. Dort lassen die Männchen ihren Gesang hören, dessen harte, schreiende Töne zu dem Sprichwort: er schimpft wie ein Rohrsperring, Veranlassung gegeben haben; Töne, welche draußen in weiter Wildnis abgeschwächt ganz gut zu den raschelnd steifen Stengelwäldern seines Aufenthaltes passen, in der Nähe von menschlichen Wohnungen aber durch ihre Härte, Eintönigkeit und Endlosigkeit total unerträglich werden.

Die obere Seite des Vogels ist mattgrau und gelbbräunlich, die untere gelblichweiß gefärbt. Von anderen Artsverwandten unterscheidet er sich noch durch den keilförmig zugespitzten Schwanz; auch ist der Schnabel an den Nasenlöchern zusammengedrückt und höher als breit.

**Der Teichrohrsänger, *Acrocephalus arundinacea* Naum.,**  
(L. 13,1 cm; S. 5,4 cm),

hier Leisdrache genannt, mit dem orangefarbenen Mundwinkel, wohl überall ziemlich häufiger Sommervogel, brütet beispielsweise in dem Rohr des Schloßgrabens zu Münster sehr zahlreich, nistet auch alljährlich innerhalb der Stadt in einem oder einigen Pärchen, benutzt aber hier, da das Rohr fehlt, niedriges, dicht am Ufer stehendes Gesträuch zum Nistplatz und treibt sich in den anliegenden Gärten umher. Bei Paderborn hat ihn Tenckhoff noch nicht angetroffen, obgleich er zweifellos in den größeren Teichen der Senne sich finden wird. In dem gebirgigen Teile kommt er nur sehr vereinzelt und spärlich als Brutvogel vor, namentlich an den Ufern der Ruhr. Er ist die kleinere Ausgabe des vorgenannten Rohrsängers, von dem er sich hauptsächlich nur durch die viel geringere Größe unterscheidet, da er nicht größer ist wie eine Grasmücke. Daher begnügt er sich auch mit kleineren Wasser- und Rohrmengen, Stadtgräben und dgl. Auch seine Nester (vgl. Fig. 1), womöglich gleich jenen an Rohrstengeln, im Falle der Not aber auch in Büschen und Sträuchern nahe am Wasser angebracht, sind kleiner und feiner, seine musikalischen Erzeugnisse aber eben so hart, wenn auch vielleicht mehr zirpend als schreiend, gleich dem Drosselrohrsänger.

Seine 5 ziemlich gedrungenen Eier tragen auf hellgrünlichem Grunde sehr viele dichtständige dunkelgrüne Flecken, während diese bei dem erstgenannten Rohrsänger weiter auseinander gestellt und derber sind.

**Der Sumpfrohrsänger, *Acrocephalus palustris* Bechst.,**  
(L. 13,5 cm; S. 5,4 cm)

mit orange-gelbem Mundwinkel, kommt im ganzen Gebiete stellenweise ziemlich häufig vor, in der Umgebung von Münster, wo er noch nicht lange eingewandert, ist er sogar häufig zu nennen. Nopto bezeichnet ihn für Seppenrade als nicht häufig.

Im Gebirge fehlt er an vielen Orten, an anderen z. B. bei Dortmund und im Teutoburger Walde kommt er nur spärlich vor. Bei Paderborn ist er seit 1868 eingewandert und jetzt ziemlich häufig, hat in den letzten Jahren indeß wieder nachgelassen; vor etwa 10 Jahren war er dort fast auf jedem größeren Felde, man möchte sagen auf jedem Roggenstücke zu hören. Er liebt die dichten Wallhecken, namentlich wenn der Boden mit Brennesseln bewachsen ist, Korn- und Rapsfelder in der Nähe liegen und ein kleiner Tümpel oder Sumpf bequem zu erreichen ist; bezieht auch sumpfiges Terrain, wenn nur in der Nähe Getreidefelder liegen. Bei Arolsen ist einmal sein Nest mit 8 Jungen in einem Roggenfelde gefunden worden, in dessen Nähe kaum Wasser vorhanden war. Er wechselt fortwährend von einem zum andern Terrain, aber alles, was dornig ist, vermeidet er gänzlich.

Die Färbung der Oberseite, namentlich des Unterrückens ist mehr grau als bräunlich, sonst aber kommt er in der Färbung der Gartengrasmücke am nächsten. Sein lauter Gesang ist dem des Spottvogels (Gartenlaubvogels) ähnlich, ebenso melodienreich aber noch wohltonender und erhebt ihn gar hoch über das Geschrei der beiden vorigen, die auch in ihrer Lebensweise und ihrem Anpassungsvermögen weit einseitiger sind als unser Sumpfrohrsänger. „Das Gros der Hauptmusik, schildert Altum in seiner Forstzoologie II S. 231, ist ein Quodlibet aus einem Dutzend und mehr Vogelgefängen und Stimmen. Kraus und bunt folgen die Bruchstücke der Gesänge und die Rufe durcheinander, von Singdrossel, Gartengrasmücke, Rauchschwalbe, Wachtel, gelber und weißer Bachstelze, Kohlmeise, Haus- und Feldsperling, Buchfink und Stieglitz, Feldlerche, Plattmönch, Baumklette, ja sogar das Gequatsch des Wasserfrosches darf zuweilen nicht fehlen. Aber alle diese Stimmen und Töne werden in seiner Weise moduliert; er reiht sie nicht schlecht hin und steif aneinander, sondern macht sie ganz zu seinem Eigentume. Alles kommt wie aus einem Gusse hervor, seine Silberfelle veredelt sie alle. Er singt eben nur sein Lied, geläufig, ohne Pause, in voller anderweiter Beschäftigung, im Klettern, Durchschlüpfen, Insektenfangen, im Verfolgen eines Rivalen. Einen größeren Singmeister kenne ich unter unseren einheimischen Vögeln nicht. Freilich beherrscht und hebt sein Lied nicht, wie das der Feldlerche, die ganze Umgebung, freilich bleiben Sprosser und Nachtigall unerreichte Virtuosen; aber die Meisterschaft in der Nachahmung, verbunden zugleich mit der ansprechendsten Tonfarbe, mit lieblicher, klangvoller Stärke erreicht kein anderer.“

Auch sein Flug ist gewandter als der seiner Vettern, im Nestbau aber ist er wieder entschieden Rohrsänger, wenn auch der Raps nicht über der Wasserfläche,



sondern zwischen Brennesseln im Gebüsch steht. Dr. Tenckhoff fand es vorzugsweise zwischen Brennesseln, Weidengestrüpp, Jakobskraut und gemeinem Beifuß. Die 4—5 langgestreckten Eier haben auf hellem weißblauen Grunde starke dunkle Flecken. Gleich seinen Verwandten pflügt er im Mai einzutreffen und im September uns wieder zu verlassen.

**Der Schilfrohrsänger, *Calamoherpe phragmitis* Bechst.,**

(L. 15,1 cm; S. 5,1 cm),

liebt sumpfiges, mit Weidengebüsch, Seggengras und Binsen bewachsenes Terrain, aber das Rohr, nach welchem er seinen wissenschaftlichen Namen erhalten hat, ist in seinem Gebiete schwerlich zu finden. Seine Oberseite ist trübolivbraun, jede Feder hell gerandet, am Büßel rostfarbig. Der schwarze Scheitel ist unzusammenhängend grau gefleckt und hat nie den geschlossenen grauen Längsstreifen über der schwarzen Stirn, wie er sich bei dem Binsenrohrsänger findet. Die Unterseite ist rotweißlich, ungefleckt; sonst ist dieser Rohrsänger dem eben genannten an Größe und Färbung sehr ähnlich. Er erscheint hier Ende April, in ungünstigen Frühjahrren auch wohl erst anfangs Mai auf dem Durchzuge zum Norden ziemlich häufig, ist aber als Brutvogel kaum anzusprechen, indem in unserem Gebiete nur Bolsmann einmal ein Nest fand, welches 2 Eier enthielt und an einer mehr als 100 Schritt von der Ems entfernten Stelle im dichten Walde am Stamme einer alten, mit Wurzelanschlag umgebenen Buche fußhoch vom Boden stand. Das sonst bodenständige, tiefnapfige Nest des Schilfrohrsängers wird auf einer trockenen Erhöhung angebracht und seitlich an Pflanzentengeln befestigt; es enthält kleine, bläulichgraue wolkige Eier mit sehr vereinzelt schwarzen Ammerschnörkeln oder auch Punkten. In seinen aus zwei schnarrenden und zwei flötenden Tönen bestehenden, etwa wie „Erterr — tie tie“ lautenden Gesang flücht er gern mancherlei aus dem Sange anderer Vögel, namentlich der Rauchschwalbe und der gelben Bachstelze mit ein und trägt diese Melodien oft in einem eigentümlichen Balzfluge aufplatternd vor. Auf dem Rückzuge von der nordischen Heimat in den Herbstmonaten scheint er hier noch nicht beobachtet zu sein.

**Der Binsenrohrsänger, *Calamoherpe aquatica* Lath.\*,**

(L. 12,6 cm; S. 4,7 cm).

ist nur ein seltener, doch dem Anscheine nach regelmäßiger Durchzugsvogel des Flußgebietes der Ems, daher als zu unserer Fauna gehörig zu betrachten. Sein braunschwarzer Scheitel ist mit einem breiten hellgelben Längsstreifen durchsetzt, auch zieht

sich jederseits über dem Auge ein weißgelblicher Längsstreifen hin; die braunen Rückenfedern haben hellgelbe Kanten, die Schwingen rostgraue Ränder; die Unterseite ist hell. Im übrigen hat er, auch betreffs der Eier, viel Übereinstimmendes mit dem Schilfrohrsänger, nur daß er in den Monaten Juni bis August hier auftritt. Bolsmann hat dies seltene Vögeln nur auf dem Herbstzuge beobachtet und zwar nur an einer ausgeprägten Lokalität, nämlich an einem der Pastorat zu Gimble gehörenden, an der Ems, aber von ihr isoliert, mitten in einer Weide liegendem, tiefen runden Kolke, der etwa einen Morgen groß, und dessen Ufer einige Fuß weit mit sehr dichtstehenden Schlachtelhaln, Seggenarten, Kalmus und anderen hohen Wasserpflanzen umrandet ist. Der Vogel nimmt in diesem Randstücke seinen Aufenthalt, aber nur dann, wenn dort kein Vieh weidet, und er scheint nicht länger als einen Tag dort zu verweilen. Dieser Tag ist aber fast immer derselbe gewesen, denn die in Bolsmanns Sammlung aufgestellten Belegstücke tragen folgende Daten. Nr. 1 altes Männchen erlegt am 9. August 1852, Nr. 2 dto. erlegt am 9. August 1864, Nr. 3 Jugendkleid, erlegt am 8. August 1863, Nr. 4 altes Weibchen, erlegt am 9. August 1866, Nr. 5 Jugendkleid erlegt am 9. August 1866. Später sah Bolsmann diesen Sänger noch einigemal und zwar auch am 9. oder am 10. August, danach verschwand er, seitdem die Parzelle von weidenden Kühen besetzt ist. Seine Gegenwart am Kolke verriet er durch ein sehr leises „Kiri kiri,“ beim Annähern des Beobachters flog er auf, um sich bald wieder in das dichte Kraut hinabzulassen. Wurde er bei diesem Auffliegen verfehlt, so war er nicht wieder zum schußgerechten Hervorkommen zu bringen.

#### Der Heuschreckenrohrsänger, *Locustella naevia* Bodd.,

oben schmutziggolivengrün mit dunkler Federmitte, unten schmutzig weißlich, ist hier nur als seltener verirrter Durchzügler einzeln aufgetreten, soll aber nach Oberförster Renne als unregelmäßiger Brutvogel beim Schlosse Lembeck bei Wulsen vorkommen. Sein Gesang, den er an einem Zweige emporklettern hören läßt, ähnelt dem anhaltenden Zirpen einer Heuschrecke, doch vernimmt man statt r ein l in demselben. Er hat von allen hiesigen Vögeln die verborgenste Lebensweise, sodaß das bodenständige Nest und die rötlichweißen, mit sehr feinen violetrötlichen Schmitzen überdeckten Eier erst in neuerer Zeit entdeckt worden sind. Bolsmann hat einmal ein Exemplar aus den Aawiesen bei Münster erhalten, welches sich dort durch seine Stimme verraten hatte. Der Aufenthalt dieses Vögeln ist eben nicht der Rohrwald, sondern nasse Wiesen, welche mit vielem hohen und dichten Kraut, wirrem

Gebüsch und einzelnen höheren Bäumen bestanden sind. In diesem dichtesten Krautgeschlinge springt er mit äußerster Schnelligkeit herum oder läuft hurtig wie eine Maus auf dem Boden unter dem Gestrüpp umher, um seine Nahrung zu suchen.

### Der Steinschmäher, *Saxicola oenanthe* L.

(L. 15 cm; S. 5 cm).

Die Mitglieder der Schmäherfamilie mit dem zusammengedrückten pfriemenförmigen Schnabel und dem buntscheckigen Gewande sind entschiedene Lichtfreunde, die das hemmende, beengende Buschwerk ängstlich meiden, und am liebsten da wohnen, wo ringsum Freiheit und Offenheit herrscht, auch wenn es die Freiheit der ödesten Heidesfläche wäre. In sandigen und steinigen Gegenden unseres Gebietes überall häufig, scheint doch der Steinschmäher in den letzten Jahren um Münster, wo eben auch die allesfressende Kultur ihm seine Brutstellen und Lieblingsplätze nimmt, bedeutend abgenommen zu haben. Frühestens Ende März, meist in den ersten Apriltagen (nach Nopto 12., 27. März, 8. April) kommen sie hier an oder ziehen in Scharen von 10, 20 bis 50 Stück durch, indem sie hier nur den frischgepflügten Äckern mit ihrem reichen Gewürm vorübergehenden Besuch abstatten.

Man sieht sie in lebhafter Bewegung über das Blachfeld laufen, jede Scholle, jeden Stein erkletternd zu spähernder Umschau; von dem düsteren Wacholderbusche in gewandtem Fluge sich niedersenkend, um zu der Höhe einer einsamen Kopfsweide sich in zierlichem Bogen wieder aufzuschwingen, wobei der blendendweiße Endteil des Rückens leuchtend hervortritt. Gleich den Erdsängern ist auch den Steinschmähern das sonderbare Einknicken der Beine eigentümlich, wenn sie nach raschem Lauf oder kurzem Flug auf erhöhter Stelle haltmachen und die neue Umgebung knixend begrüßen. Ehe die Morgenröte in sein ödes Revier die belebende Heiterkeit ihrer rosigen Strahlen senkt, ertönt schon sein zwitscherndes Lied. Über Tag suchen sie eifrig rennend oder flüchtig haschend ihre Nahrung, die laufenden oder fliegenden Käfer, und sind zur Sommerzeit oft bis um Mitternacht in Bewegung, indem die erregten Männchen sich bald hier, bald dort in wunderlichem Balzfluge empor-schwingen und dabei ihre kurze Liederstrophe in die Nacht hinausmettern. Ganz spät erst suchen sie dann die Ruhe zwischen aufgeschichteten Steinen und Geröll, in Felspalten oder Mauerlöchern. Auf dem Boden, von oben wohl verdeckt und versteckt, in Erdlöchern, in Stein- oder Plaggenhaufen, an oder unter verfallenen Brücken sind auch ihre Nester zu finden mit den 4—6 lichtblauen Eiern. Einmal stand ein solches in einer alten Wagenspur unter einem großen Steine, der die Höhlung

verdeckte, aber nicht verhindern konnte, daß ein niederstürzender Platzregen das ganze Nest mit Schlamm erfüllte. Nach Nopto standen 1882 auf dem Bahnhofe bei Lüdinghausen 2 Nester unter den Herzstücken der Weichen, und sind die Jungen gut ausgekommen, obschon das Geleise täglich befahren wurde. Für die Jungen werden dann die kleinen Grashüpfer als Futter zusammengesucht, die ja auch mit Vorliebe unsere ödesten Gefilde bewohnen und beleben; und wenn die Mauser überstanden ist, treten die befiederten Heidefänger Ende September ihre Wanderung wieder an.

In der Färbung ist er ein ziemlich auffallender Vogel: Stirn und ein Streifen über dem Auge weiß, die Oberseite aschgrau, Bürzel und Schwanzfedern weiß, ebenso der Schwanz mit Ausnahme des schwarzen Enddrittels. Der schwarze Bügel und ein schwarzer Streifen durch das Auge stechen gegen das weiße Kinn und die rostgelblichweiße Unterseite ab. Hals und Brust sind hübsch rostgelb überflogen, die Schwingen schwarz mit bräunlichweißen Rändern. Beim Weibchen treten alle Farben weniger rein auf.

**Der schwarzkehlige Wiesenschmäher, *Pratincola rubicola* L.,**  
(L. 12 cm; S 4,3 cm),

im Paderbornischen „Schwarzköpfchen“ genannt, verlangt etwas Strauchwerk, einzelne Wacholderbüsche, Brombeergestrüpp, wilde Rosen und dergleichen in der mehr oder weniger weitläufigen Heide, die er zum Aufenthalt wählt, wo neben dem einförmigen Heidekraut aber noch Gräser und wohlriechende Blumen gedeihen müssen. Deshalb wird dies Vögeln, das früher um Münster außerordentlich häufig war, jetzt aber schon weniger zahlreich erscheint, auch Heide- und Strauchschmäher genannt, wie denn der Beiname *rubicola* ihn als „Brombeerbewohner“ bezeichnet. Bei Paderborn ist er in einzelnen Jahren namentlich an steinigen bewachsenen Thalabhängen häufig. So entdeckte Tenckhoff 1866 an einem Nachmittage fünf dieser schwer aufzufindenden Nester; in den letzten Jahren aber sah er den Schmäher an dieser Stelle gar nicht.

Von der äußersten Spitze eines Fichtenbäumchens oder eines Busches, den er später wohl zur Nachtruhe auswählt, läßt er sein warnendes „Quit tek tek“ oder seine kurze Sangesstrophe über die Heide hinaus erschallen, während in der Nähe sein Weibchen emsig brütet. Das Vögeln liebt überhaupt sich zu exponieren und ist darum am Brutorte gar nicht zu übersehen. Er ist unter den Schmähern der erste, der sich zur Brut anschickt, oft schon Mitte April, so daß am 1. Mai bereits Junge zu finden sind. Das Nest steht am Boden gewöhnlich unter einem kleinen dichten Dorn- oder Fichtensträuchlein, in einer Vertiefung und so versteckt und verdeckt,

daß es schwierig zu finden ist. Die 5—6 Eier sind matt hellgrün mit bräunlichem Bronzeanflug. Im August und September streichen sie umher, um im Oktober unser Gebiet zum Teil ganz zu verlassen; einzelne Pärchen aber, bald mehr bald weniger, bleiben bei uns, obschon ihnen den Winter durch das Leben zu fristen oft schwer genug werden mag. So erhielt Hud. Koch am 31. December 1883 ein Pärchen aus hiesiger Gegend.

Im Gebirge kommt der Heideschmäher meist ziemlich häufig, im Teutoburger Walde aber spärlicher vor und bei Siegen fehlt er ganz und gar. Was schließlich die Färbung des Gefieders anbelangt, so ist die Kehle schwarz, Kropf und Brust rostrot, Oberseite des Männchens einschließlich Kopf und Nacken im Sommer tief schwarz, Backen weiß, Unterrücken weiß mit dunklen Schaftflecken; die Flügel tragen an den Schultern einen großen weißen Längsfleck; die Schwanzfedern sind braunschwarz mit weißer Wurzel. Beim Weibchen ist die Oberseite dunkelbraun mit lichterem Federkanten, die Brust blaß rostfarben, die dunkelbraune Kehle schwärzlich geschuppt, die Wangen und Halsseiten bräunlich; der weiße Fleck am Halse und am Flügel kleiner. Die Jungen haben kein Weiß an der Wurzel der Schwanzfedern.

#### Der braunkehlige Wiesenschmäher, *Pratincola rubetra* L.,

(L. 13 cm; S. 5 cm)

der eigentliche Wiesenschmäher, weil man ihn meist auf Wiesen, selbst hochgelegenen Gebirgswiesen, in feuchten Niederungen auf Klee-Stücken und sonstigen jungen Anpflanzungen findet. Doch verlangt er Wasser in der Nähe und daß die Kulturen, die er bewohnt, nicht allzu üppig und dicht sind, sodaß sie noch Raum für reichlichen Graswuchs haben. Dort sitzt er oft singend auf der Spitze einer hervorragenden Krautpflanze oder eines Gebüsches; dort lebt er ähnlich wie sein Vetter auf der Heide, und verbirgt sich zur Nachtzeit in dem hohen Grase der Wiesen und Weiden; dort baut er sein Nest verborgen am Boden, an grasigen Abhängen und Grabenrändern, im dichten Grase, selten unter Buschwerk, brütet 4—7 satt grünblaue, häufig mehr oder weniger rotflechtige Eier aus; streift vom August ab umher, besucht Kartoffeläcker und Gemüsegelder, wo er dann auch schon gleich nach Sonnenuntergang zur Ruhe geht, und zieht Mitte September ganz ab.

Diese als eine Zierde unserer Wiesen zu bezeichnende Art muß im Gegensatz zu der vorigen als an Häufigkeit zunehmend bezeichnet werden; namentlich auf unseren Kunstwiesen siedeln sie sich mit Vorliebe an. Im Gebirge scheinen sie mindestens eben so häufig zu sein, wie in der Ebene. Die Ankunft hier erfolgt im April,

frühester Termin bis jetzt der 5.; Nopto hat 10., 12., 21. April notiert; doch will ein sonst zuverlässiges Mitglied unserer Sektion schon am 1. März 1885 einen Wiesenschmäker am Kanal bei Münster gehört haben. Die Eier hat Dr. Teudhoff einzeln schon Anfang Mai und dann den ganzen Monat hindurch in verschiedenen Stadien gefunden, und als frühesten Termin für fast reife Eier den 4. Mai 1870 notiert.

Die ganze Oberseite des Männchens ist rostbraun mit schwarzen Längsflecken; über dem Auge verläuft ein breiter hellweißer Streifen; Bügel und Backen sind schwarz, letztere braun gefleckt. Die schön rostfarbige Kehle und Oberbrust werden gegen Kinn und Wangen breit weiß abgegrenzt. Der Flügel trägt zwei weiße Flecken. Die Schwanzwurzel ist weiß. Beim Weibchen sind alle Farben mehr abgeblaßt.

#### Die Heckenbraunelle, *Accentor modularis* L.

(L. 14,3 cm; S. 5,4).

Die zu den Braunellen gehörenden Sänger ragen meist durch die Stärke ihres Gesanges ebenso sehr hervor, wie sie in der Färbung des bei Männchen und Weibchen, im Sommer wie im Winter, gleich bescheidenen Gefieders gegen andere zurückstehen. Ihre Nahrung bilden wieder vorherrschend Insekten und nur im Herbst nähren sich ihrer viele auch von weichen Beeren. In Westfalen heimatet von den Braunellen nur eine Art.

Unsere Heckenbraunelle, im Münsterlande Piepvogel genannt, ist im ebenen Gebiete in Hecken und Wallhecken ungemein häufig zu finden und kommt auch am Fuß der Gebirge bis hinauf zu den mit Krummholz bestandenen Höhen noch ziemlich zahlreich vor. Sie verweilen von Anfang März, nach Nopto, der am 17. März 1880 schon ein Nest mit Eiern gefunden hat, am 2., 3., 5., 7. März angekommen, bis Ende September, viele auch den ganzen Winter hindurch bei uns. Höchst unscheinbar ist ihr Federkleid, so daß sie vielfach übersehen werden. Kopf, Hals und Vorderbrust sind hellschieferfarben, die Wangen braun überlaufen; der Ober Rücken und die Schulterfedern rostbraun mit schwärzlichen Längsflecken; Unterrücken und Bürzel gelblichgraubraun; Hinterbrust und Bauch trübweiß, seitlich braun längsgefleckt. Über die dunkelbraunen Flügel verläuft eine schmale undeutlich weiße Querbinde. Während die Weibchen dem Männchen ähneln, tragen die Jungen ein dunkelrostgelbes Federkleid mit schwärzlichen Längsflecken. Diese sperlingsgroßen Vögelchen lassen in den dichteren Hecken unserer Felder und Gärten schon früh im Jahre sehr fleißig ihr Lied erschallen. Dort schlüpfen sie, Insekten verfolgend, gewandt durch das Gestrüpp und hüpfen in den ferneren Jahreszeiten behend am Boden umher,

um feine Sämereien aufzupicken. In den Reifighaufen und an trockenen Zäunen stöbern sie Spinnen und Fliegen auf, in der dichten Laubstreu des Waldes, wo die Schwarzdrossel schon Zugang geschaffen hat, gehen sie deren Spur nach, um wegzuholen, was übrig geblieben; immer gedeckt und im Verborgenen arbeitend. Nur zum Absingen seiner silberhellen Strophe setzt sich das Männchen auf den freien Zweig eines stärkeren Baumes oder auf die Spitze einer hohen Bohnenstange, um dann gleich wieder in das schützende Dickicht hinabzutauchen. Hier auch steht in kaum Meterhöhe, oft noch niedriger, aber stets im tiefsten Dunkel das meist aus Moos gebaute Nest mit den 4 oder 5 gesättigt grünblauen Eiern, zu denen hier mit Vorliebe das Kuckucksweibchen seinen Fälschling zulegt, um dem kleinen Sänger das Leben erst recht schwer zu machen.

## 11. Familie. Stelzen, Motacillidae.

### Die weiße Bachstelze, *Motacilla alba* L.

(L. 17,9 cm; S. 8,4 cm).

Die Bachstelze ist eins von den Vögeln, welche mit den Träumen unserer Kindheit engverwebt sind, und die Jeder kennt und Jeder gern hat. Denn sie ist ein echtes Stadtkind, und wo über unsere Plätze und durch unsere Straßen ein Wässerchen rinnt, eine Gasse führt, oder wo nur zeitweise die Mägde den Eimer mit Wasser auszugießen gewohnt sind, da stellt sich das schmucke, zutrauliche Vögelchen ein. Denn wo Feuchtigkeit und Schlamm ist, da kommen die für uns so schlimmen Gäste, die Mücken und Schnaken hervor, die der Bachstelze Nahrung bilden, und welche diese mit dem pfriemenförmigen, mittellangen Schnabel so gewandt — halb laufend, halb fliegend — zu haschen versteht. Mit den langen, zarten, schwarzen Beinchen stetzt sie durch die schmutzigen Pfützen hindurch, aber das blitzblanke, schwarzweißblaue Gefieder bleibt rein und sauber. Wo in unseren Stadtgräben die Algen in großen schmutzigrünen Bänken das Wasser überziehen, da hält die kleine Jägerin ihre Fliegenfängerei so sicher und sorglos ab, wie auf dem festen Lande. Sie weiß genau, wo und wie weit sie der schwankte Boden trägt, und ein fast unmerklicher Flügelschlag trägt sie über die offenen Wasseradern hinweg. Immer vergnügt und immer aufmerksam wandelt das zutrauliche Vögelchen auch auf dem Acker hinter dem Pfluge dahin, weshalb es auch wohl „Ackermännchen“ genannt wird; die wippende Bewegung des langen, am Ende gerade abgestutzten Schwanzes zeigt das prickelnde Leben, das unaufhaltsam und unaufhörlich in dem kleinen Körper pulsiert. Nun

läßt sie ihren zwitschernden Gesang laut hinschallen, nun stürmt sie auf den blitzschnellen Füßen drei, vier Meter vorwärts, eine summende Fliege kunstvoll erhaschend. Bald zankt sie sich übermütig mit den großen Tauben des Hauses herum, bald schwirren ihrer Duzende lärmend und pfeifend hinter ihrem Todfeinde dem Habicht einher.

Selbst im Winter sieht man einzelne Exemplare an offenen Wässern entlang ihr Wesen treiben; das sollen aber wohl nordische Gäste sein, denen der westfälische Winter noch recht erträglich vorkommen mag. Indessen bleiben auch an der stets offenen Pader in jedem Winter einige Pärchen. Die Ausgewanderten kommen Ende Februar und anfangs März (Nopto hat 29. Februar, 1., 2., 4., 5., 6., 7., 12., 13. März notiert und ein Stück noch am 2. Dezember 1865 an der Stever gesehen) von der großen Reise über das Meer zurück, bauen ihre Nester, vielfach an Häusern, in Mauerlöchern, alten Steinbrüchen, selbst in Höhlungen der Bäume und brüten zwei-, dreimal ihre 4—6 weißlichen, mit feinen dunklen Pünktchen dicht übersäten Eier aus und ziehen im Oktober wieder fort. Es ist nun bekannt, daß ihrer viele in Italien, Griechenland und Spanien überwintern, viele aber wandern auch bis nach Afrika und besonders nach Egypten und Nubien. Wie kommt nun das Vögelchen, das hier immer nur so kurze Strecken fliegt und nach wenigen bogigen Stößen schon wieder schwanzwippend niedersitzt — wie kommt dieser ungeübte Flieger über das breite Mittelmeer? Es giebt eine Erklärung, welche unseren sonstigen Erfahrungen widerstrebt, der wir aber in den Berichten der Reisenden und den Erzählungen der dortigen Eingebornen immer wieder begegnen, nämlich, daß die Bachstelzen wie andere kleine Sänger auf dem Rücken großer Auswanderer, als Störche, Kraniche und dergleichen die Reise über das große Wasser sicher und gefahrlos zurücklegen. Die andere Erklärung geht dahin, daß die Vögelchen gleich den noch weniger flugfertigen Wachteln den Meeresküsten folgen und an Meerengen oder Inselgruppen bei Spanien, Sizilien und weiter östlich nach Afrika übersetzen.

„Die weiße Bachstelze, schreibt Schacht, unsere anmutige Hausfreundin, unternimmt in Gesellschaft ihresgleichen an den Abenden oft stundenweite Reisen, um in Rohrteichen ein nächtliches Unterkommen zu finden. Auch in Weidengebüsch, wenn es nur über dem Wasserspiegel eines Teiches oder Baches hängt, übernachten sie gern gemeinschaftlich, und es gewährt dem Naturfreunde, der ihnen in unmittelbarer Nähe zuschauen darf, ein sehr unterhaltendes Schauspiel, wenn sich die zierlichen Vögel auf den schlanken Weidenschößlingen wiegen, deren Spitzen, von der kleinen Last gebogen, oft in das Wasser hinabtauchen, oder wenn sie aus Neid um die besten Plätze hadern



und streiten, oder sich bis tief in die Nacht hinein mit ihrem angenehmen Gezwitzcher unterhalten."

Ein Pärchen der Varietät mit schieferschwarzem Rücken, Mot. Yarelli *Gould*, brütete 1865 in der Stadt Münster.

#### Die graue Bachstelze, *Motacilla sulphurea* *Bechst.*,

(L. 19 cm; S. 10 cm),

auch Gebirgsbachstelze genannt, mit aschgrauem Oberkörper, grünlichem Bürzel, schwarzer Kehle und schön schwefelgelbem Unterkörper, kommt als Brutvogel nur selten in der Ebene vor, so bei Coesfeld, Darfeld und Delbe; an den Bächen unseres Gebirgslandes aber ist sie als häufiger Standvogel bekannt, der selbst im Winter unser Land nur zum Teil zu verlassen pflegt, denn allwinterlich, von Ende August bis Ende Februar und in den März hinein ist sie in unserer Stadt, an der Aa, am Schloßgraben und anderwärts zu finden; und auch die niedrigen Hügelzüge der Baumberge sind ihr als Aufenthaltsort schon hoch genug. Wo eine Mühle oder Brücke den Gebirgsbach unterbricht oder wo sonst dort Bauwerke aufgerichtet sind, welche Menschen zum Aufenthalt dienen, da fehlt diese Bachstelze nicht. Wo der Forellenbach rauschend zu Thale eilt, oder große, flachufrige Teiche im frischen Winde ihre Wellen spielen lassen, da stellt sich die flinke Läuferin ein und huscht jagend und pfeifend über die blanken Kiesel dahin, daß man das sandgraue Vögelschen kaum zu erkennen vermag.

In Paderborn ist sie auch häufig und fehlt dort an dem klaren Wasser auch in den Wintermonaten nicht; trippelnd läuft sie am Ufersaume, selbst ins Wasser hineinstelzend, um dem kleinen Getier nachzujagen, und aufgeschreckt fliegt sie mit scharfem „Titi“ davon. Sie beginnt schon anfangs April zu nisten, und an Häusern, Mühlen und Mauern, nicht hoch, aber möglichst ganz in der Nähe des fließenden Wassers sind ihre stets halb offenen Nester angebracht; die Eier, deren sie zweimal jährlich je 5—6 zu bebrüten pflegen, sind schmutziggrauweiß oder lehmfarbig mit verloschener dunkler Zeichnung.

#### Die gelbe Bachstelze, *Budytes flavus* *L.*,

(L. 15,5 cm; S. 7 cm),

oder Schaffstelze, welche auf Wiesen sich aufhält und dort ihr bodenständiges, aber gut verstecktes Nest mit den 5—6 gelblicherdfarbenen, verloschene Fleckchen in Menge zeigenden Eiern anlegt, ist auf der Oberseite gelbgrün überflogen, unten gelb gefärbt; von den drei hiesigen Arten hat sie den kürzesten Schwanz. Sie kommt überall, im Gebirge wie in der Ebene als Brutvogel häufig vor und ergänzt in wunderschöner Weise die Lücke zwischen der städtebewohnenden weißen und der die Gebirgsbäche

belebenden grauen Bachstelze, indem sie, die gelbe, in der grünen Einsamkeit und auf den fruchtbaren Auen unseres Landes ihr Leben genießt. Dort folgt sie in traulicher Weise dem Pfluge des Landmanns, da schweift sie in stolzem Selbstbewußtsein zwischen den weidenden Rindern und den knuspernden Schafen umher, um ihnen mit wohlthätigem Eifer die lästigen, blutgierigen Insekten abzutreiben, die gerade das Weidevieh so hartnäckig heimsuchen.

Die gelbe Bachstelze rückt zwischen dem 2. und 20. April bei uns ein, und Ende September haben auch die letzten uns wieder verlassen. Mitte Mai zieht hier die dunkelschwarzköpfige Varietät *borealis Sund.* durch, doch findet man auch einzeln, aber weniger regelmäßig die gelbköpfige Abart *var. Rayi Gould*, als Durchzügler.

**Die Pieper**, zu denen wir nun kommen, und die ihren Namen von dem lauten Lockton „Piep, piep“ erhalten haben, bilden mit den Bachstelzen zusammen eine Familie, deren Mitglieder sich durch schlanken Körper, länglichen, spitzen Kopf, schlanken Schnabel mit sanft gebogener First und schlanke Beine mit nur schwach gekrümmten Nägeln, langer oft spornartiger Hinterzehe auszeichnen. Sie verstehen sich sehr gut aufs Laufen, da sie ihre Nahrung, die Insekten, meist am Boden und vom Boden aus suchen und erhaschen. „Ihr Gefieder, welches“, wie Altum in seiner Forstzoologie II S. 186 beschreibt, „kurz nach der Mauser einen gefättigt lehmgelben, grünen, grünlichgelben, olivenbräunlichen, olivengrünen Ton zeigt, verbleicht im Lauf des Jahres erheblich zu einem stumpfen gelblichen, grünlichen oder fast gänzlich tonlosen Grau. Kommt noch das Verschleizen der Federränder etwa bis auf die dunklere Schaftmitte hinzu, so ist die Veränderung ganz erheblich.“

Um das Gefieder neu ersetzen, die erblichen schönen Farben wieder auffrischen zu können, unterzieht die Natur ihre gefiederten Lieblinge einem alljährlichen Federwechsel, der sog. Mauser, welche einen sehr wichtigen Abschnitt im Leben jedes einzelnen Vogels bildet, und die wir bei dieser Gelegenheit besprechen wollen. Ohne das Federkleid wäre jeder Vogel, wenn er uns auch noch so schön, stattlich, zierlich, gefällig erscheint, ein über alle Maßen häßliches Ding, daher wir auch für die kahlen Nestjungen nur etwa Mitleid empfinden, während die besiedert dem Ei ent schlüpfenden jungen Hühner, Enten u. s. w. unser vollstes Interesse in Anspruch nehmen.

Die jungen Vögelchen sind anfangs also meist nackt, bald aber sprossen weiche Dunen aus der Haut hervor, und nach wenigen Tagen zeigen sich schon die Stoppeln der eigentlichen Federn. Also ist es bei den Nesthoekern, während die Nestflüchter, die gleich nach dem Verlassen des Eies schon laufen können, ihr Federkleid innerhalb

der Eierschale erhalten. Eine fertige Feder besteht aus der Spule, welche innen die vertrocknete Haut ihrer früheren Bildungsgefäße, die sog. Seele enthält, dem mark-erfüllten Schaft und der Fahne. Diese wird zunächst aus Strahlen erster Ordnung gebildet, den zuerst sichtbaren einzelnen Teilen der Fahne, von denen sich aber Strahlen zweiter Ordnung abzweigen, die durch Wimpern und Häkchen zu einer Hornfläche verfestigt werden. Aus einer Spule entspringen in der Regel zwei Federschäfte, deren zweiter jedoch meist dünnenartig ist, d. h. seine Äste stehen locker voneinander und scheinen unter dem Mikroskope aus ineinander geschachtelten Trichterchen zu bestehen.

Die Federn, als Gebilde der Oberhaut, finden sich nicht auf allen Stellen der Haut, sondern auf bestimmten „Federfluren“, deren eine an der Unterseite des Halses bis zur Brust verläuft, wo sie sich gabelt, die andere im Nacken sich über den ganzen Rücken bis zum Schwanz hinzieht. Der Kopf ist gewöhnlich ganz befiedert und auch die übrigen Federn sind so gestellt, daß sie, obwohl auf schmalen Stellen stehend, doch den ganzen Körper schützend umhüllen. Die nackten Stellen, Federraine, welche den größten Teil des Vogelförpers einnehmen, sind dem Vogel sehr dienlich, denn nun vermag er Kopf und Hals allseitig zu bewegen und im Schlafe einzubiegen; die Flügel können sich glatt an den Körper anlegen und beim alten Vogel tritt der nackte Bauch (Brutfleck) zum Brüten mit den Eiern in Berührung. Bei den Vögeln, die äußerst schmale Federraine zeigen, wie z. B. bei den Schwimmvögeln, wird der Brutfleck durch Ausrupfen der Federn zur Brutzeit gewonnen; die ausgerupften Federn aber dienen zum Ausfüttern des Nestes.

An den vorderen Gliedmaßen des Vogels, den Flügeln, die aus Ober- und Unterarm sowie der Hand bestehen, sprossen die langen, kräftigen Schwungfedern hervor, welche den Vogel zum Fluge befähigen. Die Hand besitzt nur 2 Finger und einen Daumen; mit seiner Federbekleidung heißt dieser Kentfittig.

Die jungen Vögel verlieren nun mit Ausnahme von Möven, Adlern u. s. w., welche mehrere Jahre zur Erlangung des vollen Federkleides gebrauchen, im ersten Jahre ihres Lebens das Dunen- und erste Federkleid, welches aus kleinen Federn von schlechter Beschaffenheit bestand, bis auf die Schwungs- und Schwanzfedern, und erlangen — mitbedingt durch veränderte Nahrung, Lebensweise und Aufenthalt — ein dauerhafteres und anders gefärbtes Gefieder. Der Wechsel desselben, die eigentliche Mauser, hat bei allen den Vögeln, die einmal jährlich die Federn verlieren, also bei vielen Raubvögeln, den Krähenarten, Drosseln, Sängern, Tauben u. s. w. im Juli und August statt. Das schöne Sommerkleid ist allmählich alt und abständig geworden, für die gefährvollen Reisen des Herbstes und die harte Zeit des Winters

ist ein weniger auffallendes, schlichteres aber wärmeres Gewand nötig. Beim Durchbrechen der neuen Federn durch die Haut stellen sich Schmerzen und Unbehaglichkeit ein; Gesang und Munterkeit hören auf, die Vögelchen werden still und traurig, ihre Freßlust nimmt bedeutend ab, bis mit dem kräftiger werdenden Federnachwuchs auch ein größerer Nahrungszuschuß erforderlich wird. Die so neu entstandenen Federn haben meist am Außenrande breite graue oder weißliche Kanten erhalten, welche die eigentliche Farbe des Conturgefieders und damit die demnächstige schöne, kräftige Sommerfarbe verdecken oder doch dämpfen. Gegen Eintritt der wärmeren Witterung haben sich nun diese helleren Kanten allmählich abgenutzt, sie sind verschliffen, oft wie aus den Federn herausgeschnitten. Gleichzeitig fallen in der Fläche der Feder von den Ästen zum Teil die Strahlen mit ihren Häkchen ab. Durch diese Vorgänge ist nicht nur das Gefieder, der Sommerzeit entsprechend, leichter und lustiger geworden, sondern es sind auch die gefärbten Stellen hervorgetreten, der Vogel prangt jetzt ohne Mauser im höchsten Staat, in seinem Hochzeitskleide.

Das Gefieder aber verschleißt weiter und weiter, der Vogel wird immer unansehnlicher, die Federn fallen endlich ganz aus. Natürlich nicht so, daß der Vogel dadurch hilflos würde und den Gebrauch der Flügel verlöre, da er ja ohne Flugfertigkeit nicht leben könnte. Die Ente, die schwimmend ihre Nahrung und den nötigen Schutz suchen kann, das Haushuhn, welches seine Flügel nicht gebraucht, — sie verlieren rasch hinter einander auch die Schwungfedern der Flügel. Der Raubvogel aber, der immer flugfertig auftreten muß, sowie die meisten anderen Vögel verlieren je eine Schwungfeder beiderseits, und wenn diese ersetzt ist, kommt die folgende an die Reihe, so daß zwei, drei Jahre vergehen, ehe der ganze Wechsel sich einmal vollzogen hat: bei Spechten dauert er ebenso viele Monate, bei anderen Vogelarten kaum soviel Wochen. Bei einer zweifachen Mauser im Jahre leiden die meisten Vögel weniger, weil der Federwechsel langsamer vor sich geht, und zwar das eine Mal im Sommer oder Herbst, das zweite Mal im Frühjahr, und jede Mauser dauert über einen Monat lang. Die Schwungfedern der Flügel und die Steuerfedern des Schwanzes aber sind von der doppelten Mauser ausgeschlossen und dauern von der Herbstmauser, in der sie gewechselt wurden, bis zur folgenden aus. Davon sind jedoch wieder die mittleren Schwanzfedern ausgenommen, welche durch die aufruhenden Flügel stärker abgenutzt und beschädigt werden.

Außer der einmaligen oder doppelten Mauser legen einige Vögel gegen die Paarungszeit noch einen besonderen Schmuck an. Dahin gehören die prachtvollen Keh- und Brustfedern der Blaueflöhen, der Federkragen der Kampfläufer u. s. w.

Hiermit kehren wir wieder zu unseren Piepern zurück, um in deren Beschreibung fortzufahren.

**Der Brachpieper, *Agrodroma campestris* Bechst.,**

(L. 15,5 cm; S. 6,6 cm),

der, wie Altum sagt, in seinem Auftreten bald an die Bachstelzen, bald an die Lerchen erinnert, ist als Brutvogel innerhalb unserer Provinz nur vom Belmarstod bekannt, dem höchsten Punkt des Teutoburger Waldes, wo er vom März bis August heimatet. Sonst soll er nach Bolsmann in den sandigen hügeligen Heiden an der Ems brüten, und kommt auch als Zugvogel Ende April bis Anfang Mai auf sandigen, sterilen Heiden, Brachäckern etc. nur einzeln vor, obwohl dergleichen Lokalitäten bei uns nicht so gar selten sind. Er ist auch bei Paderborn ab und zu auf Brachäckern geschossen worden und so auch in die Hände unseres dortigen Gewährsmannes gelangt. Dieser gewandte Flieger, der auch in der Stimme bald an die Feldlerche erinnert, bald die Bachstelze nachahmt, ist über die Oberseite lehmgrau mit undeutlichen dunklen Schaftfedern, an der Unterseite trübe gelblichweiß; über dem Auge hat er einen, und auf dem Flügel zwei gelbliche Streifen. Der Unterschied zwischen der vierten und fünften Schwinge ist ungefähr viermal so groß als der der vierten und dritten; der Nagel der Hinterzehe ist länger als diese. Die Füße sind gelblich fleischfarben. Er nährt sich von Insekten, besonders Lauf- und Sandkäfern, Schnecken und dergl. und legt sein aus wenigen Grashälmchen gefertigtes Nest in einer schwachen Bodenvertiefung oder im Graße an. Die 4—5 ziemlich großen und bauchigen Eier zeigen auf weißlichem Grunde feine, grau-bräunliche Flecken, die aber namentlich am spitzen Ende das Ei frei lassen.

**Der Baumpieper, *Anthus arboreus* Bechst.,**

(L. 15,5 cm; S. 6,6 cm),

ist ein häufiger Sommervogel in unserm Gebiete, wo er in der Regel um Mitte April (hier vom 5.—20., bei Seppenrade vom 6.—28.) ankommt und Ende September oder im Oktober wieder abzieht. Die Hauptfarbe seiner Oberseite ist grünlich braungrau, dunkelbraun gefleckt, die Unterseite gelblichweiß mit schwarzen Flecken, jedoch bleiben Kehle, Brustmitte und Bauch ungesfleckt. Der Unterschied der vierten und fünften Schwinge ist ungefähr zweimal so groß als der der vierten und dritten. Die Beine sind fleischfarben; der Nagel der Hinterzehe kürzer als diese. Auch durch die stark gebogene, ziemlich kurze Krallen der Hinterzehe unterscheidet er sich von dem vorigen. Der mittellange Schwanz trägt am Ende einen schwachen Ausschnitt. Er ist ein echter Waldvogel, jedoch nicht des geschlossenen Baumwuchses, sondern an

lichten Waldblößen, wo Unterholz mit Rasenplätzen und einzelnen hohen Bäumen abwechseln, ist sein Lieblingsrevier. Hier läßt er oft seinen melodischen Gesang ertönen, welcher dem Schlage des Kanarienvogels nicht unähnlich ist. Gewöhnlich steigt er dabei von einem freistehenden Zweige oder Pfahl in schräger Richtung in die Höhe und läßt sich singend wieder auf eine andere hervorragende Stelle nieder. Er geht auch am Boden seiner Insektennahrung nach und baut bald unter einem Busch, bald im dichten Gras sein einfaches Nest. Die 5—6 Eier seines Geleges variieren unter allen Vogeleiern wohl am meisten, denn bald findet man solche, die auf hellem Grunde mit grauen oder grauvioletten oder sogar mit tiefrotlichen Strichelchen und Schmitzchen überdeckt sind, bald solche, die bei grauvioletter oder rötlicher Grundfärbung ähnliche größere Brandflecken und selbst Schnörkel zeigen. Dasselbe Gelege aber enthält stets gleichmäßig gezeichnete Eier.

Die Baum- und Brachpieper übernachten zwischen Heidekraut und Heidelbeersträuchern, wohingegen die Wiesenpieper zur Zugzeit in großen Scharen auf den Bergwiesen, im Haferstoppel und auch in Kartoffelstücken der Nachtruhe pflegen.

#### Der Wiesenpieper, *Anthus pratensis* L.,

(L. 14 cm; S. 6 cm),

dessen Verbreitungsbezirk sich über Europa, Asien, Afrika und Ostindien erstreckt, hält sich bei uns auf feuchten Wiesen und Sümpfen auf, brütet in der Ebene einzeln auf den Torfmooren, erscheint aber im Herbst als Durchzügler recht zahlreich und ist auch im Winter noch immer einzeln zu sehen. Im Gebirgsteile ist er auf nassen Heiden und Bergwiesen als nicht seltener Brutvogel zu finden; auf dem kahlen Astenberge in 800 Meter Höhe brüten stets einige Pärchen, im Teutoburger Walde auf dem Belmarstod. Bei Paderborn sind sie nur Durchzügler und weilen einige Tage in der Heide oder an kleinen Wasserläufen; bei Seppenrade sind sie nicht selten auf den Moorwiesen des Borkenberges. Der Wiesenpieper erscheint meist Mitte März, bei Seppenrade nach Nopto am 1., 3., 4., 6. und 13. April, und Ende September und im Oktober zieht er wieder zurück. Sein einfaches Nest baut er wie alle Pieper versteckt am Boden in Gras oder Gestrüpp und brütet zweimal im Jahre. Seine 4 oder 5 Eier sind von bräunlichen, bisweilen blaugrauen, sehr feinen Zeichnungen fast ganz bedeckt. Die Färbung des Gefieders ist an der Oberseite graulichbraun, scharf dunkel gefleckt, die Brust hellrostgelb. Die wenig gebogene lange Krallen der Hinterzehe erinnert an den Lerchensporn; die Beine sind bräunlich fleischfarben. Ihre Nahrung besteht in kleinen Insekten, die sie vom Boden, nicht von Zweigen ablesen. Sie fliegen oft wiederholt unter kurzen Flügelschlägen fast

hüpfend empor, ohne viel von der Stelle zu kommen, wie Altum schreibt. Wir sahen einmal auf dem Honart bei Salvey im Juli die Wiesenpieper unter beständigem „piep, piep, piep“ lerchenartig, etwa in einem Winkel von 45 Grad schräg zum Himmel aufsteigen; dann ließen sie sich wieder nieder und fielen schließlich, grade wie die Heidelerche, einem Steine gleich zu Boden. Die Vögel zeigten sich sehr scheu, und gelang es uns nur mit Mühe, einen zu erlegen.

**Der Wasserpieper, *Anthus aquaticus* Bechst.\***

(L. 16 cm; S. 7 cm).

Für unsere Gegend bekommen wir den Wasserpieper nur im Herbst und Frühling zu Gesicht und zwar, wie sein Name andeutet, auf beriefelten Wiesen. Den Bedarf für unser zoologisches Museum erlegten wir stets auf den Na-Wiesen unweit der Wienburg. Dort trifft man sie alljährlich in zahlreichen Schwärmen. Von den übrigen mehr gelbbeinigen Piepern unterscheiden ihn die hornschwarzen Beine und Krallen; auch ist er oben gesättigt dunkelolivengrau. Der Nagel der Hinterzehe ist länger als diese und ziemlich stark gebogen. Die erste Schwanzfeder hat einen ziemlich reinen weißen Keilsfleck auf der Innenseite, der fast die Federmitte erreicht; die Außenseite ändert bei hier erlegten Exemplaren ab, von weiß bis gelblichbraun; ein kleiner weißer Spizensfleck an der Spitze der zweiten. Seinen Sommeraufenthalt bilden die Hochgebirge, von den schlesischen Gebirgen südwärts, jedoch auch der höhere Norden, und von hier her besucht er uns jährlich. Seine Eier sind grauweißlich mit dunklen Strichelchen dicht besetzt.

12. Familie. Lerchen, Alaudidae.

**Die Feldlerche, *Alauda arvensis* L.**

(L. 17 cm; S. 7 cm).

O daß ich doch, der Lerche gleichend,  
Auf sicherer Schwinge könnte steigen,  
Bis ich des Himmels Saum erreichend,  
Andächtig sänt' in heil'ges Schweigen!

Aus Atherglanz und Sterngefunkt  
kehrt' ich, der Lerche gleich, dann wieder;  
In Erdenqual und Erden dunkel  
Sänl' ich gleich ihr frohlockend nieder.

Wer fühlt sich nicht freudig ergriffen, andächtig gehoben; wer glaubt nicht im Geiste sich von Blumenduft und Riederschall umwogen, wenn von der lieben Lerche

die Rede ist. Sie ist ja auch eins der Frühlingskinder, auf deren Signale wir lauschen nach den Tagen des wimmelosen Winters. Denn wenn kaum der Schnee zerronnen ist vor den Strahlen der Märzsonne, dann steigt schon die Lerche in flatterndem Fluge und mit wirbelnd trillerndem Gesange himmelan. Wenn auch unser Auge sie im blauen Äther mit Mühe als kleines Pünktchen erspäht, so tönt doch ihr Gesang noch hell und klar zu uns hernieder. Singend verweilt sie in jener Höhe, singend steigt sie zur Erde herab. Früh vor Aufgang der Sonne schon sitzt sie auf einer vorragenden Scholle und singt dort ihr erstes Morgenlied, um erst später den Hochflug zu den Wolken zu unternehmen. Wenn aber zufällig zwei Männchen nahe bei einander singend vom Boden aufsteigen, dann tritt rasch eine Stockung ein, beiderseits veranlaßt durch das Streben, den Nebenbuhler scharf anzugreifen oder in gewandtem Fluge den Angriffen auszuweichen. Wenn dann aber der schmucklose Künstler singend emporsteigt, dann beherrscht sein Schmetterlied auch weithin das Feld; die ganze Luft ist wie mit Lerchengesang erfüllt. Selbst wenn sie den Schnabel mit Insekten für die Jungen gefüllt hat, vermag sie doch noch zu singen.

Das hellbräunliche Gefieder mit dunkler Federmitte hebt sich von dem Aufenthaltsorte der Lerche, dem Ackerboden, wenig ab. Mit dem mittellangen, schlanken und kräftigen Schnabel, dessen First sanft gebogen ist, liebt sie vom Boden allerhand Sämereien und Insekten auf; im Winter begnügt sie sich mit grünen Getreideblättchen. Der anhaltende Kletterflug wird wohl vorzugsweise durch die langen Schulterfedern ermöglicht, welche die Schwungfedern der Hand an Größe erreichen. Der Körper ist gedrungen. Der Schwanz endet schwach gabelig. Sollte vielleicht die Kralle der Hinterzehe, welche fast doppelt so lang ist, wie die Zehe selbst, die Lerche in besonderem Grade befähigen, über den weichen Ackerboden hinzulaufen, ohne einzusinken?

Am 6. September 1878 wurde von Ed. Rave in Borken eine Feldlerche erlegt und uns zugesandt, an der nur wenige Federn normal sind und zwar einige Stirn- und Flügeldeckfedern; weiß dagegen sind Schnabel, außer der Spitze, Oberkopf, Nacken, Mantel, Brust und Bauch. Auf dem hiesigen akademischen Museum befindet sich im Gegensatz zu dieser eine Feldlerche mit schwarzbraunem Federkleide.

Auf Feldern und Heiden, selbst im Gebirge (auf dem kahlen Astenberge in vielen Paaren) durch die ganze Provinz sehr häufig, kommen die Lerchen im Februar und März zu uns und ziehen in Pausen vom September bis Ende Oktober zurück. Doch bleibt im Winter, namentlich bei gelinder Witterung, eine bedeutende Anzahl



zurück, welche sich dann als Strichvögel in großen Schwärmen auf den Feldern umhertreiben. Sie übernachten, wie Schacht mitteilt, frei auf dem Erdboden, am liebsten inmitten des Feldes hinter einer Erdscholle, einem Grasbüschel oder in eine Wagenspur gedrückt. Im Herbst trifft man sie scharenweise in den Haferstoppeln, wo sie besonders in dunklen Nächten so fest liegen, daß sie erst dicht vor unseren Füßen auffliegen. Bei dieser Gelegenheit werden sie leider oft in großen Massen gefangen, um den verwöhnten Gaumen der Schlemmer zu ergötzen. Denn ihr Fleisch ist so süß und zart wie ihr Gesang, und so soll dies fromme Tier selbst im Tode dem Menschen noch nützen.

Das Nest, locker und schlecht aus dürren Grashälmchen gefertigt, steht in einer kleinen Vertiefung der Korn- oder Kartoffelfelder, im Klee oder in der Heide, wo die Kräuter nicht zu dicht gewachsen sind, und enthält 4—5 grauerdfarbene, mit kleinen dunklen Fleckchen dicht überhäute, oft am dicken Ende kranzartig gezeichnete, ziemlich große Eier. Der Bruten sind 2—3, die letzte an Eierzahl bis zu 3 sinkend. Nester findet man den ganzen Sommer hindurch.

**Die Heidelerche.** *Lullula arborea* L.,

(L. 14,9 cm; S. 5,2 cm).

Süßer Schlag der Heidelerche,  
Sonnenschein auf allen Hügeln,  
Tauwind sang, durch alle Schluchten  
Flog er rasch auf weichen Flügeln.

Friedensboten, Himmelschlüssel  
Sprossen auf der jungen Aue,  
Und ein frohes Frühlingsahnen  
Kaufte durch die Sachfengau.

(F. W. Weber, Dreizehnlinden).

Hürwahr die Heidelerche ist mit Westfalen und seinen Tristen innig verknüpft, denn auf allen unseren Heiden, selbst auf den hochgelegenen Gebirgsheiden ist sie bald mehr bald weniger häufig zu finden, und sie belebt diese sonst so öden Gegenden als eifriger Sänger mit ihrer äußerst weichen, melancholisch melodischen Stimme in einer, dem Charakter unserer Heiden gar schön entsprechenden Weise. Dabei läßt sie ihren vortrefflichen Gesang nicht blos, wie ihre etwas größere Verwandte, die Feldlerche, von der Höhe, sondern auch wohl von einem Baum herab — daher der Name *arborea* — flötend und trillernd hernieder tönen.

In der Sandgegend um Seppenrade sind sie auf dem mit lückigem Holzwuchs und kleinen Feldgehölzen bestandenen großen Wiesen und Heiden immer, wenn auch

nicht in Massen anzutreffen. Sie erscheinen zum Teil schon in der ersten Hälfte des Februar, nach Nopto am 4., 13., 29. Februar, 3. und 5. März, um erst gegen Mitte Oktober wieder von uns fortzuziehen.

Die stumpfgerundeten Federn des Hinterkopfes bilden eine wenig bemerkbare Hölle. Die Nahrung der Heidelerchen sind in der Regel Insekten, und nur in Zeiten der Not, wenn bei allzufrüher Ankunft die Kerstierwelt noch meist im Winterschlaf ruht, greifen sie auch zu Sämereien. Ihr Nest steht meist unverdeckt neben Gras- oder Heidebüscheln, so daß man leicht hineinschauen und die 4–5 Eier mit weißlichem Grunde und sehr feinen Pünktchen gleichmäßig dicht besetzt zählen, sowie auch den fest brütenden Vogel in nächster Nähe betrachten kann.

Sie findet nach Schacht auf den dürren Wohnplätzen, die sie bevorzugt, zwischen dem dort wuchernden Heidekraut immer ein sicheres Nachtquartier. Die jungen Vögel verweilen hier auch den ganzen Sommer hindurch und schlafen, wie Schacht mehrfach beobachtet hat, immer nahe bei einander. Treibt man sie in der Dämmerung von ihren Plätzen, so rufen sie sich sofort mit dem sanften, flötenartigen Lockton wieder zusammen. Auf der Wanderung übernachten alle am liebsten in den Hafer- und Weizenstoppeln und sollen daselbst, nach der Behauptung der Lerchenfänger, in dunklen Nächten oft so fest liegen, daß sie gar nicht zum Aufstiegen zu bewegen sind.

#### Die Haubenlerche, *Galerita cristata* L.,

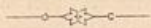
(L. 17,3 cm; S. 6,6 cm),

trägt auf dem Hinterkopfe die aufrichtbare, spitze Haube von lanzettlichen Federn, welche wie auch das Fehlen der beiden weißen Außenfedern der Feldlerche sie für Jeden auf den ersten Blick erkenntlich macht. Gleich dem Sperling wandert sie mit dem Menschen weiter und ist nur da zu finden, wo dieser sich anbaut. Sie war zu Anfang dieses Jahrhunderts nur als seltener Strichvogel hier bekannt; da sie aber mit Vorliebe den Kunststraßen nachgeht, so hat sie sich mit diesen überall eingestellt und als Brutvogel angesiedelt. So erschien sie z. B. bei Seppenrade erst nach 1857 als Brutvogel, seitdem aber wohnt sie rechts und links in nächster Nähe der Chaussees und belebt mit ihrer gefälligen Erscheinung, wenn auch weniger mit ihrem unbedeutenden Gesange die oft ermüdend einförmigen Staatsstraßen. Wenn sie singt, geschieht dies meist nur von einer etwas erhöhten Stelle, z. B. einem aufgeworfenen Erdhaufen, oder von einem Grenzstein zc. herab. Auch wenn sie des Winters steigender Jorn näher und näher an die Städte herantreibt, und sie schließlich in's Innere derselben um des Daseins Erhaltung sich flüchten müssen, so sind sie

auch hier nur auf freien Plätzen oder in breiteren Straßen, nie aber im Gewirr der schmalen Gassen zu treffen.

Die Gebirge scheint diese Lerche zu meiden. Vor einigen Jahren nistete ein Paar in der Nähe des Bahnhofs zu Münster und unmittelbar unter einer Eisenbahnschiene in einer kleinen Vertiefung; täglich rollten eine Menge Züge über dem Neste hin und her und dennoch brachte das Paar seine Jungen glücklich groß. Das eigentliche Feld meist ängstlich meidend, legen sie ihre Nester fast stets in der Nähe menschlicher Wohnungen, in sogenannten Krautgärten, dann aber auch zwischen den Furchen der Getreide-, Kartoffel- und Kohlfelder an und suchen dort oder auf den Straßen auch die für sich und ihre Jungen erforderlichen Sämereien und kleinen Insekten. Der Boden ist ihr eigentlichster Tummelplatz; auf erhöhte Gestände: Dachfirsten, Mauern u. s. w. setzen sie sich nur zu kürzestem Aufenthalte, auf Bäume aber nie.

Es ist bisher noch unauzgeklärt, ob die **Berglerche**, *Phileremos alpestris* L.,\* mit dem aufrichtbaren Federhörnchen über jedem Auge, deren Stirn, ein Augenstreifen, Halsseiten und Kehle schwefelgelb sind, aus dem höheren Norden oder aus dem Hochgebirge zur Winterszeit zu uns kommt. Aber sie kommt bisweilen, wenn auch selten zum Besuche in unser Gebiet. So wurde am 23. Januar 1861 bei Gimble ein prachtvolles Exemplar erlegt. Am 1. Weihnachtstage 1874 beobachtete Rudolf Koch an der Chaussee von Münster nach Koxel in der Nähe des Coesfelder Kreuzes eine Berglerche. Das Tierchen suchte seinen Hunger an dem Samen der Gräser, welche aus dem tiefen Schnee hervorragten, zu stillen und ließ den Beobachter bis auf 5 oder 6 Schritte an sich herankommen. Um sich des seltenen Gastes zu versichern, eilte dieser nach Hause zurück, um die Flinte zu holen, bei der Rückkunft aber war das Tierchen auf Nimmerwiedersehen verschwunden.



### 13. Familie. F i n k e n , Fringillidae.

#### Die Grauammer, *Miliaria europaea* Swains.,

misst in der Länge 18,5 cm, ist also die größte unserer Ammern; der Schnabel ist dick. Die lerchengraue Oberseite trägt dunkle Schaftstriche; auch die gelblichweiße Unterseite erinnert mit ihren schwarzbraunen Flecken an die Feldlerche. Die einfach schwärzlichbraunen Schwanzfedern sind heller gesäumt. Die Weibchen sind etwas heller als die Männchen, die Jungen unten mehr rostgelblich. Dieser Vogel war

in früheren Zeiten unserm ebenen Gebiete fremd. Erst seit 10—15 Jahren mit dem allmählichen Verschwinden der Wallhecken begann er als Brutvogel sich im Münsterlande niederzulassen und vermehrte sich seitdem mit jedem Sommer, so daß er jetzt schon an den verschiedensten Stellen um unsere Provinzialhauptstadt, ferner bei Wettringen und Rheine ziemlich zahlreich brütet. Auch in der Nähe von Umma ist er in den letzten Jahren eingewandert, während er bei Paderborn als häufig vorkommend bezeichnet werden kann. Im gebirgigen Teile kommt er nur in den Thälern vor. Weite Korn- und Kleebluren, besonders Esparsette und Luzerne, sind sein Lieblingsaufenthalt und einzelne Sträucher und Bäume am Wege genügen ihm, auf deren höchste Spitze er sich gern niederläßt und von wo der sonst so stille Vogel dann in kleineren Pausen oft sehr anhaltend sein „Tic tic“ mit nachfolgendem lauterem Blechgerassel erschallen läßt. Sein Flug mit schnellem, zitterndem Flügelschlage ist unschön, dazu läßt er zeitweilig die Beine lang herunterhängen, wie ein geständertes Feldhuhn, welche Merkmale ihn beim Fliegen sofort von allen Finken unterscheiden.

Ob sie zweimal hier brüten, erscheint nach Tenckhoff zweifelhaft, der Ende Mai bis Ende Juni die normalen Gelege gefunden hat und nicht annehmen kann, daß diesem schon ein erstes vorausgegangen sei oder ein zweites noch nachfolgen werde. Die Grauammern nisten sehr gern in Kleeefeldern; ihre 4—6 Eier sind auf rötlichem Grunde mit derben Flecken und Schnörkeln besetzt. Im Herbst schlagen sie sich zu kleinen Flügen zusammen, und Dr. Tenckhoff schreibt von seinem frohen Erstaunen, als er nach seiner Übersiedelung von Münster vor etwa 25 Jahren anfangs März bei Paderborn zuerst solche Schwärme von Vögeln sah, die er im Münsterlande nie zu Gesicht bekommen hatte. In milden Wintern bleiben sie ganz hier, streichen in Gesellschaft von Goldammern und Finken vagabondierend umher und helfen so auch in der trüben Zeit des Jahres Leben in die sonst öden Gegenden bringen. Seiner verhältnismäßigen Größe wegen wird er viel in Netzen gefangen und unter dem Namen Ortolan von Feinschmeckern verspeist.

**Die Goldammer, *Emberiza citrinella* L.,**

(L. 16,2 cm; S. 7,1 cm),

ist jedermann bekannt und vertraut, weil sie es ist, die mit dem ersten Winterschnee die Städte und Dörfer heimsucht, auf allen Straßen hungrig umherflattert und vor den Thüren um Körnchen und Bröckchen bettelt; die uns zu allererst mahnt, in der Drangsal der feindlichen Jahreszeit an die armen Vöglein zu denken, denen Frost und Schnee die Nahrungsquellen verschlossen hat. Und trotzdem sie Alle kennen, verdient sie doch eine genauere Besichtigung und Beschreibung. Kopf und Unterseite

sind hochgelb, Brust und Bauch mit rotbräunlichen Flecken gestrichelt, die sich an den Weichen zu schwarzbraunen Längsstreifen gestalten. Die Federn des rostfarbenen Rückens spielen stark ins Gelbe und Olivengrüne und besitzen große dunkle Schaftstriche. Gelblich gefäumt sind die schwarzbräunlichen Schwingen und der Schwanz. Bei Weibchen und Jungen wird die gelbe Farbe durch grüngraue Federränder verdeckt; auch ist die Unterseite blasser gelb, und die ganze Färbung spielt mehr ins Graue. Im Gegensatz zu anderen ähnlichen Arten heben wir noch nachstehende Unterscheidungsmerkmale hervor. Der Bürzel ist einfach rostrot ohne Schaftstriche; der weiße Keilfleck auf der Innenfahne der äußersten Schwanzfeder geht bis über die Mitte derselben. Wie bei allen Ammern ist der Schnabel sehr zugespitzt, weil seitlich zusammengedrückt, in der Mitte bogig ausgeschnitten, inmitten des Gaumens ein starker Höcker; der Oberschnabel der Goldammer ist schmaler und niedriger als der Unterschnabel. Auf dem Boden hüpfen die Ammern, die Spornammer ausgenommen, ebenso wie die Finken.

Wie es so oft im Leben geht: wenn des Winters Gewalt ihren Übermut gebändigt hat, dann rufen die hungrigen Goldammern auf dem Bauernhose schmeichelnd ihr „Bedder, Bedder!“ Wenn aber im Frühling und Sommer für alle die Tische reichlich gedeckt sind, sodaß auch das Gelbgänschen nicht mehr zu betteln braucht, dann singt es übermütig: „Drei Bauern die kosten 'nen Pfiff, 'nen Pfiff“. Um die Zeit erfreut uns auch von den Bäumen herab, welche die einförmigen Kunststraßen entlang stehen, sein vielmals aufsteigendes „zit, zit, zit, zit, zit, zit“ mit dem gehaltenen und sich senkenden Schlußton „zih“. — Wo weithin offenes Feld von Laubholz unterbrochen wird, ist sein Revier, und dort brüten auch die Pärchen der Goldammer. Während nun nach Tenckhoff's Beobachtungen im Münsterlande ihre Nester stets am Boden, namentlich an den moosigen, mit kleinem Gestrüpp besetzten Abhängen gefunden werden, ist ein bodenständiges Nest bei Paderborn und Umgegend eine Ausnahme. Dort steht es gewöhnlich in einem Strauch, einer kleinen Fichte, in Dornegestrüpp, 15 cm bis 2 m hoch über dem Boden, und dem Standort entsprechend fester und sorgfältiger gebaut als das bodenständige Nest. Diese Bauart ist jedenfalls durch die steinige Beschaffenheit des dortigen Bodens bedingt, und beweist, wie wohl solche Tierchen ihr Thun den Umständen anzubequemen verstehen. Die Goldammern brüten zwei bis dreimal im Jahre 4—6 Eier aus, welche blaß rötlichgrau und vielfach mit dunkleren Flecken und Schnörkeln landkartenartig bedeckt, bisweilen nur wie bespritzt sind. Sie tragen den Jungen mit eifrigem Fleiße die Insekten zu, während sie selbst auch Sämereien als Nahrung nehmen.

**Die Gartenammer, *Emberiza hortulana* L.,**

(L. 14,5 cm; S. 6 cm),

der eigentliche Ortolan, tritt hier als Brutvogel nur unregelmäßig, in einem Jahre ziemlich häufig, in anderen Jahren fast gar nicht auf, bleibt dafür aber recht lange, von Mai bis zum September bei uns. In den Emstämpen an der Schifffahrt, dann bei Gimble etc., auch in Wettringen ist diese Art in den letzten Jahren ebenfalls ziemlich häufig aufgetreten. Für Münster ist sie noch eine Seltenheit, bei Paderborn soll diese Ammer einzeln vorkommen, doch fand sie unser Gewährsmann dort bis jetzt nicht. Sie zieht den Sandboden vor, und wo im offenen Felde ein Strauch oder Bäumchen am Wegrande steht, von wo herab sie ihre melancholische Strophe erschallen lassen kann, und Krautwerk am Boden gestattet, ihr Nestlein wohl zu verstecken, da hält sie den ganzen Sommer durch aus. Das Nest ist stets bodenständig; Dr. Tendhoff fand ein solches bei Münster an einem kleinen Graben. Es enthält 5 blaßrötliche Eier, mit wenigen, kaum zu Schnörkeln ausgezogenen Punkten. Der Hauptfarbe nach rotbraun trägt der Ortolan auf dem Unterrücken braungraue Federn mit dunklen Schaftstrichen. Die beiden äußeren Schwanzfedern tragen jederseits auf ihrer Innenseite einen langen weißen Keilsfleck, der nicht die Mitte der Feder erreicht. Beim Männchen ist Oberkopf, Hals und Kropfgegend aschgrau; Kehle, Vorderhals bis in die Mitte der Kropfgegend, ein kleiner Kreis ums Auge und ein Streifen vom Mundwinkel an unter die Wangen trüb schwefelgelb; Zügel und Wangen gelbgrau; ein grauer Streifen zieht sich jederseits an dem Grunde des Unterschnabels neben der Kehle herab. Brust, Bauch und untere Schwanzdeckfedern sind mehr oder weniger trübbräunlichbraun, Rücken und Schultern rostfarben mit dunklen Schaftflecken und grünlichgelben Federkanten; Schwingen und Schwanzfedern braunschwarz, grünlichgelb berandet; die braunen Flügeldeckfedern tragen rostgelbe Spitzen und grünlichgelbe Ränder. Das Weibchen ist anders gefärbt: Scheitel und Hinterhals sind bräunlich aschgrau mit dunkleren Schaftflecken; auf der Mitte des Kropfes finden sich mehrere kleine braune Flecken und Schaftstriche. Brust und Bauch sind blaß ockergelb, die Brustseiten und Weichen rostrotlich gelb; der Rücken rötlichgraubraun mit schwarzbraunen Flecken, der Bürzel hellbraungrau.

**Die Rohrammer, *Schoenicola schoeniclus* L.,**

(L. 14 cm; S. 6,5 cm),

kommt in der Ebene als Brutvogel überall, aber nicht gerade häufig vor, während das Gebirge sie als nicht seltenen Strichvogel kennt. Sie ist ein entschiedener

Wasserfreund, der nur am Rande von Flüssen, Teichen und Sümpfen, so z. B. an den Ufern der Ruhr im Weidengestrüpp ziemlich häufig nistet und auch im Winter in kleinen Trupps an wasserreichen Gräben und Teichen im Gestrüppe sich aufhält, aber auf höheren Bäumen nie gesehen wird. Es ist ein buntscheckiges Vögelschen, das sofort auch dem Laien auffällt, hat aber viel Ähnlichkeit mit dem Männchen des Hausperlings, weshalb es im Münsterlande auch Rohrspatz genannt wird. Kopf, Kehle und Gurgel sind bis an den Kropf herab schwarz; ein weißer Streifen, welcher vom Mundwinkel zwischen Kehle und Wangen sich herabzieht, vereinigt sich mit einem weißlichen Halsringe, welcher den Nacken umgiebt. Der aschgraue Hinterhals ist etwas dunkler gefleckt. Die schwarzen Rücken- und Schulterfedern tragen gelblich rostbraune Ränder. Brust und Bauch, beide weiß, sind an den Seiten bräunlichgrau überflogen und tragen allda braune Schaftstriche. Die kleinen Flügeldeckfedern sind schön rostfarbig; die größeren und die Hinterschwingen, in der Grundfarbe schwarzbraun, werden breit rostfarbig umsäumt. Die großen Schwingen und die mittleren Schwanzfedern sind noch dunkler braunschwarz mit hellrostbräunlichen Rändern. Der graue Bürzel trägt dunkelgraubraune Schaftflecken. Die beiden äußeren Schwanzfedern besitzen jederseits auf der Innenfahne einen weißen Keilsfleck, welcher auf der ersten bis über die Mitte geht. Beim Winterkleide erscheinen alle Farben abgeblaßt, weil die meisten Federn am Rande, namentlich an der Spitze, lichtbraungraue Kanten tragen. Es kann ja überhaupt als Gesetz aufgestellt werden, daß im Winter die Kleider der meisten Vögel durch diese Einrichtung weniger grell auftreten, während im Sommer, nachdem die mattfarbigen Federkanten abgeschliffen, nicht allein das Federkleid lockerer und luftiger, sondern auch mit den Sommerfarben farbenprächtiger erscheint. Bei dem Weibchen der Rohrhammer ist der Oberkopf rostgrau; der Augestreifen gelblichweiß, der Nacken und Hinterhals gelbgrau, bräunlich gefleckt, die übrige Oberseite ähnlich wie beim Männchen im Herbstkleide; die Wangen braun, Kehle und Gurgel schmutzigweiß, seitwärts von einem schwarzbraun gefleckten Streifen begrenzt.

Das bewegliche Tierchen liebt es, auf den Spitzen des Weidengestrüpps sich sehen zu lassen. Das Nest steht außerordentlich versteckt an den Weiden im Grase und enthält 5—6 rötlichgraue bis mattbraune Eier mit dicken schwärzlichen Schnörkeln und Punkten.

**Die Schneespornammer, *Plectrophanes nivalis* L.,\***

(L. 16 cm; S. 6,3 cm),

muß schließlich noch Erwähnung finden, die unserem Gebiete zwar nicht angehört, insofern aber doch mit zu unserer Vogelwelt zählt, als sie in strengen Wintern oft

in großer Anzahl bei uns erscheint. Sie ist im Fliegen sehr leicht an der breiten freideweißen Flügelbinde zu erkennen und auf größeren offenen Flächen, Heiden u. s. w. unstät umherwandernd und gegen Frost und Hunger sich wehrend anzutreffen. Der Nagel der Hinterzehe ist bei dieser Art länger als diese Zehe selbst. Es kommen uns hier zu Lande nur die Winterkleider dieses Vogels zu Gesicht. Der Schnabel ist zu dieser Zeit gelb, während er sich im Sommer schwärzlich färbt. Der in der Mitte schwarzbraune Scheitel wird rostbraun eingefärbt; ein Streifen über dem Auge ist graulich rostbraun, die Wangen etwas dunkler. Im Nacken und an den Seiten geht diese Farbe in rötliches Gelbgrau über und ist matt schwärzlich gefleckt. Der schwarze Rücken und die Schultern sind rotgrau gestreift. Der rotgraue Bürzel trägt nur wenige Streifen. Die weißgraue Kehle und Gurgel sind schmutzig rostgelb überflogen, die übrige Unterseite ist ebenso gefärbt, in der Mitte heller und an den Seiten der Oberbrust mit einem halbmondförmigen rostbraunen Fleck. Die rostbraun überflogenen Weichen tragen einzelne graue Schaftflecken. Mit dem Alter nimmt das Weiße am Kopfe, auf den Flügeln und an der Unterseite mehr überhand und wird reiner, ebenso werden die dunkelen Farben, die Rostfarbe und das Schwarz ausdrucksvoller.

#### Der Zeißig, *Chrysomitris spinus* L.,

(L. 11,5 cm; S. 4,3 cm),

weicht durch seinen längeren, feinspitzigen Schnabel von den übrigen Finken ab. Das eigentümliche Gelbgrün der oberen, das hellere Grün der Unterseite ist eine besondere, nach ihm benannte Farbennüance. Die Flügel sind mit zwei gelben Binden gezeichnet. Beim Männchen sind Stirn, Scheitel und Kehle schwarz mit grauen Federrändern; Hinterhals, Rücken, Schultern und Oberschwanzdeckfedern düster gelbgrün mit dunkeln Schaftstrichen; Bürzel, ein Streifen über dem Auge, Wangen und Brust schön grüngelb; Zügel grau, Bauch weiß; Weichen, After und Unterschwanzdeckfedern mit schwärzlichen Schaftstrichen. Die braunschwarzen großen Schwingen tragen gelbgrüne Ränder; von der vierten an ist die Wurzelhälfte auf der Außenseite schön gelb. Die beiden mittelsten Schwanzfedern sind braunschwarz, die übrigen weißgelb mit schwarzen Schäften und schwarzen Enden. Dem Weibchen fehlt das Schwarz an Scheitel und Kehle, die übrige Färbung spielt mehr ins Graue, wobei die Schaftflecken deutlich hervortreten. Die Jungen sind noch mehr grau und die dunkelen Schaftflecken sind noch größer. Im Teutoburger Walde hat sich dies allerliebste muntere Vögeln seit mehreren Jahren als Brutvogel angesiedelt





Zu f h ü t t e (Krahenhäufige) mit: Königsmilan, Fühnerhabicht, Uhu, Kornweibe, Wanderfalk. (Fig. 15.)



und wird als solcher auch wohl für das Sauerland zu bezeichnen sein; der übrige Teil unserer Provinz kennt ihn nur als Strichvogel, als welcher er im Winter uns vielfach besucht. Er zieht Hügel und Gebirgslandschaften der Ebene vor und verlangt passende Nadelholzwaldungen, wenn er sich ansiedeln soll. Auch zur Nachtzeit bezieht er gern Fichtengehölze, wo er sich hoch in den Wipfeln oft scharenweise niederläßt, wie dies Schacht so reizend schildert. „Einst hatte ich das Glück, einen Flug beobachten zu können, der sich gerade zur Ruhe anschickte. Auf einer Bergweide, am Saum eines Fichtenhains, fand ich nämlich an einem Oktoberabend eine große Schar der allzeit rührigen Vögel, die ihre Abendmahlzeit aus dem Samen des dort wachsenden Habichtskrautes zu sich nahmen. Als die Dämmerung hereinbrach, flogen sie auf die nächsten Fichten, in deren Wipfel sie nach und nach verschwanden. Von Zank und Streit um Schlafstätten hörte man nichts, und die Sache schien sich recht glatt abzuwickeln. Am nächsten Morgen war ich schon früh wieder am Platze. Es war ein heiterer, schöner Herbstmorgen. Die Zeisige saßen noch träumend in den Wipfeln, aber hoch aus den Lüften vernahm man schon die Töne der wandernden Lerchen und Drosseln. Als es heller wurde, als auch Stelzen und Pieper die Luft durchzogen, da erklang plötzlich aus dem Wipfel der helle Lockruf eines Zeisigs, der sofort aus allen Kehlen beantwortet wurde, und nun war es allerliebste zu sehen, wie einer nach dem andern aus dem Nadelgrün hervortauchte, sich auf dem Zweige schaukelte, die Flügel reckte und dehnte und nun mit lustigem Frohsloffen die muntere Schar von dammen zog.“ Auch durch Büsche von Samenerlen werden die Zeisige angezogen, und mit meisenartiger Fertigkeit umklettern sie die feinsten Zweige, um in den wunderbarsten Stellungen die Samenkörnchen auszapfen.

Ihre kleinen, künstlich gebauten Nester stehen bis 20 Meter hoch auf stärkeren Nadelholzbäumen und sind so gut versteckt, daß man sie in früheren Zeiten geradezu für unsichtbar ausgab. Sie stehen meist auf einem horizontalen Aste so weit vom Stamm entfernt, daß sie äußerst schwer zu erreichen sind. Die 5—6 Eierchen, zart und glänzend, sind blaßgraugrünlich, mit vielen feinen, blaßroten Pünktchen und Strichelnchen von großer Verschiedenheit in Stärke, Farbe und Anordnung. Unser Mitglied Wickmann hat im Jahre 1882 das Glück und die Geschicklichkeit gehabt, fünf junge Zeisige in Gefangenschaft zu erzielen und im Vogelforb aufzuziehen.

Im Oktober und November beginnen ihrer Tausende bald langsamer, bald rascher, je nach der Reichhaltigkeit der sich bietenden Nahrungsquellen nach südlicheren Gebieten hinzustreichen, von wo aus sie im März und April wieder der nördlichen Heimat zustreben, was ihnen bei dem leichten, schnellen Fluge nicht besonders schwer fällt.

Wenn das Männchen in der Brutzeit von einem Baum in die Höhe flatternd und mit aufgeblähtem Gefieder, ausgebreitetem Schwanz und schlagenden Flügeln Kreise beschreibt, so kann man ihn nur an seinem „dididlididäh“ als den bekannten Zeisig erkennen.

**Der Birkenzeisig**, *Linaria alnorum* Chr. L. Br.,  
(L. 12,6 cm; S. 5,8 cm),

heimatet im hohen Norden, von wo er in manchen Jahren im November in Scharen südwärts bis nach Italien hin wandert und dann auch in unserem Gebiet erscheint. Ein karminroter Scheitel, der allen Individuen zukommt, und eine ebensolche Brust bei den Männchen unterscheidet diese besonders von den anderen Zeisigen. Zügel und Kehle sind braunschwarz; über dem Auge ein grauweißer Streifen; Hinterkopf, Hals, Rücken und Schultern auf graulich und gelbbraungemischtem Grunde mit dunkelbraunen Längsflecken. Der Bürzel ist karminrot mit weißen und kleinen braunen Flecken gemischt. Unterbrust und Bauch sind weißlich, an den Seiten bräunlich weiß, rosa überflogen und mit großen braunen Längsflecken. Die Flügeldeckfedern bilden durch ihre gelblichweißen Spitzenränder zwei deutliche Querstreifen. Die Schwingen und Schwanzfedern schwärzlich braun, namentlich letztere mit weißlichen Rändern. Dem Weibchen fehlt das Rot auf Brust und Bürzel und die Jungen haben eine kleinere rote Kopfplatte.

In der Gefangenschaft verlieren die Birkenzeisige nach der ersten hier überstandenen Mauser jede rote Färbung.

**Der Distelfink** oder **Stieglitz**, *Carduelis elegans* Steph.,  
(L. 13 cm; S. 5 cm),

hat seinen Namen bekanntlich von seiner Vorliebe für den Distelsamen, und wo Disteln, Kletten und dergleichen Unkraut gedeiht, da ist auch der Stieglitz; denn diese bieten ihm auch im Winter und nach demselben noch Samen. Wenn nicht, dann sucht er im März an offenen, unbeschatteten Stellen — denn unser Vögelchen ist stets vorsichtig — die niedrig wachsenden Mieren heim. Im April, wenn die Bappeln ihre harzigen Knospen entwickeln, sind diese sein Aufenthaltsort; und wenn demnächst in unsern Obstgärten die Birnen- und Apfelbäume in Blüte stehen, legt er dort sein Nest in der Höhe von 2 bis zu 10 und mehr Meter an, das sehr kunstvoll und fest gebaut und von blätterreichen Zweigspitzen hinreichend verdeckt wird. Der Stieglitz entwickelt viel Geschmack beim Auszieren seines Nestes. So hat Tendhoff mehrmals beobachtet, daß der obere Nestrand gar zierlich mit den abgerupften Blumentronen des Bergißmeinnicht ringsum garniert war. Das Nest steht

fast immer auf den äußersten Zweigen und ist so fest, daß es selbst dem Winde längere Zeit widersteht. Nun folgen zwei bis drei Bruten von je 3—5 Eiern, die auf blaßblaugrünlichem Grunde sparsame violettgraue Punkte und daneben am stumpfen Ende rötliche Pünktchen und Strichelnchen zeigen. Einmal fand Tenckhoff im Juli ein Nest mit 8 Eiern, was gewiß eine große Seltenheit ist. Die Jungen werden nur ganz im Anfang mit Insekten, später aber nur mit Knospen, Blüten und Samenkörnern gefüttert. Dann sieht man die buntgescheckten Tierchen an Hängen, Wegen und Wällen eifrig flattern und suchen, nachdem sie vorher vom nahen Baum herab vorsichtig Umschau gehalten. Dann treibt sie nach der Brutzeit ihr geselliger Sinn, in kleineren oder größeren Trupps herumzuschweifen, die fruchtbeladenen Kräuter heimzuseuchen, in den Erlenzweigen geschickt umherzuklettern, um den inzwischen gereiften Samen zu verzehren. Und so bringen sie schlecht und recht die Winterzeit hin, die ihnen selten und nur dann beschwerlich wird, wenn Kauhrost das Auffuchen der Nahrung erschwert oder verwehrt. Der hartnäckigen Arbeit dieser Finken gelingt es, so wenig wahrscheinlich es auch scheint, die widrigen Disteln an manchen Stellen ganz und gar auszurotten.

Die Wurzel des gestreckten und feinspitzigen Schnabels unseres Vögels ist von einem schwarzen und einem breitroten Kreise umgeben; Flügel und Schwanz tragen einen weißen Spiegel; die Schwingen sind an der Wurzelhälfte goldgelb. Und diese schöne bunte Färbung ist bei beiden Geschlechtern und Sommer wie Winter durch fast gleich. Den Jungen fehlt das Rot und Schwarz am Kopfe. — Es ist hier ein Fall bekannt geworden, daß ein Distelfink, der bloß mit Hanfsamen gefüttert worden war, mit seiner ganzen Brut statt der braunen und weißen Färbungen nur schwarze Farbe zeigte, während das Rot am Kopfe und das Gelb auf den Flügeln sich in unverändertem Glanze erhielt. Nach der nun folgenden Fütterung mit Kanariensamen verschwanden die fremden Farben bei der nächsten Mauser. Derartige Folgen veränderter und wieder normaler Fütterung sind übrigens mehrfach constatirt.

Der Distelfink ist ein munterer, ja unruhiger Vogel, der gern hoch und frei sitzt und selbst seine Nahrung nicht von beschatteten oder bedeckten Stellen aufnimmt. Auch scheut er jede Fußbewegung, legt vielmehr selbst kleinere Strecken lieber mit Flügelschlägen als mit Hülfe der Füße zurück.

Sein Gesang, dessen „Lidelit“ ihm den zweiten Namen eingetragen, trägt ebenfalls einen fröhlichen Charakter, enthält neben zwitschernden und verworrenen Tönen harfenartige Anklänge und wird an schönen Sommertagen fast stündlich, im Sigen wie im Fliegen von dem fleißigen Sänger zum besten gegeben.

Im Käfig sehen wir den Distelfink nicht selten zu allerlei Kunststückchen abgerichtet; er schöpft aus einem kleinen Wasserbehälter mit einem Eimerchen sein Trinkwasser, zieht ein Wägelchen herbei, in welchem sein Futter liegt, oder er hebt an einem Futtertroge einen beweglich angebrachten Deckel auf. Aus eigener Erfahrung können wir berichten, daß eine derartige Abrichtung durchaus nicht schwierig ist. Der Distelfink ist nämlich überaus neugierig, er versucht im Käfige alles und lernt obige Fertigkeiten nach natürlicher Anlage in kürzester Zeit.

**Der Bluthänfling, *Cannabina sanguinea* Landb.,**

(L. 12,5 cm; S. 5,5 cm),

auch schlechtweg Hänfling, auch Flachsfink genannt, hat im männlichen Geschlecht Vorderkopf und Brust blutrot, Rücken braun, Außenseite der Flügel und Schwanzwurzel weiß, welche schönen Sommerfarben zur Winterzeit wie in Trauer gedämpft erscheinen. Aber auch sonst ist die Intensität bei den einzelnen Individuen arg verschieden und manchen Männchen fehlt das Rot fast ganz. Um ihn von dem Berghänfling, *Cannabina flavirostris* L., zu unterscheiden, dürfte eine genauere Beschreibung notwendig erscheinen. Die 9 ersten Schwingen sind weiß gesäumt, die 3 ersten schmaler als die folgenden. Im Prachtkleide färbt sich beim Männchen der Schnabel horngrau, der Scheitel und die Oberbrust glänzend karminrot. Stirn, Hinterkopf, Hals und Wangen sind bräunlich aschgrau, Ober Rücken und Schultern schön hell zimmetbraun. Der Unterrücken ist hellbräunlich, der Bürzel weißbräunlich, die oberen Schwanzdeckfedern schwärzlich mit weißen Rändern; Kehle und Gurgel schmutzigweiß mit kleinen grauen Längsflecken; die Weichen licht zimmetfarbig; die Mitte der Brust, Bauch und Unterschwanzdeckfedern weiß, an der Brust bräunlich überflogen; Schwingen und Schwanzfedern braunschwarz, weiß gesäumt. Im Winterkleide ist der Schnabel bleigrau; der Scheitel grau mit braunen Schaftflecken; nur beim Aufheben dieser Federn tritt ein schmutziges Blutrot hervor. Auch die zimmetbraunen Rückenfedern sind hellgrau gerandet. Das Rot der Brust wird durch die weißlichen Federkanten bedeutend gemildert. Weibchen und Junge unterscheiden sich hauptsächlich durch den gänzlichen Mangel alles Roten, durch ein mehr geflecktes Kleid und unansehnliche Farben. Es ist hinlänglich bekannt, daß ausgefärbte Vögel in Gefangenschaft nach der ersten hier überstandenen Mauser die prächtige rote Farbe vollständig verlieren; die Ursache hiervon ist noch nicht klargelegt, dürfte jedoch mit dem Nahrungswechsel in Beziehung stehen.

Wo im Gebiete der roten Erde kleine Flächen sich finden, auf denen Wacholder und wilde Rosen einsam gedeihen und ein größerer Baum oder eine Gruppe von

Bäumen nicht allzufern ein erhabenes Plätzchen zu Gesang und Ausguck verheißt, oder wo jüngere Pflanzungen freie Stellen aufweisen, ehe sie zu dichtem, hohem Wald sich zusammenschließen, da findet der Hänfling mit Vorliebe sich ein. Dort sucht er auch alljährlich denselben Busch, dieselbe Hecke wieder auf, wo er im verflissenen Sommer ungestört und ungekränkt leben und singen durfte. Da beginnt er im ersten Vorfrühling bereits, den hier meist der scheidende Februar schon bringt, sein Liedchen von der Spitze eines Baumes herab zu singen und weiter zu singen bis zu Ende der schönen Sommerzeit, ja bis in den Herbst hinein, wenn auch mit weniger Feuer und Kraft. Dort hat er sein Nest etwa 1—2 Meter hoch am liebsten im schützenden Wacholderstrauche, wo er zwei bis dreimal seine 4—6 den des Grünfink ähnlichen, aber kleineren Eier ausbrütet, um dann im Herbst mit der ganzen Familie und denen der näheren und immer weiteren Umgebung gemeinsame Reisen anzustellen. Dann fallen ihre Scharen in Getreide- und Kartoffelfelder ein, wo sie Unkrautsamen in Massen vertilgen; in die Hausgärten, um daneben auch die dort noch vorhandenen Samenpflanzen zu plündern; verschwinden bei strengerer Kälte auch ganz und gar aus dem Gebiete. Selbst wenn bei der Rückkehr im ersten Frühling die Pärchen sich schon gesondert haben, treibt ein erneuter Schneefall sie wieder in Scharen zusammen, weil sie als solche sich immer sicherer fühlen. Bei Paderborn nisten sie das erste Mal außerordentlich gern in jungen geköpften Fichten, wie solche dort dem Eisenbahndamm entlang stehen; das zweite Mal in der nahen Dornhecke.

Da sie nur Sämereien und niemals Insekten genießen und füttern, so wirken sie nach dieser Seite hin gerade nicht immer vorteilhaft für unsere Ökonomie. Doch wollen wir dem munteren geselligen Vögeln, das wie alle seine Vettern und Verwandten als tüchtiger Sänger und guter, stets munterer Stubenvogel hochbeliebt ist, das durch die Unbilden der Witterung schon allzu häufig bedrohte Dasein von Herzen gönnen.

Zu ihren Schlafstätten erwählen die Hänflinge sich geschützt liegende Bestände von Buchen und Eichen, wie Schacht mitteilt, der sie sehr oft in Erlenbeständen fand. „An den heiteren Herbsttagen, schreibt er, wo der Vogelsang schon zu den Seltenheiten gehört, vernimmt man hier oft die vielstimmigen Abendlieder der fröhlichen Scharen, die, ehe sie sich zur Ruhe begeben, auf einem breitästigen Baume zu Hunderten friedlich nebeneinander sitzen. Sobald sie sich aber in das niedere Stangenholz auf ihre Schlafplätze begeben haben, ist Alles still und stumm, und nur das Flattern der Flügel, das aus dem Dickicht dringt, zeigt ihre Gegenwart an.“

**Der Berghänfling, *Cannabina flavirostris* L.,\***

(L. 13 cm; S. 5,7 cm),

befucht uns nur selten aus dem höheren Norden. Wir begnügen uns daher mit einer genaueren Beschreibung desselben, um ihn vorkommenden Falls von der vorigen Art sicher unterscheiden zu können. Die vier ersten großen Schwingen sind schmal schmutzig weiß, die vier folgenden breiter reinweiß gesäumt. Der wachsgelbe Schnabel trägt eine schwärzliche Spitze; an dem Grunde des Oberschnabels stehen dicht gedrängt weißgraue gefiederte Borsten. Kopf, Rücken und Schultern sind braungelb mit schwarzbraunen Längsflecken; der Bürzel schmutzig karminrot; die oberen Schwanzdeckfedern braun, weißlich gesäumt; Flügel bräunlich; Kehle, Gurgel, Augengegend und ein Streifen über dem Auge braungelb; Brust und Bauch weiß, gelblich überflogen; Seiten der Oberbrust und die Weichen mit dunklen Längsflecken; die großen Flügeldeckfedern am Ende weißlich gesäumt, wodurch eine helle Querbinde gebildet wird. Schwingen und Schwanzfedern dunkelbraun, heller gerandet. Das Weibchen ist dem Männchen sehr ähnlich, jedoch ist der Bürzel nicht rot, sondern weißlich mit bräunlichen Längsflecken.

**Der Grünfink, *Ligurinus chloris* L.,**

(L. 14,4 cm; S. 5,8 cm),

von der im ganzen grünlichen Färbung des Gefieders so benannt, mit dickem Kopf und dickem kegelförmigen Schnabel, an der Außenseite der Flügel und an der Schwanzwurzel gelb, ist in unseren Gehölzen und Gärten sehr häufig und unter dem Namen Grünling, grüner Hänfling, wohl bekannt. Die Hauptfärbung bildet Gelbgrün; der Bauch ist weißlich; die unteren Schwanzdeckfedern gelb; Flügelrand und Außenrand der großen Schwingen hochgelb; Schwingen schwärzlich, die Mittelschwingen olivengrün, die Hinterschwingen breit aschgrau gesäumt; die großen Flügeldeckfedern schön aschgrau; die Schwanzfedern schwärzlich, die mittelsten grünlich und nach der Spitze hin weißgrau gesäumt, die übrigen an der Wurzel hochgelb. Das Weibchen ist leicht zu unterscheiden, indem bei demselben alle Farben mehr ins Graue als ins Grüne spielen; das schöne Gelb an den Flügel- und Schwanzfedern ist blasser und nicht so weit ausgedehnt. Die Jungen sind dem Weibchen in der Grundfarbe ziemlich ähnlich, unterscheiden sich aber von ihm hauptsächlich durch dunkle Schaftflecken sowohl am Ober- wie Unterkörper.

Nachdem die Pärchen auf frischem, feuchtem Boden in höherem Gestrüpp oder auf Kopfweiden, häufig auch in den Ausschlägen am Stamme von Promenaden- und



Chausseebäumen, namentlich gern an italienischen Pappeln und an gestutzten Fichten genistet und im Laufe des Sommers zwei bis dreimal ihre 4—6 weißbläulichen, schwach mit rotbraunen Flecken versehenen Eier ausgebrütet und Junge erzogen haben, die nie mit Insekten, sondern nur mit Sämereien gefüttert werden; nachdem sie weiter in stiller, wenig lebhafter Wirksamkeit Küchengärten und namentlich Hansäcker in oft recht empfindlicher Weise geplündert haben, schlagen sie sich zum Winter mit Hänflingen, Buch- und Bergfinken zu Scharen zusammen, um als Strichvögel auf den Feldern und lichten Waldstellen den ölhaltigen Sämereien nachzuspüren. Sie werden dann oft gefangen oder geschossen und hier in Münster als „Bitterfinken“ verspeist.

Während der Zeit des Brütens, welches dem Weibchen allein obliegt, sieht man das Männchen oft seltsame Kapriolen machen. Da treibt es sich auf den Spitzen der nahen Bäume herum, steigt singend in seitlicher Richtung in die Luft, schlägt die Flügel über dem Rücken zusammen, wie die Tauben oft zu thun pflegen, kehrt auf seinen Sitz zurück, um seinen Gesang mit Zugabe ganz besonderer Modulationen fortzusetzen; steigt dann wieder mit fast fledermausartigem Flug in die Höhe, als wenn es vor Vergnügen ganz außer sich wäre. Wenn aber die Jungen ihre hungrigen Schnäbel öffnen, dann beteiligt sich auch Väterchen Grünfink eifrig an der Fütterung.

Seine Nahrung nimmt er nicht bloß vom Boden auf, sondern auch von den Stengeln direkt herunter. Zur Zeit des Schnees suchen sie gern die Wacholderblüthe, welche indes bei der Vorliebe der Münsterländer für diese düsteren Gewächse als Häuserschmuck bei feierlichen Gelegenheiten mit der Zeit recht arg vermindert werden, und nehmen auch zu Blattknospen ihre Zuflucht. Von allen Sämereien entfernen sie die Schalen, um nur den Kern zu genießen; nehmen auch Sandkörner zur bessern Verdauung und schlürfen mit Vorliebe Wasser dazu. Häufige Bäder sind diesen Hänflingen, die sich als Stubenvögel vorzüglich halten lassen, ganz unentbehrlich, wobei sich die Tierchen oft so durchnässen, daß sie kaum noch zu fliegen vermögen. Im Käfig ist er ein langweiliger Geselle, der sich nur durch große Zahmheit und Zutraulichkeit auszeichnet.

Die Grünfinken erwählen nach Schacht „gleich allen übrigen einheimischen Finkenarten, die nach der Brutzeit in geschlossenen Flügen das Land durchziehen, zu ihren Schlafstätten geschützt liegende Hainungen von Buchen, Eichen, Erlen und Fichten. Zur Brutzeit aber, wo die Finken sich besondere Reviere erwählen, aus denen jeder fremde Eindringling sofort vertrieben wird, schlafen sie auch vereinzelt in dicht belaubten Kronen der Linden, Eichen, Buchen, Kastanien und der verschiedenen

Obstbäume. Liegt jedoch in der Nähe des Brutreviers ein Nadelgehölz, so ziehen sie regelmäßig abends demselben zu. Der Fink meines Baumhofes sitzt im Sommer noch spät am Abend auf dem Dachfirst und schlägt nach Herzenslust; dann aber erhebt er sich plötzlich und streicht in großen Bogen dem benachbarten Fichtengehölze zu.“

Die von Schacht hier erwähnte und auch bei anderen Vögeln vielfach beobachtete Erscheinung, daß es den Vögeln, welche ihr eigenes Brut- oder Jagdrevier behaupten wollen, immer gelingt, die Konkurrenten zu vertreiben, könnte wohl auffällig erscheinen, weil doch der zu vertreibende Eindringling meist gleich stark und auch gleichgut bewaffnet ist. Hier hilft aber auf der einen Seite der moralische Mut der Berechtigung und auf der anderen Seite das Bewußtsein der geringeren Rechtsansprüche zu einer raschen Hinneigung des Sieges nach der Seite hin, auf welcher sich das Recht des Besitzes befindet. So läßt sich ein großer Hund von einem ganz kleinen aus dessen Haus und Hof ohne Widerstand vertreiben, sowie aber die Grenze des betreffenden Gebietes erreicht ist, kehrt sich die Sache um. Der große Hund ist sich des gleichen Anspruches bewußt, den kleinen ermutigt nicht mehr das Bewußtsein seines Rechtes.

**Der Buchfink**, *Fringilla coelebs L.*,  
(L. 15,5 cm; S. 7 cm).

Zu den wenigen Arten der Finken, denen die noble Haltung und die Gabe des Gesanges den Namen der Edelfinken verschafft hat, gehört zuerst der Buchfink, der allbekannte und allbeliebte Bruder Lustig, dessen kräftiges Lied in den ersten Vorfrühlingstagen schon die Ahnung des kommenden Lenzes in uns erweckt. Immer munter und lebendig, selbst wenn der harte Wintertag ihm das Fortkommen schwierig genug macht; geschickt und gewandt beim Spiel mit seinesgleichen wie bei der Jagd auf fliegende Beute; immer glatt und schlank, ob er im Staube sich bade oder im strömenden Regen — ist dies zutrauliche Tierchen besonders bei der ärmeren Volksklasse vieler Gegenden einer der beliebtesten Singvögel für Vogelhaus und Zimmer. Der Buchfinkenschlag mit seinen beiden Variationen ist von Liebhabern aufs sorgfältigste ausgebildet und von Kennern in alle möglichen Sprüche und Worte übersetzt worden. Jeder Vogel hat seine eigene Melodie, meist aus zwei besonderen Strophen bestehend, mit deren schmetterndem Absingen der Fink stets zu wechseln pflegt, und denen er je nach Umgebung oder Erziehung eigentümliche Töne und Modulationen hinzufügt. Dr. Tendhoff hat namentlich in Buchenhochwald einen eigentümlich heiserschilkenden Ton des Buchfinken und zwar schon in der Brutzeit

vernommen, der sehr auffallend und mit dem sonstigen Warnungsrufe durchaus nicht zu verwechseln ist.

Das Federkleid läßt den Buchfinken unter den Sängern nicht weniger hervorragen. Auf den Flügeln stechen eine schmale gelbe und eine breite weiße Querbinde grell ab. Unterrücken und Bürzel sind gelblichgrau gefärbt. Die beiden äußeren Schwanzfedern tragen jederseits einen weißen Keilsfleck. Der kegelförmige, gerade, zugespitzte Schnabel ändert seine Färbung, im Frühling schieferblau mit schwarzer Spitze, wird er im Herbst röthlichweiß. Die Stirn ist schwarz, Scheitel und Nacken schön schieferblau; Ober Rücken und Schultern rötlichbraun mit hervorsimmerndem dunkeln Aschblau. Zügel, Augengegend, Wange, Kehle, Gurgel und Brust erscheinen braunrot. Diese Brustfarbe geht allmählich auf Bauch und Unterschwanzdeckfedern in weiß über. Im Herbstkleide erscheinen die Männchen heller und weniger schön, indem die gelbgrünen Federränder an Hinterhals und Rücken, und die rostgelblichen des übrigen Gefieders die schönen Farben teilweise verdecken. Weibchen und Junge sind auf der Oberseite braungrau, am Rücken olivengrün überflogen. Der Bürzel wie beim Männchen gelbgrün; die oberen Schwanzdeckfedern grau; die Wangen olivenbräunlich. Zügel, Augengegend, ein undeutlicher Streifen über dem Auge, ferner Kehle, Gurgel und Brust weißbräunlich, an der Brust dunkeler; die Weichen gelblichgrau. Flügel und Schwanz ähneln denen des Männchens.

Buchfinken in gelblichweißer Abänderung des Federkleides und mit pfirsichrotem Augenstern werden im Münsterlande nicht so sehr selten angetroffen. So schickte der Bürgermeister Borggreve zu Bevergern am 15. April 1819 einen solchen Vogel an das Königl. zoologische Museum nach Berlin. Ein ähnliches Exemplar erhielten wir 1877 vom Herrn Kaufmann P. Kentling aus Münster. Auf ihn passen auch die Worte, welche Borggreve in dem Begleitschreiben seiner Sendung beifügt: „Derselbe ist nicht ganz weiß, sondern hat einen schön citrongelben Rücken und daher für den Nichtkennner täuschende Ähnlichkeit mit einem Kanarienvogel.“

Der Buchfink ist als Brutvogel in unserem ganzen Gebiete überaus häufig, und selbst im Winter bleibt eine große Zahl Männchen bei uns, während fast sämtliche Weibchen mit den Jungen Ende Oktober und zwar meist 14 Tage früher als die Männchen uns verlassen. Dagegen kommen die Männchen im Frühjahr zuerst; und unter den großen Herden ist höchst selten einmal ein Weibchen zu finden. Diese kommen vielmehr erst zwei Wochen später ebenfalls in Scharen an, nachdem die Männchen inzwischen Zeit gefunden haben, ihren Gesang tüchtig einzuüben, mit dem sie die Gattin würdig empfangen wollen. Daß die Buchfinken, welche sonst

nicht zu den verträglichsten Brüdern zu rechnen sind, sich zur Reise mit möglichst vielen andern zusammenscharen, geschieht wohl nur im Hinblick auf die zahlreichen Gefahren der weiten Wanderungen, welche von der Mehrzahl leichter entdeckt werden, als von den einzelnen. — Nun geht es an den Nestbau, und das Buchfinkenest ist eins der schönsten und scheinbar künstlichsten in unserem Gebiete. Wir sagen scheinbar, obgleich der Nestbau der Vögel von jeher der Gegenstand der Bewunderung gewesen und selbst in naturgeschichtlichen Werken diese Kunstfertigkeit über alles Maß erhoben, ja geradezu die Behauptung aufgestellt worden ist, daß menschliche Kunst die Vögel auf diesem Gebiete auch nicht annähernd erreichen könne. Wo auch immer, so äußert sich unser Sektions-Direktor in einem Vortrage über „die Baukunst der Vögel, auf ihren wahren Wert zurückgeführt,“ wo auch immer in den naturhistorischen Werken des Fortpflanzungsgeschäftes der Vögel Erwähnung geschieht, stoßen wir bei Besprechung der Kunstfertigkeit, welche diese Tiere bei der Verfertigung ihrer Nester bekunden, auf überschwengliche Lobeserhebungen. „Wir werden — sagt James Rennie<sup>1)</sup> — die Vögel auf eine einzelne Eigentümlichkeit untersuchen, nämlich in der Übung ihrer mechanischen Kunst des Nestbaues, einer Thätigkeit, welche jene wunderbare Erfindsamkeit hervorruft, die kein menschlicher Scharfsinn anregen kann und mit welcher keine menschliche Gewandtheit zu wetteifern vermag. Jedermann wird zu der Überzeugung gelangen, daß die Vögel ebenso gut wie die Menschen, zu dem Namen Maurer, Zimmerleute und Schneider, bisweilen sogar noch mehr, wie wir, berechtigt sind, da wir bei aller unserer gepriesenen mechanischen Fertigkeit ihre Erfindsamkeit nicht erreichen können.“ Derartige Anschauungen ließen sich — von Aristophanes an, der die Vögel bereits als Künstler aufführt — zu tausenden citieren.

Manche Vögel bauen gar kein Nest; andere führen den Nestbau so künstlich aus, daß die beobachtenden Naturforscher geradezu zur Bewunderung hingerissen wurden. Eine Stufenleiter von der größten Einfachheit bis zur künstlerischen Vollendung läßt sich beim Nestbau leicht nachweisen.

Die Strauße legen ihre Eier einfach in den Sand. Die Pinguine sollen das einzige Ei, welches sie legen, zwischen ihre Schenkel klemmen und so bebrüten. Andere Vögel scharren eine einfache Bodenvertiefung, womit sie sich begnügen, noch andere füttern diese mit grobem oder feinerem Nestmaterial im Innern aus. Bei allen diesen Vögeln wird es wohl niemandem eingefallen sein, von einer besonderen Kunstfertigkeit beim Nestbau zu sprechen.

<sup>1)</sup> Die Baukunst der Vögel (nach dem Englischen.) Stuttgart 1847. S. 14.

Künstlicher verfahren schon die Eisvögel, welche Röhren in die senkrecht abfallenden Uferwände graben, und die Spechte, welche bekanntlich Löcher in Baumstämme meißeln. So mühsam derartige Arbeiten sind, so kann doch auch hier von einer besonderen Kunstfertigkeit keine Rede sein. Auch Nestmaterial schaffen sie nicht herbei. Wenn die zarten Uferschwalben bei der Anlage der wagerechten Erdlöcher auf Steine stoßen, und sich dann zum Bau einer zweiten Röhre bequemen, so ist das geradezu nur eine Geduldarbeit zu nennen.

Die meist plattförmig bauenden Raubvögel häufen zur Unterlage ihres Nestes grobes Material zusammen, der Nestnapf ist äußerst flach. Ein und derselbe Horst wird Jahre lang benutzt. So stehen die Adlerhorste seit Menschengedenken auf denselben Bäumen. Im Frühjahr wird das Nest höchstens etwas ausgebessert. Von einer Kunstfertigkeit also auch hier keine Spur.

Ganz anders scheint es sich auf den ersten Blick bei denjenigen Vögeln zu verhalten, welche beim Nestbau eine forbartig flechtende, filzende, webende oder sogar nähende Thätigkeit entwickeln.

Betrachten wir das Nest des Buchfinken, *Fringilla coelebs L.*, etwas genauer. Die wesentlichsten Angaben darüber finden wir schon bei Naumann. „Sein Nest — so sagt er — ist eins der schönsten und künstlichsten; es hat mehr oder weniger die Form einer Kugel, von welcher oben ein Stück abgeschnitten ist, wo sich die Aushöhlung befindet. Es ist ein dichtes, mehr als fingerdickes Gewebe von grünem Erdmoos, zarten Würzelchen und sehr feinen Hälmlchen, hat aber außen einen glatten Überzug von den grauen Flechten des Baumes, worauf es steht, welcher höchst wunderbarerweise mit Insektengespinnst unter sich und auf dem Neste selbst befestigt ist, so daß dadurch das Ganze die täuschendste Ähnlichkeit mit einem bemoosten Aste oder alten Storzeln bekommt, und das menschliche Auge Mühe hat, es zu erkennen. Es sieht oft wie gedreht aus. Der innere Napf ist ziemlich tief, drehrund und am oberen Rande öfters etwas eingebogen, sehr weich mit Pflanzen- und Tierwolle, Haaren und Federn gepolstert, aber so, daß manche Nester keine Federn, aber Wolle und Haare alle, und einige alles zusammen enthalten.“

Das Material, aus welchem der Buchfink sein Nest baut, ist im vorigen hinreichend genau angegeben; wir könnten noch hinzufügen, daß vielfach auch kleine Spinnengewebe, in denen die Eierhaufen eingehüllt gelegen, zum Verfilzen des Nestnapses verwendet werden; auch mancherlei Fäden, Zwirn, Baumwolle und dergl. finden wir durchflochten; überhaupt wird alles Material verwertet, das von Kunstprodukten menschlicher Industrie sich gerade in dem Nestrevier als passend erweist.

Welche Instrumente stehen denn dem Vogel bei der wunderbaren Kunstfertigkeit zu Gebote? Die denkbar einfachsten.

Berücksichtigen wir zunächst den Buchfink, so dient ihm der Schnabel als Pincette. Mit dem Schnabel ergreift er das Nestmaterial, trägt es zum Neste, legt es an Ort und Stelle. (Bekanntlich schleppen nur die Raubvögel das Nestmaterial mit den Fängen zum Horste.) Mit dem Schnabel windet er auch längere Fäden um die dünneren Äste; er zupft und zerrt mit demselben den Miststoff hin und her.

Der Leib wirkt als Stempel, einerseits durch seine eigene Schwere, andererseits bei der drehenden Bewegung desselben. Durch den senkrecht wirkenden Druck des Körpergewichtes wird der Boden des Nestes mehr und mehr verfestigt; die rotierende Drehung des Leibes ergibt die Höhlung des Nestnapfes. Hals und Schwanz werden bei dieser Arbeit emporgerichtet, wodurch die Tiefe des Nestnapfes notwendigerweise gewinnen muß. Die Beine, Füße und Flügel kommen bei dem Nestbau des Buchfinken direkt kaum in Betracht, und so reduzieren sich denn die Instrumente auf Pincette und Stempel.

Auf den ersten Blick muß bei der primitiven Einfachheit der Instrumente die wunderbare Kunstfertigkeit des Vogels beim Nestbau nur in noch grellerem Lichte erscheinen; denn wie ist es möglich, daß der Vogel mit so außerordentlich einfachen Mitteln einen solchen Kunstbau aufführt? Und doch glaube ich den Nachweis führen zu können, daß der vermeintliche Kunstbau nur das Produkt einer ganz mechanischen Thätigkeit ist; daß hier nicht eine künstlerische, nicht einmal eine kunstgewerbliche Leistung, sondern ein Produkt einfacher Kräfte des Vogels und besonderer Eigentümlichkeiten des Nestmaterials vorliegt. Dieser Nachweis wird als geführt anzusehen sein, wenn es mir gelingt, mit möglichst einfachen Werkzeugen einen solchen Kunst-Nestbau herzustellen. Ich habe ein solches Buchfinkenest angefertigt und zwar in dem Zeitraum von einer einzigen Stunde. Das künstlich gefertigte Nest ist von einem natürlichen Neste nicht zu unterscheiden, weder nach Standort und Material, noch nach Form, Bau und Festigkeit; wenigstens haben alle Naturkundigen dasselbe für ein wirkliches Buchfinkenest gehalten.

Vorher hatte ich einen passenden Holzstamm abgesägt und das Material zum Nest zusammengesucht; es lag ein loser Haufen von Fäden, Pflanzenfasern, Moos, Flechten, Pflanzenhaaren, Tierhaaren, Spinnweben, Federn und dergl. vor. Als Instrumente dienten eine Pincette und ein Reagensglas; beide — und das hebe ich hier ausdrücklich hervor, — wurden einzig und allein

mit der rechten Hand geführt. Die Finger der Hand wurden durchaus nicht benutzt. Die Pincette imitierte den Vogelschnabel; mit dem unten abgerundeten Reagensglas konnte die drehende Bewegung des Vogelleibes leicht nachgeahmt werden.

Nachdem einige Fäden mit der Pincette um die Äste des Stammes geschlungen waren, häufte ich zunächst gröberes Moos und Pflanzensajern auf das Stamm-Ende und zwischen die Astgabeln. Druck mit der Pincette und Klopfen mit dem Reagensglase gaben bald der Unterlage die nötige Festigkeit. Zu weit vorragende Hälmschen und Moosstämmchen wurden ausgezupft oder mit der Pincette einwärts gedrückt. Mit dem Aufbau der Seitenwandungen des Nestnapfes schritt ich nun allmählich vor. Mit dem Reagensglase klopfte ich — dem Körpergewicht des Vogels entsprechend — beständig auf das Nestmaterial, wodurch die Festigkeit des Nestnapfes bald erzielt war. Die innere Höhlung des Nestes wird leicht durch die rotierende Bewegung des Reagensglases bewerkstelligt; ich drehte das Glas in ähnlicher Weise, als wenn man mit einem Stempel in einem Mörser reibt. Dehnt sich bei dieser Manipulation der Nestraum zu weit aus, so verengt man ihn durch Anklopfen an die Außenseite auf die natürliche Weite.

Ins Innere trägt man schließlich die Haare, Federn, Wolle und anderes feine Material ein und rührt in derselben Weise mit dem Glasstempel anhaltend um.

Durch diese höchst einfache Manipulation und mit einer Hand vermitteltst Pincette und Reagensglas habe ich das vorliegende Nest gefertigt, welches selbst vor dem Auge des Fachkundigen nicht von einem natürlichen Buchfinkenneste unterschieden werden kann.

Um dem Nestbau auch den letzten Rest von Kunstfertigkeit zu nehmen, bleibt uns noch der Nachweis übrig, daß die Festigkeit des Nestes auf die Eigentümlichkeiten des Nestmaterials zurückzuführen ist und nicht in der Genialität des Vogels begründet liegt.

Die Festigkeit der Nester wird durch die Verfilzung des Materials erzielt, was schon James Kennie<sup>1)</sup> hervorhob. Der hauptsächlichste Stoff aller dieser Nester, von wie vielem Material sie auch gefertigt sein mögen, ist feine Wolle, womit Moos, Flechten, Spinnweben, Baumwollenbüschel und Fäden oder Rindenschuppen verfilzt sind. Das Nest des Vogels, wenn es eben beendet und noch nicht durch Stürme umhergestoßen, oder der Abnutzung durch Brütung und Aufzucht der Jungen ausgesetzt gewesen ist, zeigt an der Oberfläche eine solche Glätte, als wäre dasselbe von dem Hutmacher zusammengefilzt worden; an der Innenseite ist

<sup>1)</sup> l. c. Seite 189.

das noch mehr der Fall. Das Verfahren des Filzens ist beim Nestbauen ebensowohl wie beim Hutmacher von dem Bau der Wolle, Haare, überhaupt des Nestmaterials abhängig. Alles Pelzwerk, Haare, Wolle, auch die anscheinend glatten Pflanzenfasern, sind voll Ungleichheiten, obgleich sie sich weich anfühlen und ansehen. Durch diese Ungleichheiten haben die Fasern sich aneinander und werden durch den Druck der Bewegung dichter zusammengebracht, so daß sie den so erlangten Halt beibehalten und nur durch große Kraft sich trennen lassen. Dies ergibt sich auch aus der mikroskopischen Untersuchung der Haare, namentlich der Wolle. Das Oberhauthäutchen des Wollhaares ist schuppig und macht eben dadurch die Oberfläche rauh. Selbst die Oberfläche der scheinbar glattesten Haare ist mit Unebenheiten dicht besetzt. Auch experimentell lassen sich diese Verhältnisse erschließen. Man nehme ein Haar von der Länge einiger cm, reibe es zwischen Finger und Daumen und man wird immer finden, daß das Haar eine fortschreitende Bewegung zur Richtung der Wurzel zeigt, woraus sich ergibt, daß die Rauheiten nach der Spitze hin gerichtet sind, und daß die dachziegelartig gelegte Oberfläche jede Bewegung in entgegengesetzter Richtung verhindert. Bei den Haaren einiger Tiere sind diese Unebenheiten der Oberfläche sehr bedeutend, z. B. im Pelze des Maulwurfs und der Fledermäuse. Bei der Filzfabrikation werden infolge dieses ziegelartigen Baues die einzelnen Fasern, von einem nassen Pelz oder Wolle auf eine Tafel gebreitet und mit Leinentuch in verschiedene Richtung gedrückt, sich nach der Richtung ihrer Wurzel in derselben Weise bewegen, wie das zwischen den Fingern in obigem Versuche geriebene Haar. Die verschiedenen nach jeder Richtung so bewegten Fasern werden in einander verwoben und vereinigen sich in eine fortlaufend zusammenhängende Masse. Die Ausdehnung des ziegelartigen Baues durch Wärme und Nässe erleichtert die Verfilzung sehr. Wegen dieser Neigung zum Filzen werden wollene Tücher und Strümpfe beim Waschen dicker und enger, wie das den Damen hinreichend bekannt ist. Auf diese Weise ist die Festigkeit des Nestmapfes durch den Bau des Materials bedingt. Der Vogel braucht nur Druck und drehende Bewegung auf dasselbe einwirken zu lassen, und die Festigkeit steigert sich von selbst bis zur Solidität des Filzes.

Ich habe auch das Material der hängenden Nester der Webervögel (*Ploceus*) mikroskopisch untersucht und gefunden, daß die schmalen Blätter der exotischen Seggengräser, welche vorzugsweise zum Nestbau verwertet werden, an den Rändern sägezahnartige Unebenheiten haben. Man fühlt diese auch schon mit den Fingern; oft bilden sie eine Schneide, welche die Haut bis zur blutigen Verwundung zerfägen kann.



Diese Kieselsäure-Häkchen und Zähnen sind es eben, welche bei dem Nestbau das Material so äußerst stark aneinander verfestigen.

So finden wir das allermeiste Nestmaterial mit Unebenheiten, Rauheiten auf der Oberfläche bedeckt, und diese sind es eben, welche die mehr oder weniger zarten Fäden beim Zerren und Drücken verfilzen.

Es giebt jedoch auch feinfadiges Nestmaterial, dessen Oberfläche auch bei mikroskopischer Untersuchung sich als glatt erweist. Dazu gehören namentlich manche Pflanzenhaare, wie z. B. Baumwolle, die Samenwolle der weidenartigen Gewächse und des Kolbenrohrs (*Typhaceen*). Und doch sind diese zur Fertigung von Filznestern mehr wie geeignet. Diese Fasern sind dann aber so dünn und zart, daß sie sich anderen rauhen Körpern äußerst dicht und eng anschmiegen. So läßt sich z. B. *Typha*-Wolle nur mit größter Mühe und Sorgfalt mit der Bürste von unseren Kleidungsstücken, namentlich wenn sie aus Wolle gefertigt sind, entfernen. Auch unter sich verfilzen derartige Pflanzenhaare äußerst fest. Deshalb wählen die Beutelmeisen gerade dieses Material zu ihren bekannten Filznestern, welche frei hängend an einem biegsamen Stiel über dem Wasser schweben.

Schließlich sei noch der Klebstoffe Erwähnung gethan, deren die „mauernden“ Vögel beim Nisten sich bedienen. Die Salanganen benutzen einzig und allein ihren Speichel zur Fertigstellung ihrer hornartigen Nestnäpfschen; andere Species derselben Vogelfamilie nehmen schon Pflanzenstengeln zu Hülfe, z. B. *Collocalia spodiopyga*. Ganz in ähnlicher Weise verfahren unsere einheimischen Segler, *Cypselus apus*; sie verfestigen Strohhalme, Heublättchen und dgl. mit ihrem Speichel. Dagegen nehmen unsere eigentlichen Schwalben erdige Substanzen, welche sie, mit Speichel vermischt, zu ihren bekannten Nestern vermauern. In ähnlicher Weise mauern die Kleiber, *Sitta europaea*; auch den Tukanen soll diese Gewohnheit eigen sein. Während so die Schwalben ihre Nester von außen mauerartig fest anlegen, verputzen andere Vögel ihre Nester von innen mit einem festen Ueberzuge. So ist der Nestnapf der Singdrossel, *Turdus musicus*, stets hart ausgeschmiert, und bei der Schwarzdrossel findet man dieses recht häufig. Es leuchtet ein, daß in allen diesen Fällen die Festigkeit auf Rechnung des klebenden Speichels oder Schleimes zu schreiben ist.

Somit wäre die „wunderbare Kunst des Nestbaues der Vögel, womit keine menschliche Gewandtheit zu wetteifern vermag, und die wir bei aller gepriesenen mechanischen Fertigkeit nicht erreichen können“ sollen, auf die einfachste mechanische Thätigkeit zurückgeführt. Selbst die so sehr bewunderten Filznestern, woran die Vögel Tage lang arbeiten, stellen wir in kürzester Frist ebenso „kunstvoll“ her;

und zwar einzig und allein mit dem sich verfilzenden Material, einer Pinzette und einem rotierenden Stempel.

Der Buchfink legt sein Nest, dessen Schönheit uns nach wie vor stets erfreuen wird, meist auf Bäumen an, und da es äußerlich mit Baumsflechten, dem jedesmaligen Standorte entnommen, bedeckt ist, gleicht es ganz und gar einem Aststummel, oder es hebt sich doch nicht merkbar vom Stamme ab. Dasselbe hat die Form einer oben abgeschnittenen Kugel, ist fingerdick aus grünem Moos, Würzelchen, Härchen und Federchen zusammengefügt und innen sehr weich mit Pflanzen- und Tierwolle, Haaren und Federn ausgepolstert. In Münster steht es äußerst oft in den Hainbuchenhecken der Gartenstiegen. In dieses Nest nun werden beim ersten Male 5—6 blaugrünlliche Eier gelegt, deren braune Brandflecken oft rötlich umrandet sind; das zweite Gelege umfaßt nur 3, höchstens 4 Eier; bei der Bebrütung lösen die Gatten einander ab. Auch die Fütterung der Jungen wird von beiden Teilen besorgt und zwar mit Insekten; an die spätere Hauptnahrung ihres Lebens, an Sämereien gewöhnen sich die Jungen erst, wenn sie mit den Alten ausfliegen und diese die Körner aufspicken sehen.

Durch diese Insektennahrung wirken die Buchfinken recht nützlich, namentlich indem sie von den Knospen und Blättern unserer Obstbäume viele kleine, schädliche Käupchen ablesen, so daß man es ihnen wohl verzeihen kann, wenn ihre Scharen zuweilen auf unseren Gartenbeeten lästig werden und Spinat-, Salat- und andere Samen wegfressen, die wir lieber für uns behalten hätten.

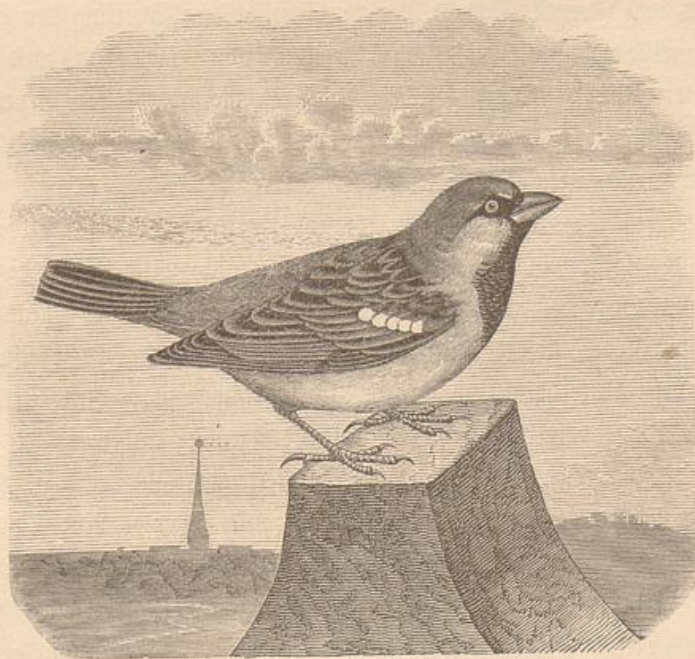
Wo höher nach Norden hinauf, jenseits des 65. Breitengrades, der Buchfink schon nicht mehr leben mag, da tritt **der Bergfink**, *Fringilla montifringilla L.*,\* (L. 15,5 cm; S. 5,7 cm) an seine Stelle, der unser Land nur im Herbst und Winter, von der Frostnot seiner Heimat nach Süden vertrieben, vorübergehend besucht. Durch eine gelbrote und weiße Querbinde auf den Flügeln, den seitlich schwarzen und in der Mitte weißen Unterrücken und die rostfarbene Brust von unserm Buchfinken unterschieden, an Wohlklang und Fertigkeit des Gesangs hinter diesem zurückstehend, kommt der Bergfink zum Oktober oft in ungeheuren, nach Tausenden zählenden Heeren hierher. In Wäldern und Feldern treiben sie sich Nahrung suchend umher; in Gesellschaft von Buchfinken, vor diesen schon von weitem durch die wagerechte Körperhaltung erkennbar, kommen sie in unsere Dörfer und Städte, um bei längerem Schneefall noch weiter nach Süden zu flüchten. Da dieser Fink den Harz außerordentlich häufig heimsucht, wird er im Münsterlande und in Paderborn auch wohl Harzfink genannt. Seine Eier ähneln zum Verwechseln denen des

Buchfinken. In der Gefangenschaft kommen diese Vögel unsers Wissens nicht zur Fortpflanzung.

Wir beschreiben noch das Gefieder der alten Männchen im Winterkleide: Kopf, Wangen, Nacken, Hals und Ober Rücken glänzen bläulichschwarz; diese Farbe tritt jedoch nur an einem Flecken jederseits am Hinter Scheitel und einem Längsstreifen an den Seiten des Hinterhalses rein hervor, während sie im übrigen durch gelbbraune oder hellgraue Federränder verdeckt wird. Im Frühling und Sommer verschwinden diese gelbbraunen Federränder durch Abschleifen, es werden dann Kopf, Wangen, Hals und Rücken tiefschwarz mit bläulichem Schimmer. Das Weibchen hat Ähnlichkeit mit dem Männchen im Winterkleide, ist aber mehr graubraun und unansehnlicher gefärbt.

**Der Haussperling, *Passer domesticus* L.,**  
(L. 15,8 cm; S. 6 cm).

Der zahlreichste Vertreter der fast 20 Sperlingsarten, welche sämtlich der alten Welt angehören, ist als der frechste und zudringlichste Vogel weltbekannt. Wo nur ein Europäer Haus oder Hütte angelegt hat, dahin ist der Sperling ihm



Haussperling. (Fig. 13).

freiwillig gefolgt oder mit Absicht hinverpflanzt worden und da fühlt er sich wohl. Wo nur ein Dach ihm Gelegenheit bietet, sein weitläufiges, unordentliches Nest anzulegen, da baut er sich an. In den Gassen der volkreichsten Städte, wo nur hie

und da ein Gärtchen ihm einige Freiheit gestattet, wie um das Gehöft des einsamen Farmers ist er zu finden. Und diese unverwüßliche Anhänglichkeit an den Menschen und sein Haus hat ihm viele Freunde verschafft, obwohl er im Grunde genommen ein ganz nichtsnutziger Bursche ist. Seine angeborene Frechheit und der lehrreiche Umgang mit dem Menschen hat ihm noch überall durchgeholfen, und seine hochentwickelte Schlaubeit, durch keinerlei edlere Regungen jemals und irgendwie beeinflusst, setzt ihn über Gefahren hinweg, denen andere Vögel längst unterlegen wären. Jeder Art von Verfolgung, wenn sie auch durch ihre Neuheit den Sperling anfangs zu überraschen und zu überrumpeln vermag, weiß er sehr bald mit dem größten Raffinement auszuweichen, worüber jeder neue Erfahrungen sammeln kann, der sich mit der Verfolgung dieser Schlauberger beschäftigen will. Dazu ist seine Vermehrung so stark, daß eben nur ein allseitiges Massenaufgebot imstande wäre, ihn in einem Gebiete gänzlich auszurotten. Soweit darf man es aber doch nicht treiben, wenn auch alles in allem genommen sein Schaden weit größer ist als sein Nutzen und in rascher Potenz sich steigert, wo der Sperling in allzu freundlicher Duldung zu größeren Scharen heranwächst. Hat doch Freund Schacht, der gewiß nicht dem Sperling den Vernichtungskrieg erklärt wissen will, sich gezwungen gesehen, ihnen sein Haus und seine nächste Umgebung streng zu verbieten, weil sie durch Beschlagnahme der Brutkasten, durch ihr ewiges Lärmen und Lamentieren und durch ihre allzugroße Frechheit alle übrigen, ohne alle Frage nützlichen Vögel, selbst die Stare, vertreiben.

In gewissen Schranken gehalten können wir uns seine Existenz schon gefallen lassen; denn wo sonst kein anderer Vogel zu sehen und zu hören ist, da belebt dieser Proletarier der Vogelwelt auch die abgelegenste Gasse und bietet zu allen Zeiten in Sommer und Winter, in Überfluß und Not durch sein lebhaftes, dreistes und ungeniertes Gebahren Unterhaltung und Abwechslung in dem wüsten Treiben unserer Städte. Wo der Fabrikarbeiter wohnt, dessen Umgebung andere Vögel gern meiden, da legt der geschmeidige Spatz aus Gefälligkeit gar auch ein rauchgeschwärztes Gewand an; und wo eine Fuhrmannsherberge mit erhöhter Lebhaftigkeit umgeben ist, da hüpfst der zudringliche Gast unbeängstigt zwischen den Füßen der Pferde und den Rädern der Karren herum und tafelt mit dem friedfertigen Gaul vor der Hausthür aus einer Krippe. Wer sich den unfeinen Gesellen zum Freunde machen will, darf ihn nur freundlich behandeln; der Sperling schließt schnell Bekanntschaft und wird ein täppisch zutraulicher, schwerfällig anhänglicher Genosse.

Beim Männchen sind die Stirn und Mitte des Scheitels bis auf den Nacken hinab düster aschgrau oder braungrau; die Seiten des Kopfes hinter den Augen

bis an die Seite des Halses und des Nackens kastanienbraun; Zügel und Unterschnabelwurzel schwarz, welche Farbe sich unter dem Auge bis an die Ohrengegend als schmaler Streifen hinzieht. Die Wangen sind blaßgrau, unter demselben ein großer weißer Fleck, welcher neben der Kehle bis an die Schnabelwurzel geht. Der Hinterhals ist graubraun, der Rücken und die Schultern hellrostbraun, schwarz gestreift; Unterrücken und Bürzel schmutzig gelblichaschgrau. Die Kehle und Gurgel sind bis auf die Kropfgegend herab schwarz; die übrige Unterseite bräunlich weißgrau. Die kleinen Flügeldeckfedern sind rotbraun; die Spitzen der mittleren bilden eine gelblichweiße Querbinde; die größeren haben rostfarbene Ränder; die Schwingen und Schwanzfedern, matt schwärzlichbraun, sind bräunlich gesäumt. Da im Herbst sämtliche Federn graue Ränder tragen, werden alle Farben unreiner. Das Weibchen und die Jungen weichen von dem Männchen nicht unbedeutend ab. Sie besitzen einen schmutzig rostgelben Streifen über dem Auge, sind am Kopf und dem ganzen Oberkörper braungrau, auf dem Rücken schwärzlich gefleckt und an der Unterseite schmutzig weißgrau.

Wir haben bei Münster mancherlei farbige Abänderungen gefunden. So gleicht ein Exemplar in seiner dunkleren Färbung der Varietät, welche von den Vogelfundigen als „italienischer Sperling, *Passer cisalpinus Temm.*“, aufgestellt wurde. Weiße Sperlinge (Albinos) treten hier viel häufiger auf, als schwarze.

Auch erhielten wir einen Sperling mit fast ganz verkümmertem Oberschnabel.

Das sonderbarste Vorkommen dürfte aber ein hyperpneumatischer Sperling sein, über den wir nach einem Vortrage unseres Sections-Direktors folgendes hier mitteilen.

Das Luftfüllungsvermögen d. h. die Fähigkeit der Tiere, Luft in die verschiedenen Körperorgane hineinzutreiben, hat sich nach verschiedenen Richtungen sehr mannigfaltig ausgebildet. Ich möchte einen dreifachen Typus unterscheiden, je nachdem das Aufblähen von dem Verdauungstraktus, von dem Atemungssystem oder von den Choanen und der eustachischen Trompete aus erfolgt. Ebenso verschieden ist auch der Zweck des Aufblähens. Die gereizten Kröten erreichen bei demselben mehr als das Doppelte ihres Körperrumfangs, wobei sie eine schreckhaftere Gestalt annehmen und auch dem Verschlungenwerden von Seiten anderer Tiere einen größeren Widerstand entgegensetzen. Puff- und Kreuzottern werden durch Aufblähen gewiß keine angenehmere Erscheinung abgeben. Die männlichen Tauben blasen ihren Kropf auf, um in dieser Gestalt ihren Weibchen mehr zu gefallen. Der Krippenseger verschluckt Luft in Magen und Gedärme, sodaß der Reiter den Sattel auf einer solchen Rosinante nicht festzuschwappen imstande ist. Endlich steht die Einführung von Luft in den

Körper bei den Insekten und Vögeln unzweifelhaft mit dem Flugleben dieser Geschöpfe in innigster Beziehung.

Bei den meisten Vögeln werden sogar die Knochen hohl; bei manchen finden sich größere, blasig umschlossene Räume zwischen den Eingeweiden, sowie unter und in der Haut. Alle diese Hohlräume können dann mit Luft gefüllt werden. Man bezeichnet diese Eigentümlichkeit im allgemeinen mit Pneumatizität. Die Entwicklungsgeschichte zeigt uns, wie im embryonalen Leben einzelne Lungenbläschen sich erweitern, sich zwischen die Eingeweide drängen und in die Knochen hineinwachsen. Das Mark wird resorbiert und an dessen Stelle werden dann die Knochen mit Luft gefüllt. Die Schädelknochen erhalten die Luft nicht von der Lunge, sondern von den Choanen und der eustachischen Trompete aus. Es wird bei den Vögeln lediglich durch ihre Pneumatizität die Erleichterung des spezifischen Gewichtes bewirkt, während das Lungenhöhlensystem außerdem bei der Atmung eine Rolle spielt.

Die Pneumatizität geht mit der Ausbildung des Luftlebens bezüglich des Flugvermögens gleichen Schritt. Die nestjungen Vögel haben noch Mark in den Knochen, sind sie flügge, dann wird dasselbe von der Luft verdrängt. Andererseits sind die flugunfähigen Vögel, wie die Strauße, nicht pneumatisch, während bei den besten Fliegern die Pneumatizität den höchsten Grad der Ausbildung erreicht.

Nach diesen Vorbemerkungen mag die Beschreibung eines höchst sonderbaren und seltenen Falles hier eine Stelle finden. Am 4. Juli 1884 erhielt ich von Drensteinfurt ein kleines Postpaket von Herrn Edmund Hartmann, Uhrmacher, Gold- und Silberwaarenhandlung, nebst nachstehender Bemerkung: „. . . übersende hierbei einen jungen Sperling, welcher in demselben aufgeblähten Zustande, wie er sich jetzt befindet, heute Morgen 7 Uhr noch lebte. Er ist auf dem Gehöfte des Herrn Kullhoff im hiesigen Kirchspiel gefangen. Da es aller Wahrscheinlichkeit nach etwas höchst seltenes ist, wird er Ihnen hiermit als Geschenk übersandt.“

Der vorliegende Sperling ist ein flüggendes Nestjunges, von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 12 cm lang. Der ganze Vogel ist normal gebildet bis auf die ungeheure luftig-blasige Auftreibung der Haut über Kopf und Hals. Im Nacken liegt die Haut 3 cm hoch aufgetrieben. Dadurch erhält der Vogel ein überaus dickköpfiges Ansehen. Die Kopf- und Halshaut ist an diesen Stellen außerordentlich dünn, an einigen nicht befiederten Stellen glasartig durchsichtig, sodaß man durch die Haut den Umriss von Schädel und Hals deutlich sehen kann.

Ob und wie diese luftige Hautaufreibung mit der sonstigen Pneumatizität in Verbindung bezüglich Beziehung steht, kann nicht entschieden werden, bis eine anatomische

Untersuchung stattgefunden haben wird, welche ich deswegen noch nicht gern anstellte, um den höchst sonderbaren Vogel intakt zu erhalten.

Es war ein ziemlich schweres Metallgewicht, an die Füße gebunden, nöthig, um den Vogel in dem mit Alkohol gefüllten Präparatenglase unterzutauchen.

Da der Allerweltsvogel Spatz wohl allgemeineres Interesse beansprucht, wollen wir die hier noch anderweitig über ihn gemachten Beobachtungen und Erfahrungen anführen. Und da müssen wir zunächst konstatieren, daß bei unseren Untersuchungen des Inhalts von Kropf und Magen wohl Körner, Brot und Küchenabfälle, nicht aber Nester von Raupen, Käfern und dergl. gefunden worden sind. Daß er solche Kerse aber fängt und verzehrt, und namentlich seine erste Brut mit Insekten und dergl. füttert, ist nicht zu leugnen. Von Traubenspalieren, Kirichen, Erbsenbeeten *rc.*, wo Neße, Lappen, Reiser, Klappern nichts helfen, muß der zudringliche Plünderer durch Leimruten weggefangen werden.

Es kommen viele junge Spazen um, weil vor ihrem Flüggewerden die liebeslustigen Alten schon wieder auf neue Brut ausgehen und dann die alte vollständig vernachlässigen.

Ein Herr Weining in Borghorst will beobachtet haben, daß einem Spazeweibchen, dem ein Knabe das gelegte Ei jedesmal weggenommen hatte, so nach und nach 54 Eier ausgeführt worden sind.

Inbezug auf das Übernachten unserer Sperlinge teilt Schacht folgendes mit. Als sehr schlaue aber auch sehr behäbige Leutchen erwählen sich die Sperlinge den größten Teil des Jahres hindurch äußerst geschützte und warme Schlafstellen unter Sparren und Gesimsen, in Mauerlöchern, Schwalbennestern und auch in ihren eigenen Nestern. Sie scheinen die Annehmlichkeiten eines weichen Federbetts wohl zu kennen und zu schätzen, denn jede Feder, jedes Wollklümpchen, von ihren aufmerksamen Augen entdeckt, wird zur Auspolsterung ihrer Schlafstätten gewissenhaft benutzt. Nur die jungen Vögel beziehen im Sommer und Herbst blätterreiche Bäume, wie Kastanien, Linden oder auch Weinstöcke am Hause, später aber nächtigen sie stets an geschützten Orten. Auf dem Lande wird ihnen das Übernachten unter den Sparren der Dachkammern und Böden oft verderblich, da man sie nächtlicher Weile aus ihren Winkeln stöbert und beim Schimmer einer Laterne, von der aber nur eine Scheibe frei sein darf, einfängt.

Das Nest ist ein unordentlicher, wüster Bau, ein Konglomerat von langen Strohhalmen, trockenem Graße, Papierstückchen und was er sonst auf der Straße finden mag; inwendig ist es aber mit einer Masse Federn warm ausgepolstert. Es

steht meist ziemlich hoch an Gebäuden jeder Art unter dem Dach, hinter Sparren, alten Brettern, in Gerüstlöchern, alten Schwalbennestern, sehr gern auch in ausgehängten Brutkasten. Bisweilen geschieht es auch, daß der Spatz seine Wohnung frei, hoch in den Spitzen der Bäume aufschlägt. Es ist dann groß und einem kleinen Elsterneste nicht unähnlich. Tenckhoff hat in Paderborn zweimal beobachtet, daß in der Stadtpromenade 2—3 solcher Nester nebeneinander standen. Die Eier, 4—6 an der Zahl, sind verhältnismäßig groß und lang gestreckt; ihre Färbung ist sehr wechselnd, auf weißem Grunde bald sehr stark, bald nur schwach grau gestrichelt oder gefleckt. Er brütet im Jahre wohl fünfmal.

Auf dem Aste eines in meinem Garten ganz in der Nähe der Schule befindlichen Apfelbaumes — schreibt Lehrer Holtmann in Albersloh — hatte sich ein Buchfink eine Stelle zum Nestbau ausersehen. Meine Schüler, welche mich zuerst darauf aufmerksam machten, freuten sich, so ganz in der Nähe das Brutgeschäft bequem beobachten zu können. Ich selbst konnte es nicht übers Herz bringen, gegen die Ansiedelung zu protestieren, wiewohl der emsig in der Bauthätigkeit begriffene Vogel hin und wieder die Aufmerksamkeit des einen oder andern Schülers vom Unterrichte ablenkte. Das Nest war eben fertig, als eines Tages die Kinder mit Bestürzung gewahrten, daß ein alter Spatz sich demselben in bedenklicher Weise genähert hatte. Ich sah hin und bemerkte, wie der übermütige Gesell richtig schon anfang, sich zerstörende Eingriffe in das mühsam zustande gebrachte Kunstwerk zu erlauben. Es war sofort ersichtlich, daß auch er eine Ansiedelung geplant hatte und die Beschaffung seines Nestmaterials sich möglichst bequem machen wollte. Mit einem Fegen vom Buchfinkenest flog er davon. Gleich darauf war er wieder da, um das Ausführungsgeschäft fortzusetzen. Nach ein paar Stunden war das Buchfinkenest vollständig abgetragen und als Material zum Sperlingsnest verwandt. Ich habe früher schon wiederholt die Wahrnehmung gemacht, daß ein auf einem Obstbaum gebautes Buchfinkenest nach einigen Tagen bis auf die letzte Spur wieder verschwunden war. Ich nahm dann ohne weiteres die Kage in Verdacht. Wie oft mag die Kage mit Unrecht einer Zerstörung beschuldigt werden, welche der frevelmütige Spatz verübt hat. —

**Der Feldsperling, *Passer montanus L.*,**

(L. 14,6 cm; S 4,5 cm),

sozusagen der auf dem Lande geborene und erzogene, insfolgedessen aber weniger dreiste und weniger geriebene Bruder unsers Hausperlings, unterscheidet sich äußerlich dadurch



von diesem, daß alle Kleider in der Färbung stets gleich sind; auch ist der Feldsperling minder kräftig als der Hausperling. Bei Männchen, Weibchen und Jungen ist der ganze Oberkopf kupferbraun, die Wangen weiß mit schwarzem Mittelflecke; ein weißes Halsband ist schwach ausgeprägt. Die Flügel tragen zwei helle Binden. Auch er könnte höchstens aus ästhetischen Rücksichten vor gänzlicher Vernichtung verschont bleiben, denn er ist imstande, dem Landwirt den Ertrag seiner Gersten- und Weizenfelder gänzlich zu vernichten. Dagegen läßt er Trauben, Kirschchen, Erbsen und dergl. meist unberührt. Die Jungen schlagen sich bald zu großen Flügen zusammen und wehe dem Gerstenfelde, in dessen Nähe eine Hecke sich befindet. Mit unverschämter Dreistigkeit fliegen sie, aus dem Felde aufgeschreckt, in diese Hecke, um kurz darauf wieder zur Zerstörung zurückzukehren. Hat man einigemal mit der Flinte in die aufstrebenden Scharen gedonnert, dann ducken sie sich sofort, daß man sie nur mit dem Hunde wieder austreiben könnte. Der Schaden ist aber gerade darum so erheblich, weil die Spazzen viel mehr Körner abrupsen als sie verzehren. Sie fassen nämlich mit dem Schnabel nicht selten die Ähren am unteren Teile und lassen sie durch den Schnabel laufen. Natürlich bleiben bei dieser Manipulation nur wenige Körner zurück, die meisten fallen auf den Boden, und der Attentäter hält es nicht einmal der Mühe wert, sie aufzulesen, sondern arbeitet an anderen Ähren weiter. „Er übernachtet, wie Schacht mitteilt, viel lieber als der Hausperling auch den Winter hindurch in Hecken und Gebüsch, am liebsten von Hain- und Rotbuchen, weil diese oft ihren trockenen Blättereschmuck bis zum Frühlinge tragen. Diese Schlafstätten werden alle Abende wieder aufgesucht, wobei es aber jedesmal ein schreckliches Gezeter absetzt. Auch Baumhöhlen, vorzüglich in Kopfweiden, und Brutkasten werden zu Schlafstätten benutzt. So sind alle in der Nähe meines Hauses hängenden Brutkasten den ganzen Winter hindurch von Feldsperlingen besetzt, die oft schon an den heiteren Oktobertagen Federn zur Auspolsterung herbeischleppen. Daß hierbei nach alter deutscher Sitte die verehelichten Pärchen mit einem Federbett fürlieb nehmen, habe ich schon mehrfach beobachtet.“ Seine Nester legt der Feldsperling am liebsten in alten Kopfweiden, Obstbäumen an, auch Brutkasten verschmäht er nicht. Dasselbe ist seines Veters Nester ähnlich und die 4—6 Eier sind auch so gezeichnet, doch auch wohl braun gefleckt, aber fast um die Hälfte kleiner. Die Zahl der Bruten beträgt 3—4.

Ihr Todfeind ist der Sperber, vor dessen häufigen Angriffen sie sich, wenn möglich, dadurch schützen, daß sie in die nächste Hecke stürzen und dort trotz aller Manöver unbewegt hocken bleiben, bis der böse Feind die Jagd aufgegeben hat.

Der Name „Feldsperling“ ist in sofern nicht ganz bezeichnend, weil auch er in Städten, namentlich in solchen, welche viele Gärten enthalten, wie z. B. in Münster recht häufig angetroffen wird.

**Der Fichtenkreuzschnabel, *Loxia curvirostra* L.,**

(L. 16 cm; S. 5,4 cm).

In den Nadelholzwaldungen des Sauerlandes und des Teutoburger Waldes ist dieser wunderliche Kreuzschnabel als spärlicher Brutvogel zu finden. Recht als wenn ihm das Herausklauben des Samens unter den Schuppen der Nadelholzzapfen her besonders ermöglicht und erleichtert werden sollte, greifen die hakig gebogenen Spitzen seines Schnabels gekreuzt nebeneinander, sodaß der Unterschnabel bei dem einen links, bei dem andern rechts neben dem Oberschnabel aufragt. Nachdem sie die Spitzen der einzelnen Schuppen der Kieferzapfen quer abgebissen oder auch bei großschuppigen Zapfen die Schuppen der Länge nach aufgeschlitzt haben, fassen sie mit dem Schnabel unter dieselben, heben sie oder spreizen ihre Hälften und kommen so zu dem Samen. Aber auch andern Samen, wie von Hainbuchen und Ahorn, sowie Obstkerne weiß er geschickt aufzubrechen, und um sie zu erlangen, schwärmt er in kleineren Trupps von Ende Juni an bis in ihren günstigsten Erntemonat, den Oktober hinein, im Lande umher. Im Klettern fast so geschickt wie die Papageien, sind die Kreuzschnäbel aber im Gegensatz zu diesen Schreihälsen beim Plündern der Samenbäume so still, daß nur die fallenden Hüllen ihre Anwesenheit und die Gründlichkeit ihrer Aufräumarbeit verraten.

Bei Rheine erschien nach den hinterlassenen Aufzeichnungen des Justizrates Meyer „in den Monaten Julius und August 1801 der Kreuzschnabel in beträchtlicher Anzahl; früher war er dort nie bemerkt; er klaubte die Kerne aus dem Obste und ging auch den Vogelbeeren nach; im September war er wieder verschwunden. Einige Jahre später wurden jedoch nur wenige und auf kurze Zeit bemerkt. In der Umgegend von Münster, wie Altum in seiner Forstzoologie Band II Seite 127 der 1. Auflage erzählt, überschwemmte dieser Vogel 1866 Ende Juni und Anfang Juli alle Gärten, wo er sich durch Ablefen einer großen Menge von Blattläusen von den Obstbäumen auch noch nützlich machte.

In den schützenden Fichtenbäumen, von deren dunklem Grün sich die gelbroten Männchen schön abheben, legen sie ihre Nester an und wählen weitabstehende Äste dazu, derart daß ein überhangender Zweig das Nest deckt. Dasselbe ist fest und zierlich gebaut. Die Eier sind auf bläulichweißem Grunde sparsam mit einzelnen blutroten Flecken besetzt und müssen in den Wintermonaten von dem Weibchen schon

warm gehalten werden, auch wenn es noch nicht brütet. Denn die Fülle der Nahrung bedingt bei den Kreuzschnäbeln nicht blos ihren Aufenthaltsort, sondern sogar ihre Brutzeit, so daß auch im Dezember und Januar fogut wie zu jeder andern Zeit des Jahres Nester, Eier und Junge zu finden sind.

Da im nördlichen Deutschland eine zweite ähnliche Art, der **Kiefernkreuzschnabel**, *Loxia pityopsittacus* *Bechst.\** (L. 17 cm; S. 8,8 cm), zuweilen angetroffen wurde, so dürften die unterscheidenden Merkmale hier eine passende Stelle finden.

Bei dem Fichtenkreuzschnabel ist der Schnabel weit länger als hoch, die Firsche und der Kiel schwach gebogen. Die Kieferspitzen sind lang und schlank ausgezogen, und die untere so weit aufwärts gebogen, daß sie deutlich über die Firsche hervorragt. Der Schnabel des Kiefernkreuzschnabels hingegen ist in allen seinen Teilen klobiger; gerade gemessen ist er kaum länger als hoch; die Firsche stark abwärts gebogen mit kurzer dunkler Spitze, woher die lateinische Bezeichnung dieses Vogels, welche soviel als Kiefernpapagei bedeutet. Auch ist dieser Vogel größer und stärker als der vorige. In der Färbung weicht er in jedem Alter und Geschlechte von diesem nicht ab. Beim alten Männchen leuchten Oberkopf, Nacken, Wangen und Unterseite hochrot; der Ober Rücken dunkler mit Braungrau vermischt; dagegen ist der Bürzel etwas heller rot, als die Unterseite. Die dunkelbraunen Flügel- und Schwanzfedern besitzen dunkelrote Ränder. Die jüngeren Männchen sind in der Färbung sehr verschieden, jenachdem sie ein- oder zweimal gemausert; es giebt dunkel zinnoberrote, gelbrote, grüngelbe und gelbe. Die unvermauserten Jungen sind grau, grünlich überflogen und braunschwarzlich gefleckt und gestrichelt. Das Weibchen bleibt grau, an Kopf, Rücken, Brust und Bürzel mit gelbgrünlichem Anfluge.

**Der gemeine Simpel**, *Pyrrhula europaea* *Viell.*,

(L. 16,6 cm; S. 6,7 cm).

Wie jetzt in jedem anständigen Hause, ja fast in jeder Etage aller solcher Häuser ein Klavier zu finden und zu hören ist, so vernahm man vor Jahrzehnten noch aus den Häusern der Straßen heraus, wo die kleineren Handwerker und Händler zusammenzuwohnen pflegten, die Liedchen der Simpel oder Dompfaffen, Goldsinken oder Blutsinken, wie dieser beliebte Stubengenosse verschiedentlich benannt wurde. Der Meister bei der Näharbeit, der Händler, der im bescheidenen Laden auf die seltenen Kunden wartete, pfiß dem kleinen Liebling eins unserer so einfach schönen Volksliedchen vor, bis der aufmerksame Schüler es von Ton zu Ton, von Satz zu Satz vollständig und richtig nachpfeifen konnte. Daneben mußte der besiederte Studiosus den Deckel seines Futterkastchens selber erst heben und damit eine

kleine Schelle in Bewegung setzen, ehe er zu den beliebten Hansförnern gelangen konnte. Und das Tröpfchen Wasser, dessen er ab und zu bedurfte, holte er sich mit einem Fingerhut an kupfernem Kettchen erst aus der Tiefe herauf. So erfüllte und erfreute das kleine bunte Vögelschen gar oft das sonst freundlose Leben manches armen Menschenkinds und zauberte manchem Kranken und Krüppel ein Stückchen Gottes schöner Natur in die dumpfe Stube.

Der gedrungene Körper mit dem kurzen, dicken, oben stark gebogenen, mit einem Worte „bombenförmigen“ Schnabel giebt diesem Finken etwas Behäbiges, und die stahl-schwarze Farbe an Scheitel, Flügel und Schwanz, mit weißem Unterrücken und weißen Unterschwanzdeckfedern, nebst dem zimmerroten Leibe beim Männchen, violett-grau beim Weibchen, verleihen ihm ein gemütlich buntes Aussehen. Um Münster kommen einzelne Männchen vor, bei denen der Rücken einen rötlichen Anflug zeigt, der sonst aschblau, beim Weibchen bräunlichgrau ist. Ein Exemplar mit dieser eigentümlich roten Färbung der Rückenfedern wurde z. B. Mitte Februar 1873 erlegt. Auch sogenannte Melanismen d. h. Vögel mit durchweg schwarzer Gefiederfärbung haben wir hier schon häufiger beobachtet. Der Sempel ist durch ganz Westfalen, die Gegend bei Paderborn etwa ausgenommen, wo er in neuerer Zeit erst sich einzeln findet, ein sehr häufiger Brutvogel, der den Kleiboden entschieden dem Sande vorzieht, auch auf Heiden und in jungen Beständen sich gern aufhält und in niedrigem Gestrüpp, in Hecken und besonders in Wacholdersträuchern sein Nest zu bauen pflegt. In Telgte wurde vor Jahren ein zahmer Sempel gehalten, der alljährlich ein Weibchen anzulocken wußte, um mit ihm zu nisten. Das Nest besteht wie beim Grünfink und Bluthänfing von außen aus Würzelchen und dergl., im Innern aus Wolle und Haaren. Die 5 Eier sind gesättigt blau wie bei den anderen Finken, mit einzelnen, oft am dicken Ende kranzartig stehenden tiefroten Punkten. Die Brutvögel nisten nie so nahe zusammen, wie z. B. der Hänfing, sondern stets einzeln.

Im Winter streicht der Dompfaff in kleinen Gesellschaften umher und kommt dann wohl bis in unsere Stadtgärten hinein, um seinen bekannnten Lockton hören zu lassen und Baum- und Krautsämereien aller Art, sowie die Samenkörner aus Brombeeren, Ebereschbeeren, Hagebutten etc. zu verzehren. Auch die Jungen werden nur mit Sämereien gefüttert und bekommen keine Insekten als Nahrung. Aber im Frühjahr macht dies wackere Vögelschen sich durch Vernichten der Blatt- und Blütenknospen in unseren Obstgärten, wo er unter den Pflaumenknospen, und bei Paderborn, wo er unter den edleren Sorten, wie Heineclauden am schlimmsten haust, so sehr verhaßt, daß der erbitterte Besitzer zur Flinte greift, um die seine Ernte

bedrohenden Gäste los zu werden. Die Vogelfundigen unterscheiden unter den hier vorkommenden Gimpeln zwei Arten, den nordischen Gimpel, *P. major Br.* und den mitteleuropäischen Gimpel, *P. europaea Vieill.* (var. minor). Es kommen jedoch bei uns in Westfalen die verschiedensten Übergangsformen vor, so daß wir beide nicht als für sich artberechtigt halten, ebensowenig als wir der Ansicht unserer Landleute beipflichten, daß es pfliffige und dumme Gimpel als besondere Arten giebt, von denen nur erstere zum Niederepfeifen abgerichtet werden könnten. — Es ist wiederholt die Beobachtung gemacht worden, daß mit der veränderten Bodenkultur auch manche Vogelarten ihren Aufenthalt verändern. Zu denjenigen Vögeln, welche allmählich vom Süden her zu uns eindringen, gehört der **Girlik**, *Serinus hortulanus Koch.\** An Farbe und Zeichnung sowie an Größe ist er dem Zeisig ähnlich; jedoch unterscheidet ihn von diesem der außerordentlich kurze und dicke Schnabel. Wir erlegten einen Girlik in der Nähe von Münster (bei Lohaus-Häuschen).

**Der Kirschkernbeißer**, *Coccothraustes vulgaris Pall.*,  
(L. 17,3 cm; S. 5,6 cm),

der größte aber auch plumpste aus der artenreichen Familie der Finken, führt den charakteristischen Namen wegen seiner Vorliebe für die Kirschenkerne und wegen des Vermögens, die verhältnismäßig recht harten Kirschensteine mit dem Schnabel aufzuznacken. Dafür ist der kegelförmige Schnabel an dem sehr starken Kopfe aber auch äußerst dick und kräftig, sodaß er die Schalenhälften der Kirschen- und Buchenerne und andere Baumsämereien mit Leichtigkeit spalten und so zu dem innersten Kerne gelangen kann, den er allein verzehrt. Das süße Fleisch der feinsten Tafelkirschen, nach denen unsere Kleinen so lüstern sind, läßt der Fink achtlos zu Boden fallen.

Die Färbung ist recht mannigfaltig: der schmutzigglaue oder fleischfarbige Schnabel ist an der Spitze schwarz, der Oberkopf und die Wangen prangen schön gelbbraun. Ein Streifen um den Schnabel, sowie Kehle und Bügel sind schwarz. Der aschgraue Hinterhals ist an den Seiten fleischfarben überflogen. Ober Rücken und Schultern sind schön kastanienbraun, der Bürzel gelbbraun, die oberen Schwanzdeckfedern dunkelgelbbraun. Die graulich fleischfarbene Unterseite ist an Gurgel und Weichen etwas braungelblich. Die mittleren Schwinge sind am Ende bedeutend verbreitert und stumpfwinkelig ausgeschnitten, schwarz mit stahlblauem Glanze. Das Weibchen ist dem Männchen in der Färbung ähnlich, aber in allen Farben matter und trüber, die schwarze Zeichnung an der Kehle und um den Schnabel ist kleiner und mehr braunschwarz.

Der junge Vogel vor der ersten Mauser ist von den Alten sehr verschieden. Das Schwarz an der Schnabelwurzel, der Kehle und den Zügeln der Alten ist hier durch dunkelbraungraue Flecken kaum angedeutet. Kopf und Hals sind hellgelb, unter der Kehle und dem Auge oft schön schwefelgelb. Scheitel, Hinterkopf und Wangen dunkel rostgelb oder braun. Auf dem Hinterteile der Wangen, auf dem Nacken, an den Halsseiten bis auf die Gurgel tragen die Federn große gelbgraue ins Aschgraue übergehende Spizen. Der Rücken und die Schultern sind matt chokoladenbraun, graugelb gemischt; der Bürzel matt braungelb, die Unterseite schmutzigweiß, der Kropf und die Brustseiten stark dunkelrostgelb überflogen, mit rundlichen oder mondförmigen Querflecken; die übrige Färbung ähnelt dem Weibchen.

Wanderlustig wie dieser Vogel ist, beginnt der Kirschkernbeißer oft schon Mitte August in kleinen, aber nicht grade engverbundenen Gesellschaften umherzuschweifen. Wo es ihm gefällt, d. h., wo er Nahrung in Menge findet, da bleibt er kurze Zeit, um dann rasch wieder weiter zu wandern. Der Winter macht dem Vagabundenleben durchaus kein Ende; in Scharen fallen sie in die Waldungen ein, um den Buchnüssen, dem Ahorn-, Ulmen- und Erlenfamen oft in verheerender Weise nachzugehen, fast immer hoch in den Baumkronen kletternd, oder weit darüber hin in flüchtigem Fluge weiter strebend. Oft treibt dann die Not sie bis in die Städte hinein, und in den Gärten Münsters halten sich zu solcher Zeit regelmäßig einige auf, um dort die Samen der Kulturkräuter wegzuholen, während Dr. Tenckhoff sie in Paderborn mehrfach die Beeren des Taxus mit Eifer suchend gesehen hat. In den ersten Frühjahrzeiten kehren die Gesellschaften zur alten Heimat zurück, um auch dort noch eine Zeit lang in Buchen- und Kiefernbeständen umherzuschwirren. Dann beginnt der Fink sein kunstlos sperriges Nest auf Wald-, Chaussee- und Obstbäumen in der Höhe von etwa 2–4 Meter und noch höher anzulegen und die 4–5 graugrünlischen Eier, mit ähnlichen stärkeren, kurz schnörkelartigen Flecken besonders am stumpfen Ende versehen, auszubrüten. So nistet auch in dem Schloßgarten bei Münster alljährlich noch ein oder anderes Paar.

Wenn die Kirschchen ihre Reifezeit erreicht haben und ein gefüllter Baum die Finken lockt, so kann man sie nach und nach in Menge herunterschießen, ohne um Nachzug sorgen zu müssen. Auf diese Weise sind die Kirschkernbeißer denn auch von der früheren Häufigkeit hier in unserer Provinz ziemlich zurückgekommen, sodaß sie in einigen Gebieten nur noch spärlich vorkommen, was aber im Interesse unserer Wald- und Obstbaumzucht nicht grade zu beklagen ist, um so weniger, als diese Finken auch an die Knospen der Obstbäume gehen.

14. Familie. *Stare*, Sturnidae.Der Star, *Sturnus vulgaris* L.,

(L. 19 cm; S. 6 cm).

Der Star ist von Haus aus eigentlich ein Waldvogel, und ihrer viele haben da draußen im Walde noch ihre geselligen Brutstellen in Baumhöhlen, von wo sie die benachbarten offenen Weiden, Wiesen und Äcker bequem absuchen können. Es giebt aber keinen zweiten Vogel, der dem Menschen so zum Hausfreund im besten Sinne des Wortes geworden ist; keinen Auswanderer, der mit so offenbarer Freude zu dem liebgewordenen Brutplatze zurückkehrt, sobald es die Milde eines Winters oder Vorfrühlings nur erlaubt. Es giebt keinen Spaßvogel, der auf dem First unseres Hausdaches unter seinesgleichen soviel zu erzählen hätte; und keinen Stubengenossen, der in der Gefangenschaft als immer lustiger, höchst kluger und gelehriger Kamerad, mit dem wir uns sogar in unserer Muttersprache unterhalten können, uns mehr Freude bereitet, als eben der Star. Es giebt aber auch z. B. unter den Außengebäuden der Stadt Münster, wo vor dem Jahre 1826 der Star als Brutvogel unbekannt war, kaum ein Haus, das nicht an einer nach Osten zu freien Seiten- oder Giebelwand seine Nistkästchen für diese Vögel besäße — abgesehen von unserer Promenade, wo fast jeder gelegene Baum mit solchen Kästen versehen ist. Hier lassen sie sich fast den ganzen Winter hindurch einzeln und in kleinen Gesellschaften sehen, und nach Altums genauen Beobachtungen sind sie an ihrer alten Brutstelle am 5., 7., 10., 14., 15., 16., 18., 21., 23., 24., 27. Januar, am 2., 4., 5., 6., 15., 16., 19., 21., 22., 25. Februar, 2., 5., 8., 17., 29. März wieder angekommen. Auch in Paderborn war bis zum Jahre 1861 der Star in ganz vereinzelt Paaren vertreten; in jenem Jahre ließ Dr. Tenschhoff einige Nistkästen aufhängen, denen dann viele folgten, und jetzt ist der Star dort fast so gemein als der Spatz. Ähnlich war es bei Seppentrade, wo bis 1860 nur ein Paar an der Kirche nistete und seitdem Scharen in den aufgehängten Nistkästchen wohnen. Dasselbe schrieb Justizrath Meyer von seiner Vaterstadt Rheine.

Wohlgemut sitzen sie auf allen Dächern und tragen unter fächelndem Flügel- schlage ihr sonderbares Lied vor, in welchem lang aufwärts gezogene Töne mit wunderlichem Gezwitscher abwechseln. Metallisch grün und violett erglänzt das schwarze Gefieder, das nach der Herbstmauser weiße und hellbräunliche Spitzen trägt, die aber im Winter fast ganz wieder abschleifen, so daß aus einem bunten Winterkleide ein fast einfarbiges Sommerkleid geworden ist. Das Weibchen verliert nämlich

die weißen Federspitzen nicht, auch das Männchen nicht am ganzen Körper, sondern nur an Kopf, Hals und Brust. Die Jungen sind mattbraun mit weißlicher Kehle. Auch der mittellange, an der Spitze flach gedrückte, auf der Oberfläche in gerader Richtung mit der Stirn verlaufende Schnabel, der zur Zeit der höchsten Gefiederpracht citronengelb war, ist allmählich wieder schwarz geworden.

Wir besaßen in Münster fünf Jahre lang einen Star in Gefangenschaft, welcher in Bezug auf die normale Schnabelform wesentlich abwich. Sein Schnabel ist mehr wie doppelt so lang, als beim normalen Vogel, und nicht gerade, sondern ziemlich stark nach unten gebogen, noch stärker wie beim Wiedehopf. Der ebenso sehr verlängerte Unterschnabel liegt mit seinen Seitenrändern am Ende nicht genau den Rändern des Oberschnabels an, sondern klappt nach rechts ein wenig (1 mm). Die Spitze des Oberschnabels ist quer abgestutzt; die vordere Schneide mißt 2,5 mm. Der ganze Schnabel trägt eine citronengelbe Farbe; nur das mittlere Drittel ist schwarz. Im übrigen zeigt der Schnabel in allen seinen Teilen etwas größere Dimensionen, wie dieses aus den nachstehenden Messungen hervorgeht.

Normaler Schnabel.	Monströser Schnabel.
Oberschnabel lang . . . . . 22 mm	48 mm
breit (Basis) . . . . . 7 mm	8 mm
hoch . . . . . 4 mm	5 mm
Nasenloch, lang . . . . . 3 mm	3 mm
Von der Schnabelspitze bis zum Auge 29 mm	51 mm
Schnabelspalt . . . . . 24,5 mm	50 mm
Dicke . . . . . 12,5 mm	fehlt.

Auch die hornigen Teile der Füße stehen bei diesem Exemplar in Bezug auf übermäßige Wucherung mit dem Schnabel in Correlation.

Normaler linker Fuß.	Monströser Fuß.
Kralle der Binnenzehe . . . . . 7 mm	8 mm
"    Mittelzehe . . . . . 8,5 mm	11,5 mm
"    Außenzehe . . . . . 7 mm	7 mm
"    Hinterzehe . . . . . 9,5 mm	13 mm
Tarsus, dick . . . . . 3,5 mm	5,5 mm

Vor Ende März pflegen die Stare, auch wenn sie viel früher hier angekommen sind, nicht zu nisten. Zuerst gehen sie an die Reinigung der Nistkasten, was außerordentlich rasch geschieht, indem fast ohne Unterbrechung ein Schnabel voll nach dem andern von den vorjährigen Niststoffen herausgebracht wird. Wenn dann aber die 5—6 blaßblauen Eier im Nistkasten ausgebrütet sind, die Jungen ihre stets begehrliehen Stimmchen hören lassen und die Alten sofort begriffen haben, welche Aufgabe ihnen jetzt gestellt ist, dann kann man recht beobachten, wie nützlich für uns



die Stare wirken, indem sie ihren und ihrer Kinder Hunger stillen. Ununterbrochen fliegen Männchen und Weibchen von und zum Neste; jetzt geht es in rasch räumendem Fluge über die Häuser weg, hinaus, wo der nahrungspendende Acker vom hellsten Braungrau bis zum dunkelsten Schwarzbraun der letzten Furche gefärbt ist, um hinter dem Pfluge her die feisten Engerlinge zu sammeln und schleunigst heimzutragen. Unter den Erdschollen holt er die Nachtschnecken weg, die den lieben Stärlein so köstlich schmecken. Dort gehen sie schon wieder mit raschen Schritten und nickendem Kopfe durch die frischfeuchte Wiese hin, um die ringelnden Regenwürmer aufzunehmen, die nagenden Raupen von den Halmen abzupicken und die Feldgrillen wegzuschnappen. Bald schweifen sie um die Laubkronen der Waldbäume, um Käfer und Raupen zu suchen und zu vertilgen, bald beehren und beglücken sie die wiederkäuend gelagerten Rinder, um ihnen das quälende Ungeziefer vom Rücken abzulesen. Sie begleiten die Schafherden, um den geduldigen Tieren, welche die wohlthätigen Vögel gern auf dem Rücken tragen, die Schafslausfliege, *Melophagus ovinus*, abzufangen; und sie stellen sich zu diesem Zwecke regelmäßig am frühen Morgen schon bei den Hürden ein, ehe die Schafe auf die Weide geführt werden. Wo eine größere Zahl Starenpärchen in der Nähe eines Gutes brütet, sind sie imstande, Garten und Bäume fast ganz von Ungeziefer frei zu halten.

In manchen Fällen ist nachgewiesen, daß nach der ersten gestörten Brut noch eine zweite stattfindet, wozu jedoch dasselbe Nest nicht wieder benutzt wird; dem natürlichen Verlauf nach wird aber von den Staren keine zweite Brut gemacht. Wenn die Brut groß geworden ist, dann machen es die Stare wie die Städter, sie ziehen mit Familie aufs Land; aber nicht um wie diese sich möglichst von anderen abzuschließen, sondern erst recht sich mit ihresgleichen und den Genossen aus dem Walde zu großen Scharen zusammenzuschlagen und in Gemeinschaft Wälder, Wiesen und Acker von schädlichen Schnecken und Kerfen zu säubern. Dann wählen sie auch gemeinsame Schlafstätten und zwar immer große Teiche, deren Ränder mit Rohrwäldern umsäumt sind; und wenn diese fehlen, Fichtenwälder, die möglichst in der Nähe eines Flusses oder Baches liegen. „An diesen Orten, schreibt Schacht, versammeln sich die verträglichen, friedliebenden Vögel oftmals in solch ungeheuren Scharen, daß ein geübtes Auge bei heiterer Luft wohl in Entfernung einer Stunde ihre Züge in Gestalt einer dunklen Wolke wahrzunehmen vermag. Diese Schwärme scheinen in der Luft oft förmliche Flugspiele zu veranstalten, wie ich einst zu beobachten Gelegenheit hatte. Gegen 5 Uhr nachmittags sah ich nämlich plötzlich über einem mit Fichten bestandenen Berggrücken unseres Waldes eine dunkle Wolke stehen, die von mir aus etwa eine

halbe Stunde entfernt war. Es war ein schöner Herbsttag, die Luft klar und rein. Ich hielt diese Wolke anfänglich für den Rauch eines Waldbrandes, sah aber bald an dem freien Raume, der oberhalb des Horizontes blieb, daß dies Täuschung war. Jetzt teilte sich die Wolke in zwei Teile, deren jeder sich bald hob, bald senkte, und nun erkannte ich, daß es ein ungeheurer Starenschwarm war, dessen Stückzahl nur nach Tausenden geschätzt werden konnte. Staunend betrachtete ich ihre wunderbaren Flugspiele, die mit einer Präzision ausgeführt wurden, als ginge alles nach einem bestimmten Kommando. Bald waren es zwei, bald drei, ja einmal sogar vier Kolonnen, die sich bald näherten, bald entfernten, jetzt hoben, jetzt senkten, dann sich wieder vereinigten, dann auseinanderfuhren. Wohl eine Stunde lang sah ich dem großartigen Schauspiel zu, das in seinem weiteren Verlaufe noch die mannigfaltigsten Abwechslungen darbot und für mich erst beendet war, als sich der ganze Schwarm hinter den Horizont hinabsenkte und so meinen Augen entriickt ward.“

Wir fragen hier — und mancher unserer Leser wird sich schon diese Frage gestellt haben — wie ist es zu erklären, daß ein solcher Vogelschwarm selbst beim Spielen stets nach einer bestimmten Norm, in einem ununterbrochenen Kontakt seine Bewegungen ausführt, ohne daß ein anderer Wille als der jedes einzelnen Mitgliedes den ganzen Haufen beherrscht? Wenn in den blühenden Büschen tropischer Zonen eine Schar leuchtender Käfer in rythmischem Atmen ihren Phosphoreschein aufleuchten und verschwinden läßt, so ist die auffallende Regelmäßigkeit in diesem Aufblitzen und Erlöschen vielleicht erst nach verschiedenen Versuchen erreicht worden. Wenn ein Bienenschwarm sich nach einer bestimmten Richtung hinbewegt, so ist hier die Königin das bestimmende Agens für jedes einzelne Mitglied. Wenn aber ein Heer von Tausenden von Staren Bewegungen und Spiele ausführt, bei welchen jeder einzelne ohne weiteres sich regelrecht einfügt, so scheint dem ein unlösbares Problem zu Grunde zu liegen. Und doch ist die wunderbare Erscheinung einfach zu erklären, wenn wir sie uns entsprechend zerlegen. Bei einem einzelnen Paare zusammenfliegender Vögel richtet sich meist das Männchen nach dem Weibchen; bei zwei Paaren kann schon eine Trennung eintreten, dieselbe ist aber bei dem eifrigen Bestreben beider Parteien, zusammenzubleiben, für uns meist unbemerkbar, weil sofort die Verbindung wieder hergestellt wird. Bei drei Paaren wird das voranfliegende den Ausschlag geben, ob höher ob niedriger, wann hierhin wann dorthin geflogen werden soll. Sind der Paare sehr viele, so richten sich naturgemäß die innen im Schwarm befindlichen Vögel nach den Randgenossen, diese nach ihren Vordermännern und dies Erkennen der Richtung dieser Leitgenossen erfolgt mit



Auerwild auf dem Balzplatze. (Fig. 20.)

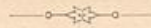


außerordentlicher Raschheit. Absichten eines Einzelnen finden meist keine Berücksichtigung; hat er aber die nötige Unterstützung, so folgt ein fernerer Teil bis vielleicht zum letzten Individuum der neuen Richtung und zwar eben mit einer für uns unfaßbaren Geschwindigkeit des Entschlusses. Findet jener Einzelne oder ein Teil nicht die nötige Unterstützung bei den andern, so schließt er sich meist augenblicklich dem Gros wieder an, so daß die beabsichtigte Trennung für uns kaum wahrnehmbar ist. Findet er diese Unterstützung nur bei einem Teil des Schwarmes, so erfolgt eben eine Zerreißung desselben. Bei genauem Zusehen wird man auch gewahr, daß eine Schwenkung z. B. nicht von allen Mitgliedern eines Schwarmes zugleich, sondern an einer Seite begonnen, von den anderen aber so schnell nachgeahmt wird, daß die Bewegung einem Aufrollen gleicht. Teilt sich wirklich ein großer Schwarm infolge zufälliger bedeutender Abweichungen in den gegenseitigen An- und Absichten, so finden wir alle möglichen Kombinationen und Modifikationen von sofortiger enger Wiedervereinigung der auseinander gezogenen Kolonne bis zur völligen Zerreißung in zwei, drei und mehr einzelne Teile. Diese operieren dann längere oder kürzere Zeit für sich, bis der allgemeine Geselligkeitstrieb die getrennten wieder vereint. Genaue Beobachtung nimmt, wie überall so auch dieser Erscheinung viel des Überraschenden und Wunderbaren.

Das Vorhergesagte gilt nur vom Spielen und zwecklosen Herumflankieren, wobei die Hauptrichtung nicht durch ein gemeinsames Ziel angegeben ist. Sonst giebt dieses Ziel die allgemeine Richtung an und die vordersten Flieger bestimmen die Nebenverhältnisse, z. B. das Ausruhen an diesem oder jenem Platze, wobei die gegenseitige Anhänglichkeit meist zu einem raschen Übereinkommen verhilft. Wenn aber vor dem Ausbruch von dem liebgewordenen Aufenthaltsorte, wie z. B. bei den Schwalben im Herbst, die Lust zum Abzuge nicht zu groß und so allgemein ist, um sofort eine Einmütigkeit in bezug auf den Abzug zu erzielen, dann finden wir auch ein ziemliches Durcheinander. Die anfänglichen Versammlungen auf den Dächern u. s. w. haben kein anderes Resultat, als daß kleinere oder größere Schwärme aufbrechen, um nach kurzer Zeit, wenn sie den erhofften Zuwachs nicht finden, zu den zurückgebliebenen Kameraden wieder heimzukehren. Aber die rauher werdende Witterung und das gegenseitige Parlamentieren machen jene immer geneigter zum Abzuge und schließlich ist eine Übereinstimmung erzielt, deren Resultat dann freilich für uns ein ganz überraschendes ist. Hat dieser Schwarm dann die neue Heimat erreicht, so löst sich der Zusammenhang wieder und jedes einzelne Glied oder Paar scheidet aus der Gemeinschaft aus, wenn es sein Plätzchen gefunden hat.

„An heiteren Frühlings- oder Herbstabenden, schreibt Schacht, sieht man einzelne Trupps unserer Stare von allen Seiten zu den Fichtenwäldern, hier ihren einzigen Schlafstätten heranziehen, die erst in weiten Kreisen über dem Gehölze dahinschweben und dann mit weithin vernehmbarem Rauschen der Flügel pfeilschnell herniederstürzen. Ehe sie jedoch, den Kopf unter die Flügel gesteckt, dem Schlummer in die Arme sinken, schwatzen, schreien, singen, zwitschern und pfeifen sie erst noch mit einem unverwüßlichen Eifer, wie ihn eben schlechte Musikanten nur zu häufig zur Schau tragen.“ —

Als ein für unsere Gegend höchst seltener Irrgast mag hier noch der **Rosenstar**, *Pastor roseus L.*, erwähnt werden. In Größe stimmt er so ziemlich mit dem Star überein. Seinen Beinamen trägt er von der rosenroten Hauptfärbung; Kopf, Flügel und Schwanz stechen dagegen scharf schwarz ab. Unseres Wissens ist derselbe erst einmal in 6 Exemplaren im Lippischen erlegt. In südlicheren und östlicheren wärmeren Ländern wird er als Heuschreckenvertilger geschätzt. In sonstigem Betragen hat er mit unserm Star vieles gemein.



## 15. Familie. **Pirole**, Oriolidae.

### Der **Kirschpirol**, *Oriolus galbula L.*

(L. 22,7 cm; S. 8,4 cm).

Die wunderherrlichen, durch Farbenpracht und Schmuckfedern aller Art ausgezeichneten echten Paradiesvögel, deren Heimat die australische Inselwelt ist, haben bei uns einen Vertreter in dem Pirol, der allerdings gegen jene als sehr bescheiden, aber doch als einer der schönsten hiesigen Vögel gelten muß. Das Männchen ist prächtig hochgelb, nur die Flügel, die zugespitzten Flügel und der Schwanz tragen schwarze Farben. Weibchen und Junge sind oben grau, unten weißlich mit feinen schwärzlichen Schaftflecken, Flügel und Schwanz olivengrün. Der braunrote Schnabel ist mittellang, sanft gebogen, gegen die Spitze kegelförmig zugespitzt.

Pfingstvogel heißt er, weil er gegen Pfingsten erst, d. h. in den letzten Tagen des April oder anfangs Mai von seinem Zuge bei uns wieder anlangt. Nopto hat für Seppenrade den 2., 4., 12., 13. und 16. Mai notiert. Kirschpirol wird er genannt, weil er neben Insekten als seiner Hauptnahrung auch die reifen Kirschen, namentlich die süßen Herzkirschen sehr liebt. Auch sonstige Beeren verzehrt er nebenher, die man ihm aber seiner Insektenvertilgung wegen und um seines schönen Gesieders wie des wohlklingenden, volltönenden Gesanges halber wohl gönnen mag. Rud. Koch

hat eine große Anzahl auf ihren Mageninhalt untersucht und konstatiert, daß der Pirol namentlich viele Raupen, glatte nicht nur, sondern auch haarige verzehrt und daher nur als nützlich bezeichnet werden kann.

Fast in allen Eichenwäldern unseres Gebietes, namentlich im flachen Münsterlande sind die Pirolpärlchen zu finden, nur das hohe Gebirge meiden sie. Während jüngere Männchen den ganzen Sommer über, ohne zu nisten, in kleinen Flügen von 3, 4, 5 bis 8 Exemplaren von einem Gehölze zum andern umherschwärmen, legen die Pärchen der anderen auf jüngeren freistehenden Bäumen in der Höhe von 2 bis zu 17 Meter die in einer horizontalen Zweiggabel kunstreich befestigten und versteckten Nester an und brüten da 3—5 weiße, schwachrosa angehauchte, mit weitständigen schwarzen Flecken versehene Eier aus. Das Nest selbst ist eins der kunstreichsten unseres Gebietes und besteht aus Wolle, Werg und Fäden jeder Art. Das Material ist um die Zweige geschlungen; die Mulde hängt zwischen den Zweigen und enthält im Innern ein Polster von feinen Härchen. Hoch in den Kronen der stärkeren Bäume gehen sie schein und versteckt den größeren Käfern und Raupen nach, aber weil die Pärchen bestimmte Reviere haben, lassen sich die Vögel durch den nachgeahmten Vorkruf ohne große Schwierigkeit herbeilocken. Wenn die Kirschen gereift sind, sucht der Pirol meist diese Lieblingspeise auf und vergift dabei so sehr die sonst gewohnte Vorsicht, daß ihn der ob des Verlustes seiner süßsaftigen Ernte hangende Obstzüchter kaum zu verscheuchen vermag. Wenn dann weit in der Runde alle Bäume der schönen Früchte beraubt worden, dann sind auch zu Ende August oder Anfang September die Pirole verschwunden, um im Innern von Afrika unseren Winter und den jährlichen Wechsel ihres schönen Gefieders zu überstehen.

## 16. Familie. Raben, Corvidae.

Heiß, heiß der Sonnenbrand  
Drückt vom Zenith herunter,  
Weit, weit der gelbe Sand  
Zieht sein Gestäube drunter;  
Nur wie ein grüner Strich  
Am Horizont die Föhren;  
Mich dünkt, man müßt es hören,  
Wenn nur ein Kranker schlich.

### Die Vogelwelt Westfalens.

Der blasse Aether siecht,  
Ein Ruhen rings ein Schweigen,  
Dem matt das Ohr erliegt;  
Nur an den Dänen steigen  
Zwei Fichten, dürr, ergraut —  
Wie Trauernde am Grabe —  
Wo einsam sich ein Rabe  
Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's im Westen schwer  
Wie eine Wetterwolke,  
Kreist um die Föhren her  
Und fällt am Heidefalte;  
Und wieder steigt es dann,  
Es flattert und es ächzet,  
Und immer näher trächzet  
Das Galgenvoll heran.

Recht, wo der Sand sich dünnt,  
Da lagert es am Hügel;  
Es badet sich und schwemmt,  
Stäubt Nische durch die Flügel,  
Bis jede Feder grau;  
Dann rasten sie im Bade  
Und horchen der Suade  
Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande reckt,  
Das Bein lang ausgehoben,  
Ihr eines Aug' gefleckt,  
Das andre ist geschlossen;  
Zweihundert Jahr' und mehr  
Gehezt mit allen Hunden,  
Schnarrt sie nun ihre Kunden  
Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebahr!  
Wenn er so herstolzerte vor der Schar,  
Und ließ sein häumend Roß so drehn und schwenken,  
Da muß' ich immer an Sankt Görge denken,  
Den Wettermann, der — als am Schlot ich sah,  
Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —  
Vom Wind getrübt mich schlug so hart, daß baß  
Ich es dem alten Raben möchte gönnen,  
Der dort von seiner Hopfenstange schaut,  
Als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberstadt, das ist gewiß!  
Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,  
Dann standen seine Landknecht' auf den Füßen  
Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.



## Raben.

Einſt brach ſein Schwert; er riß die Kuppel los,  
Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde,  
Ich war nur immer froh, daß flügellos,  
Ganz ſonder Wiß der Menſch geboren werde:  
Denn nie hab' ich geſehn, daß aus der Schlacht  
Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

„Am einem Sommertag — heut' ſind es grad  
Zweihundert fünfzehn Jahr, es lief die Schnat  
Am Damme drilben damals bei den Föhren —  
Da konnte man ein friſch Drommeten hören,  
Ein Schwerterklirren und ein<sup>m</sup> Feldgeſchrei,  
Radſchlagen ſah man Reiter von den Roſſen,  
Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;  
Entlang der Gleife iſt das Blut geſloſſen,  
Granat' und Wachtel lieſen kunterbunt  
Wie junge Kiebiße am ſand'gen Grund.

„Ich ſah auf meinem Galgen, wo das Bruch  
Man überſchauen konnte recht mit Zug;  
Dort an der Schnat hat Halberſtadt geſtanden,  
Mit ſeinem Seerohr ſtreifend durch die Banden,  
Hat ſeinen Stab geſchwungen ſo und ſo;  
Und wie er ſchwenkte, zogen die Soldaten —,  
Da plötzlich aus den Mörjern fuhr die Loß',  
Es knallte, daß ich bin zu Fall geraten,  
Und als kopfüber ich vom Galgen ſchoß,  
Da piß der Halberſtadt davon zu Noß.

„Mir ſtieg der Rauch in Ohr und Nehl', ich ſchwang  
Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;  
Entlang die Heide fuhr ich mit Geträchze.  
Am Grunde, welch' Geſchrei, Geſchnaub', Geächze!  
Die Roſſe wälzten ſich und zappelten,  
Todwunde zuckten auf, Landſknecht' und Reiter  
Anirſchten den Sand, da näher trappelten  
Schwadronien, manche krochen winſelnd weiter,  
Und mancher hat noch einen Stich verſucht,  
Als über ihn der Bayer weggeſlucht.

„Noch lange haben ſie getobt, geknallt,  
Ich hatte mich geſlichtet in den Wald;  
Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,  
Ha, welch ein köſtlich Mahl ward da gehalten!  
Kein Geier ſchmauſt, kein Weiße je ſo reich'!  
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,  
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —  
Allein der Halberſtadt war nicht darunter:  
Nicht kam er heut', noch ſonſt mir zu Geſicht,  
Wer ihn geſſen hat, ich weiß es nicht.“

Die Vogelwelt Westfalens.

Sie zuckt die Klauen, kraut den Schopf,  
Und streckt behaglich sich im Bade;  
Da streckt ein grauer Herr den Kopf,  
Weit älter als die Scheh'razade.  
„Hah," krächzt er, „das war wüste Zeit —  
Da gab's nicht Frauen, wie vor Jahren,  
Als Ritter mit dem Kreuz gefahren,  
Und man die Münster hat geweiht!“  
Er hustet, speit ein wenig Sand und Thon,  
Dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,  
Die heil'ge Frau im Ordenskleide!  
Ihr mocht der Weibel süßer siehn,  
Als andern Güldenstück und Seide,  
Kaum war sie holder an dem Tag,  
Da ihr jungfräulich Haar man fällte,  
Als ich an's Kirchenfenster schnellte,  
Und schier Tobias Hündlein brach.

„Da stand die alte Gräfin, stand  
Der alte Graf, geduldig harrend:  
Er auf's Baretlein in der Hand,  
Sie fest auf's Paternoster starrend;  
Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —  
Und aus der Mutter Wimpern glitten  
Zwei Thränen auf der Schauben mitten,  
Doch ihre Lippe zuckte nicht.

„Und sie in ihrem Sammetkleid,  
Von Perlen und Juwel umfunkelt,  
Bleich war sie, aber nicht vor Leid,  
Ihr Blick doch nicht von Gram umdunkelt.  
So mild hat sie das Haupt gebeugt,  
Als woll' auf den Altar sie legen  
Des Haares königlichen Segen;  
Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

„Doch als nun, wie am Blutgerüst,  
Ein Mann die Seidenstränge packte,  
Da faßte mich ein wild Gellüst,  
Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,  
Und flattert' fort, als ob der Stahl  
Nach meinem Nacken wolle zücken.  
Ja wahrlich über Kopf und Rücken  
Fühlt' ich den ganzen Tag mich kabl!

„Und später sah ich manche Stund'  
Sie betend durch den Kreuzgang schreiten,  
Ihr süßes Auge über'n Grund  
Entlang die Totenlager gleiten;

## Raben.

Zus Quadrum flog ich dann hinab,  
Spazierte auf dem Leichensteine,  
Sang, oder suchte auch zum Scheine  
Nach einem Regenwurm am Grab.

„Wie sie gestorben, weiß ich nicht;  
Die Fenster hatte man verhangen,  
Ich sah am Vorhang nur das Licht  
Und hörte wie die Schwestern sangen;  
Auch hat man keinen Stein geschafft  
Zus Quadrum, doch ich hörte sagen,  
Daß manchen Kranken Heil getragen  
Der sel'gen Frauen Wunderkraft.

„Ein Loch giebt es am Kirchenend',  
Da kann man ins Gewölbe schauen,  
Wo matt die ew'ge Lampe brennt,  
Steinsärge ragen, fein gehauen;  
Da streck' ich oft im Dämmergrau  
Den Kopf durchs Gitter, Klage, Klage,  
Die Schlafende im Sarkophage,  
So hold wie keine Krähenfrau!“

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!“  
Gestreckt die Zunge und den Schnabel offen;  
Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,  
Ein Bild gebroch'nen Herzens sitzt er da.  
Da schnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!“  
Und nieder von der Fichte plumpst der Rabe:  
„Ist einer hier, der hörte von Walhall,  
Von Teut und Thor, und von dem Hümnegrabe?  
Sahst ihr den Opferstein?“ — da mit Geträchz  
Hebt sich die Schar und klatscht entlang den Hügel.  
Der Rabe blinzelt, er stößt ein kurz Geächz,  
Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;  
Dann duckt er nieder, kraut das taube Ohr,  
Noch immer schnarrend fort von Teut und Thor.

So naturwahr schildert in vorstehenden Versen unsere westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff das Leben und Treiben dieser Galgenvögel, daß wir uns fast scheuen, dem Lebensbilde, das mit der Feder nicht schöner gemalt werden kann, noch einige Striche hinzuzufügen. Aber der Zweck dieses Buches verlangt es, und so fassen wir zunächst das Leben der rabenartigen Vögel im allgemeinen zusammen, um dann jede Art für sich so kurz wie möglich zu behandeln. Im tiefen Walde baut auf der höchsten Eiche der Rabe seinen Horst; am Waldesrand auf einzelne Feldbäume stellt die Krähe ihr Nest; in den an die Äcker stoßenden Feldhölzern nisten gesellschaftlich, oft in großer Anzahl, die lärmenden Saatkrähen und ungesellig

vereinzelt die scheuen Heher. Im Gezweige der hohen Pappel oder Eiche auf dem Gehöfte baut die diebische Elster das Nest für ihre hungrigen Jungen, während die Turmzinnen der Städte von den Scharen der Dohlen besetzt sind. Selbst im Winter, wo fast alle andern Vögel ein weniger auffallendes, bescheidenes Winterkleid tragen, stechen diese schwarzen Gestalten auf dem Schnee hervor, schlau und scheu schon von weitem die Nachstellungen der Menschen fliehend; wie ja allgemein bekannt ist, daß die Tiere, deren Kleid mit der Umgebung übereinstimmt, sich bei nahender Gefahr niederdrücken und still verhalten, die abweichend gefärbten aber schon von weitem fliehen. Diese schwarzen Vögel sind es dann, welche in den stillen Wald und auf die erstorbene Flur Leben und Ton bringen durch ihr weit und laut tönendes Geschrei, durch ihr massenhaftes Erscheinen. Sie alle verlangen für ihren stets hungrigen Magen eine nicht geringe Nahrungsmenge, und alle genießbaren Stoffe des tierischen und pflanzlichen Lebens sind ihnen willkommen. Das größere Ungeziefer auf unseren Äckern zu vertilgen und die tierischen Kadaver aufzuräumen, ehe ihr Verwesungsdunst die Luft verpestet, das ist ihre Arbeit und Aufgabe. Wenn aber ausgeräumt ist, wenn Aas, Mäuse, Frösche, Engerlinge, Gewürm, und wilde Früchte fehlen oder nicht hinreichen, alle die Magen zu füllen, dann müssen unsere Kulturpflanzen, unser Hausgeflügel, die Singvögel und das kleine Wild ihnen zum Unterhalt dienen, und dann werden die sonst so nützlichen Rabenvögel schädlich und fordern zur Beschränkung ihrer Zahl heraus.

Alle Krähenarten sind mit einem Singmuskel-Apparate begabt, also Singvögel, und zwar die größten unserer Singvögel, sie haben aber keinen eigentlichen Gesang, sondern nur einige modulierte Warnungs- und Paarungsrufe.

#### Der Rabe, *Corvus corax L.*

(L. 57 cm; S. 22,5 cm).

Kein Tier ist mit der Phantasie und den abergläubischen Vorstellungen unseres Volkes mehr verknüpft, als der unheimlich schwarze Rabe mit der drohend tiefen, kräftigen Stimme, den verschmitzten Augen und dem meisterhaften Nachahmungstalent. Zu früheren Zeiten muß er in ausgedehntem Maße in Haus und Hof gehalten und gezähmt worden, um so sehr mit den Ideen und Redensarten der Leute verwebt zu sein. Es giebt keine unheimliche Geschichte von Hexen und Zauberern, von Galgen und Rad, von Räubern und Henkern, in denen nicht die Raben mit ihrer Sprachfertigkeit und prophetischen Gabe eine hervorragende Rolle spielten. Es gehen noch immer eine Menge Sprichwörter und Redensarten um, die sich auf diesen Vogel beziehen und seine vielfachen Berührungen mit der menschlichen Gesellschaft kennzeichnen. Und

in der That gewährt kein Tier in der Gefangenschaft durch seine vielen Talente, durch seine Zähigkeit und Langlebigkeit — fast möchte man sagen Unsterblichkeit — mehr Unterhaltung und Abwechslung; kein Haustier richtet aber auch soviel Verwirrung, Unheil und Verdruß an, als dieser durch und durch schwarze Geselle. Seine Lust am Verschleppen glänzender Gegenstände, welche zu dem Sprüchwort „Stehlen wie ein Rabe“ geführt hat, ist schon manchem armen Schelm verderblich geworden. Worte wie Unglücksrabe, Rabenvater und Rabenmutter, Rabengekrächz und Galgenvogel verraten das keineswegs günstige Renommee, dessen sich dieser düstere Vogel mit den schelmischen Anlagen bei unseren Vorfahren zu erfreuen hatte.

Gegenwärtig bekommt man ihn nur selten noch in Gefangenschaft, kaum je in der Freiheit zu sehen. Trotz seines unheimlich hohen Alters, seiner Scheu und Vorsicht und bei seinem Talente, sich mit jeder Art Nahrung zu behelfen, ist er vielerwärts seltener und seltener geworden, selbst wo große Waldungen mit hohen Bäumen ihm die günstigste Gelegenheit zum Nisten gewähren. Er ist zwar eigentlich häufig nirgends gewesen, denn der Rabe duldet immerhalb eines Gebietes von ein und zwei Meilen kein zweites Paar seinesgleichen, hier in unserem Gebiete kann man ihn aber auch heutzutage noch häufiger zu Gesicht bekommen, als vielleicht irgend wo anders. Wir erhalten noch jedes Jahr für den zoologischen Garten alte und junge Exemplare, so zuletzt 4 flügge Junge am 23. August 1884 vom Amtmann Brüning in Emniger. Dort hatte in den Forsten des Grafen von Droste regelmäßig ein Rabenpaar in den höchsten Bäumen genistet; als diese geschlagen waren, kamen sie im Frühjahr 1884 zu Brüning und schlugen ihren Horst inmitten des Gehölzes auf einer alten Eiche in einem verlassenen Krähenneste auf, etwa 22 Meter über dem Boden, obgleich über 30 Meter hohe Eichen in der Nähe stehen. Nun ihnen dort die Jungen geraubt worden sind, werden sie schwerlich da bleiben. Ebenfalls bei Emniger fand H. Timler 1882 in einem Neste 7 junge Raben, 1875 bei Emsdetten ein kaum 4 Meter hohes Nest, und am Charfreitag 1850 drei noch kahle Junge; in der Gemeinde Seppenrade ist ein Horst. Paderberg berichtet, daß bei Delde ein Schäfer während des Weidens seiner Herde ein Butterbrot liegen gelassen hatte und nun aus der Ferne beobachtete, wie ein dort horstendes Rabenpaar von dem Brote zehrte. Der Schäfer legte nun wiederholt Brot aus und hat mit der Zeit die sonst so äußerst scheuen Tiere so an sich gewöhnt, daß sie in seine nächste Nähe kommen und Futter von ihm annehmen, ohne sich sogar von dem mitanwesenden Schäferhunde stören zu lassen. Noch giebt es außer bei Delde auch Nistplätze bei Ahaus, Stadtlohn, Vorhelm, Wettringen, Lembeck &c. Bei Paderborn

sind sie immer seltener geworden. Im Jahre 1869 erhielt Tenckhoff ein Gelege von 3 Eiern aus einem, etwa eine Stunde entfernten Neste; seitdem hat derselbe dort von Raben nichts weiter gehört; in den Gebirgswaldungen aber finden sie sich noch. Rud. Koch erhielt im Frühjahr 1884 zwei Raben, deren einer ein Stück alte Stiefelsohle nebst einigen Weizenkörnern, der andere eine ganze Wanderratte — d. h. in einzelnen Bissen — im Magen hatte. Es ist noch nicht allzulange her, daß in der schönen Kiefer auf dem Gute Dieckburg bei Münster, welche durch ihren 30 Meter hoch astreinen Stamm und die gewaltige Schirmkrone weit und breit sichtbar und bekannt ist, ein Rabenpaar jahraus jahrein horstete. Bei Siegen horsteten vor 25 Jahren im Gilsbacher Gemeindewalde noch mehrere Paare, unter deren Brut sich stets einige weiße Exemplare befanden; jetzt sind sie dort ganz ausgerottet.

Der Rabe ist zunächst von der Krähe durch die Größe des Körpers, besonders aber seines schwarzen, kräftigen Schnabels und der breiteren Flügelbasis zu unterscheiden. Das schwarze, in bläulichem und grünlichem Stahlglanze schillernde Gefieder liegt im ganzen dem Körper enger an, nur die verlängerten Kehlfedern hängen ein wenig herab. Die Flügel bedecken den stark abgerundeten Schwanz; mit seinen stämmigen, glänzend schwarzen Beinen geht er meist schrittweise. Er legt schon im Februar sein Nest auf alten Bäumen mitten im Walde an, sehr hoch, dicht am Stamme, wo ein starker Ast sich abzweigt, und brütet im März seine 3—5 blaßgrünen, dunkelgrün gefleckten Eier aus. Er versteht es, wie ein Adler sich in Schraubenlinien zu großer Höhe aufzuschwingen und dort umherzukreisen. Während die übrigen rabenartigen Vögel gesellig miteinander leben und auch gemeinsam übernachten, ist dies bei den Raben nach Schacht anders. „Wie er allein am frühen Morgen auf Raub auszieht, so kehrt er auch am späten Abend allein zu seiner inmitten des Waldes liegenden Schlafstätte, dem höchsten und stärksten Baume zurück. Daß er sich stets mit der größten Vorsicht dem nächtlichen Ruheplatze nähert, ist bei seiner Scheu leicht anzunehmen.“

Als Nahrung sind dem Raben tote Tiere angenehm, er packt aber auch alle lebenden an, die er zu überwältigen hoffen darf, verzehrt Eier wie junge Vögel, und den kraftlos gewordenen Kammern hackt er noch lebend die Augen aus. So schadet er der Jagd außerordentlich und würde auch dem Geflügelhose sehr nachteilig werden, wenn ihn seine große Scheu nicht davon fern hielte. Durch Wegfangen von Mäusen und Insekten kann er den Schaden nicht aufwiegen, den er sonst anrichtet, und so ist es nur wissenschaftliche oder ästhetische Rücksicht, welche bedauert, daß die Raben auf den Aussterbeetat gestellt sind.

**Die Rabenkrähe, *Corvus corone L.*,**

(L. 44 cm; S. 17 cm),

hat schwarzes Gefieder mit stahlblauer Färbung am Hals und Rücken. In einigen Gegenden aber ist ihr Gefieder auf Rücken, Brust und Bauch hellaschgrau, und sie wird dann **Nebelkrähe**, *C. cornix L.* genannt. Für Norddeutschland bildet die Elbe ziemlich genau die Grenze, von welcher östlich sich die grauen, westlich die schwarzen als Brutvögel befinden. Beide schaden durch Vertilgung vieler Vogelbruten und durch Plünderung der Obstbäume und der reifenden Saat; auch muß man die Eier des zahmen Federviehs und die Küken vor ihnen hüten. In unserm zoologischen Garten holt ein Krähenpaar allmorgendlich, so lange der Besuch noch nicht zahlreich ist, junge Meerschweinchen aus dem Behälter fort und zwar immer, wenn der Wärter auf Minuten nicht in der Nähe ist. Wenn ein Feld oder eine Wiese gemäht wird, so kann man sicher sein, daß alsbald sich Krähen einstellen, um nach Eiern oder jungen Vögeln zu suchen, die sie mit großer Virtuosität zu finden wissen. „Einst kündigte mir, schreibt Tenckhoff, etwa um Pfingsten ein Gutsbesitzer an, daß er heute 4 Nester der Grauanammer aufgefunden habe. Auf mein Befragen nach den Eiern sagte er, die befänden sich noch in ihren Nestern. O weh, erwiderte ich, dann sind sie verloren! Und richtig, als wir am andern Morgen hinkamen, waren die Eier sämtlich, aber auch die Nestjungen spurlos verschwunden. Nur ein Nest, noch von Klee umstanden, war verschont geblieben.“ Sie nutzen hingegen durch Verzehren mancherlei schädlichen Gewürms, und zwar ist im allgemeinen das Verhältnis derart, daß ihrer in Sandgegenden oft zu wenig, in fruchtbaren Gegenden aber meist zuviel sind, so daß sie da eingeschränkt werden müssen. Die Rabenkrähen sind in unserem Gebiete sehr häufig und nisten in der Regel etwa 10 Meter hoch sowohl im geschlossenen Bestande als auch auf einzeln stehenden Bäumen der Wallhecken. Hier in Münster hatte ein Paar im Jahre 1875 hinter dem Schornstein des von und zur Mühlenschen Hauses auf der Ludgeristraße ein Nest, das am 26. April ausgenommen wurde. In Paderborn stand ein Nest mehrere Jahre nach der Reihe in einem Garten der Stadt, andere in der Promenade. Die 4—6 Eier ihres Geleges zeigen auf grünem Grunde bald dichte, bald weniger zahlreiche grüne Flecken.

Die Nebelkrähe ist hier sehr häufiger Wintergast, weshalb sie auch Winterkrähe genannt wird, und dann meist in Gesellschaft der Rabenkrähe; auch sind Bastarde von beiden einzeln und selten hier beobachtet worden. Im Sommer 1865 nistete bei Hülshoff eine Nebelkrähe mit einer Rabenkrähe gepaart, der einzige hier bekannt

gewordene Fall, da erstere sonst nie als Brutvogel hier beobachtet worden ist. Auch sind hier mehrfach weiße sowie weißbunt gescheckte Exemplare vorgekommen.

Über die Nachtruhe der Rabenkrähe, die allemal, wenn sie ihr Nachtquartier aufsucht, erst in weiten Kreisen über demselben sichernd herumschwebt, schreibt Schacht in seiner Abhandlung über die Schlafstätten der Vögel des Teutoburger Waldes folgendes. „Nach der Brutzeit vereinigen sich die Rabenkrähen oft zu ungeheuren Scharen, die auch bei Nacht ihre Geselligkeit nicht verleugnen und in isolierten Feldgehölzen oder am Rande des Hochwaldes gemeinsam übernachten. In reinen Fichtenbeständen schlafen sie gern, doch sitzen sie, wenn zwischen den Fichten Laubbäume eingesprenzt stehen, lieber auf diesen, besonders gern, wenn sie niedriger als die Fichten und sie so von allen Seiten vor Sturm und Regen geschützt sind. Betritt unser Fuß zur Nachtzeit ein solch besetztes Revier, so erhebt sich plötzlich auch bei der tiefsten Finsternis die ganze Bande unter ohrbetäubendem Lärm und durchfliegt mit weithin vernehmbarem Säusen der Flügel wohl eine Viertelstunde lang die Nachtluft.“

„Als ich einst im März nach Sonnenuntergang in einem Waldthale dahin schritt, ließ sich nicht weit von mir ein Rabenkrähenpaar auf den noch blätterlosen Bäumen nieder. Ich drückte mich, um nicht von ihnen gesehen zu werden, vorsichtig hinter eine dicke Buche und verfolgte alle Bewegungen der Vögel mit gespannter Aufmerksamkeit. Bald saßen dieselben auf diesem, bald auf jenem Baume, bald stiegen sie, nahe am Stamme beginnend, auf den Ästen empor bis zum Wipfel, verweilten daselbst eine Weile, hatten aber immer ihre Blicke nach oben gewandt, flogen herab und schienen eine förmliche Angst um Erlangung eines guten Plätzchens zu haben. Endlich ließ sich die eine auf einem starken Aste unten in der Krone des Baumes nieder und die andere postierte sich einige Fuß höher auf einem anderen Aste. Hier saßen sie lange Zeit still und lautlos, den Kopf tief eingezogen, und verließen auch den Platz nicht, als ich später behutsam von dannen schlich.“

**Die Saatkrähe, *Coryvus frugilegus* L.,**

(L. 43 cm; S. 18),

ihrer großen Geselligkeit wegen auch Gesellschaftskrähe genannt, kommt in den Thälern und den Vorhölzern des Hochwaldes stellenweise häufig war, meidet aber den Hochwald selbst sowie das Gebirge, und nistet nur kolonienweise, oft 8—12 Nester auf einem Baum. Solche Brutkolonien finden wir im Münsterlande nur an wenigen Orten, z. B. bei Saffendorf und Lippstadt in den hohen Bäumen um die stattlichen Saffengehöfte; einige Kilometer von Appelhülsen auf dem Eigentum des Landwirts Velbert und zwar auf den am Waldrande stehenden Eichbäumen, die je 2—5, zusammen über 50 Nester



der Saatkrahe beherbergen. Bei Paderborn befinden sich mehrere Kolonien, jede auch vielleicht zu 50 Nestern; und 1884 hat sich sogar eine Gesellschaft von 6 Paaren in dem belebtesten Teile der Promenade angesiedelt; im Sommer 1885 beobachtete man hier schon eine Vermehrung bis zu 50 Nestern. Das Pippijche Ländchen, so schreibt Schacht, scheint das Eldorado der Saatkrahe zu sein; denn es existieren dort nicht weniger als 9 Kolonien. Anderwärts aber giebt es wohl hundertfach größere Kolonien, wie z. B. bei Steterburg unweit Braunschweig, wo wir selbst ihr Leben und Treiben zu beobachten Gelegenheit hatten. Der Revierförster, unser Führer, hatte vor Jahren schon von seiner Behörde den Auftrag erhalten, die Krähen abzuschießen, weil sie die Bäume wipfeldürr machen und dadurch zum allmählichen Absterben bringen sollen. Am Forsthaufe liegt schon ein Haufen Krähenleichen; Fliegenmaden wimmeln umher und bieten dem Hofgeflügel willkommenes Futter. Wir betreten das erste Gehölz, einen Bestand von etwa 5 Morgen, innerhalb dessen über 2200 Horste gezählt werden. Das Geträchze der Krähenscharen ist ohrbetäubend und der allgemeine Aufruhr nimmt gradezu beängstigende Grade an, als einige Schüsse fallen und eine Anzahl der Schreier herunterpurzeln. Die Tiere sind dabei aber mit der Zeit so scheu geworden, daß trotz der Schußgelder und trotz der Herrichtung von Laubhütten als Verstecke alljährlich nur etwa 600 Stück geschossen werden können. In dem etwa 15 Minuten weiter belegenen, etwas größeren Gehölze wurde die Anzahl der Horste von dem Förster auf etwa 3000 angegeben, und hier begrüßte uns dasselbe Geschrei und Geträchze, nur in noch verstärktem Maßstabe.

Das schwarze Gefieder der Saatkrahe schillert in stark blauem und violetterm Stahlglanze, die spitzen Flügel erreichen das Ende des Schwanzes. Bei älteren Individuen ist der Schnabelgrund durch die bodenzerhackende Thätigkeit ganz kahl geworden und die den Schnabel umgebende Haut erscheint weißlich. Ihr Flug ist schneller und gewandter als der der Rabenkrähe, ihre Stimme heiserer. Als Durchzügler sehen und hören wir sie in unserm Gebiete im Herbst und Frühjahr, namentlich im Oktober und März häufig, doch schwärmen auch bei milder Witterung den ganzen Winter hindurch zahlreiche Scharen im Lande umher.

Beim Bau der Nester, die stets in den höchsten Zweigen schlanker Bäume, oft mehrere über und nebeneinander angebracht werden, geht es auch ohne Störung durch menschliche Verfolgung sehr unruhig her, herrscht das regste Leben und erfüllt heiseres Geträchze die Luft. Die einen kommen, die anderen gehen, von den einzelnen Paaren der diebischen Gesellschaft aber, die sich in ihren innersten Neigungen gegenseitig wohl kennen, bleibt das eine Individuum stets auf Posten zurück und wacht,

damit nicht das Nestmaterial von den Nachbarn geplündert werde. Denn das würde geschehen, selbst wenn das Nest schon mit Eiern belegt wäre. Daher werden verlassene Nester auch bald von den Krähen weggetragen. Die Eier der Saatkrähe sind von gleicher Färbung wie die von der Rabenkrähe, aber kleiner und schlanker.

Die Hauptnahrung der Saatkrähe bilden Regenwürmer, Insekten, Mäuse und Acker Schnecken, und danach sollte man sie für überaus nützlich halten. Über ihre Nützlichkeit und Schädlichkeit aber sind die Ansichten sehr geteilt. Wir fanden beispielsweise zur Brutzeit den Magen der erlegten Exemplare meist mit Insektenresten angefüllt. Die Kornfelder in der Nähe ihrer Kolonien beweisen durch den üppigen Stand, welche Massen schädlicher Insekten ihre Scharen dem Boden entreißen und verzehren. Deshalb darf auch vom Ausrotten dieser Krähe keine Rede sein. In Gegenden, wo dies geschehen ist, hatte man gar bald über Insektenfraß zu klagen. Nun aber die Rehrseite. Sobald die junge Brut flügge geworden ist, verläßt die ganze Schar ihre Geburtsstätte und verteilt sich über das ganze Land. Dies fällt aber in die Zeit, wo die Kirichen reif sind, und wenn man diese den Krähen gönnen will, so haben wir nichts dagegen. Frisch gepflanzte Runkel- und Zuckerrüben reißen diese Krähen oft sämtlich aus dem Boden, aber vielleicht nur deshalb, weil sie unter diesen meist angeweltt und schlaff auf dem Boden liegenden jungen Pflänzlingen Engerlinge oder ähnliche Insekten vermuten. Schädlich wirken sie entschieden, wenn sie im Frühjahr in großen Massen auf frisch bestellte Äcker einfallen und den eben aufgegangenen oder im Herbst den milchenden Hafer plündern. Man muß es also damit machen, wie es nach Brünig in Enniger geschieht: so lange sie dort nach den Engerlingen bohren, werden sie geschont, wenn sie aber in das frühreife Korn einfallen, wird auf sie geschossen und ihre Scharen werden dezimiert.

Amtmann Brünig hatte lange Zeit vergebens darüber gegrübelt, was wohl die Veranlassung sein möchte, daß sämtliche Krähen aus Ennigerloh und dem anstoßenden Teile von Velde allabendlich 2—3 Stunden weit nach Enniger herübergeflogen kamen, um in den hohen Bäumen unweit des Dorfes zu übernachten. Denselben Flug unternehmen auf dieselbe Entfernung die Krähen von Drensteinfurt her. Endlich kam durch Vicar Tümler die Erklärung, daß bei Enniger wohl keine Baumarder wären, welche die Krähen als lebensgefährliche Störer ihrer Nachtruhe fürchten. Und in der That hat Brünig dort nur ein einziges Mal einen Baumarder im Freien getroffen, und auch sonst sind während seines langen Lebens nur 3 Stück gefangen, dagegen werden in Ennigerloh wie in Drensteinfurt deren jährlich mehrere geschossen. Die Saatkrähen, welche aus den zahlreichen Kolonien bei Pippstadt

und Soest seit einigen Jahren in bedeutenden Scharen nach Enniger herüberkommen, dort aber nicht nisten, scheinen überzählige Männchen zu sein.

„Die Saatkrähe, schreibt Schacht, durchfliegt täglich ein weites Gebiet und kehrt erst spät nach Sonnenuntergang in Scharen, die wohl nach Tausenden zählen, hoch durch die Luft nach ihrem Ruheplatze, meist einem mit alten Eichen bestandenen Feldgehölze zurück. Hier geht es bis tief in die Nacht hinein hoch her, und besonders im Sommer scheint das Geschrei und Gefrächze der schwarzen Bande kein Ende nehmen zu wollen. Zur Winterzeit fand ich kleinere Flüge in niedrigen Beständen übernachten, und viele schlafen sogar auf einzeln stehenden Feldbäumen, wo sie natürlich dem Wind und Wetter preisgegeben sind. Ja zur Zugzeit traf ich sogar eine wandernde Schar in der Nacht auf einem im freien Felde etwas emporragenden Hügel auf dem Erdboden sitzend an, wo sie durch ihr plötzliches, aber ohne Geschrei erfolgreiches Auffliegen mich nicht wenig in Schrecken setzte.“

**Die gemeine Dohle, *Lycos monedula L.*,**

(L. 31 cm; S. 12,6 cm),

ist allen Städtern wohlbekannt, da sie sich meist an Türmen oder sonstigen hohen Gebäuden aufhält und ihr lautes „Kia“ weithin erschallen läßt. Ihr Nest steht in Mauerlöchern, und da deren oft ganze Reihen neben und über einander an einem Kirchturm vorhanden sind, so ist es zu verwundern, wie jedes Paar unfehlbar das ihm zugehörige, durch nichts von den andern verschiedene Loch immer wieder findet. In Münster nisten die Dohlen auch vielfach an gewöhnlichen Wohngebäuden unterm Dach, wo sie auch geduldet und geschont werden, obwohl sie viel mehr Schaden als Nutzen stiften. In Paderborn, schreibt Tenckhoff, wählt sie gar nicht selten große Schornsteine zur Anlage ihrer Nester, in deren Inneres sie dann eine gewaltige Masse Reiser trägt. Dadurch, daß diese schließlich in den Schornstein hinabfallen und dort sich im Laufe der Jahre anhäufen, ist vor einigen Jahren im Gymnasialgebäude daselbst Brand entstanden; sonst aber ist es nur natürlich, daß solche Schornsteine, wenn sie wieder in Gebrauch genommen werden, meist schlechten Zug haben. An den Türmen daselbst sind ihrer so viele, daß über den Schaden, den sie anrichten, oft genug Klagen laut werden. Ferner bauen sie hier ganz ungewöhnlicher Weise freistehend auf einigen Bäumen der sog. Kreuzschanze, einem einsamen, dicht bewachsenen Außenwalde, der das Laboratorium trägt, und zwar mehrere Paare nahe zusammen, wie dies die Saatkrähen zu thun pflegen. Im Gebirge, so im Sauerlande, kommen die Dohlen stellenweise im Walde nistend vor und dann meist in Gesellschaften. Sie brechen zum Nestbau trockene Baumreiser von den nahen Bäumen ab, deren Menge

die Feuersgefahr für ein Gebäude nicht unerheblich vermehrt. In solchen Nestern, deren Mulde mit Haaren, Wolle und dergl. weich ausgefüttert wird, wie dies auch bei der Saatkrähe der Fall ist, findet man dann 4—7 blaßgrüne, mit dunkelgrünen Fleckstreifen überzogene Eier.

Daß die Dohlen den Kalk von dem First der Häuser picken und so die Dächer verderben und dem Regen Zugang ins Haus verschaffen, ist nur ein kleiner Teil ihres Thuns. Keimende Erbsen, Bohnen u. s. w. werden von ihr arg heimgesucht, und später fällt sie auch über deren Hülsen her. Keimenden Weizen verschont sie ebenfalls nicht, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, selbst Wallnüsse verzehrt sie in nicht geringer Menge; und nur wenn von solchen Leckereien draußen nichts mehr vorhanden ist, geht sie auch an Insekten und dergleichen Nahrung. Dann folgt sie dem furchenziehenden Pfluge, um Engerlinge aufzusuchen, und durchstreift die Wiesen, um allerhand kleine niedere Tiere zu verzehren. In Gemeinschaft mit Rabenkrähen und Saatkrähen, mit denen sie auch täglich weite Streifzüge unternimmt, übernachtet die Dohle nach Schacht gern in Feldhölzern, schläft aber auch frei auf den Dächern hoher Gebäude. Die Türme der Stadt Münster sind im Herbst oft so überfüllt, daß allabendlich Scharen von Dohlen in benachbarten Wäldern, auch im Schloßgarten eine Schlafstätte aufsuchen; und Dr. Tenschhoff erinnert sich, daß in einem, etwa eine halbe Stunde entfernten Wäldchen stets auch im Winter eine große Schar Krähen und Dohlen untermischt übernachtete. Wenn man abends sich heranschlich, mußte man füglich staunen über den gewaltigen Lärm, den sie vor dem Einschlafen machten.

Am 18. April 1880 schoß der Brauer Appels in Münster ein altes Männchen, dem der Unterschnabel fast ganz fehlte, als es einen Zweig, unter den Oberschnabel eingeklemmt, zum Neste trug.

Die Färbung ist schiefer-schwarz mit tiefstahl-schwarzem Scheitel, schwach grün schillernden Flügeln und bei den Alten mit schiefergrauem Halse. Die Iris ist weiß. Ihr Flug ist leicht und gewandt; an schönen sonnigen Tagen kann man sie wie spielend hoch in der Luft kreisen sehen. Schon im Herbst gruppieren sich die Dohlen zu Paaren, die sich zusammen auf Dachfirsten, Dachrinnen oder Schornsteine niederlassen, stets zusammenhalten und auch mit einander ausfliegen.

**Die Elster, *Pica caudata* Boie,**

(L. 42 cm; S. 24 cm),

ist der schlimmste und verhassteste Nestplünderer unter allen unseren Tieren, da sie nicht allein gewandten Fluges und mit unverschämter Frechheit, und doch wieder keinen Augenblick die angeborene Vorsicht außeracht lassend, Gebüsch und Hecken

durchstöbert nach Eiern und jungen Vögeln, sondern auch die bodenständigen Nester der Lerchen, Pieper, Rebhühner, Wachteln, Fasanen und anderer Vögel ausraubt. Selbst junge Enten holt sie vom Wasser und die Küchlein von den Bauernhöfen. Daneben fängt sie auch wohl manche schädliche Maus und selbst die bissige Mollmaus wird von ihr überwältigt. Getreide, Obst und Feldfrüchte nimmt sie nie in größerer Menge zu sich.

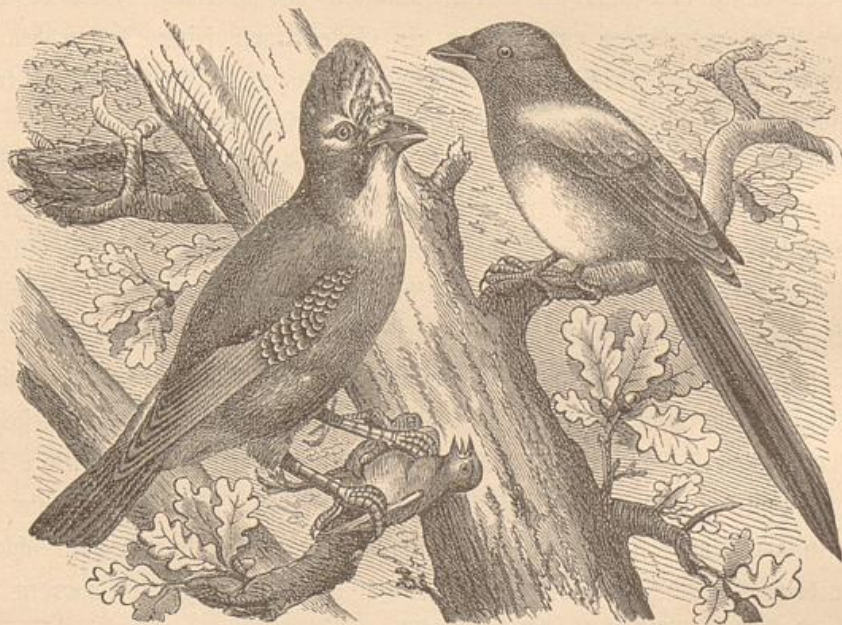
Schon aus weiter Ferne erblickt man das große kugelige Nest der Elster hoch im Wipfel eines Baumes, in der Regel nahe bei einem Bauernhause; es steht aber auch nicht selten in dem niederen Bestande der Wallhecken, 2—3 Meter hoch. Einmal fand Rud. Koch eins in ganz niedrigem Kiefernbestande, so daß er dasselbe vom Boden aus mit der Hand erreichen konnte. Sie fangen schon sehr früh im Jahre an zu bauen und verwenden viele Zeit, meist um den frühen Morgen, zu dem kunstvollen Bau. Von außen mit sparrigen Dornen umgeben und überdacht, wird es innen mit fester Erde ausgekleidet und darüber ein Geflecht von feinen Wurzeln und Fasern angebracht; ein seitliches Flugloch führt ins Innere. Die 8—9 Eier tragen auf hellschmutziggroßem Grunde zahlreiche kleine grüngraue Flecken.

Die weiß und schwarze Färbung, letztere mit grünem und kupferigem Schillerglanze, ist in großen Partien so verteilt, daß die Schultern, Unterbrust, Unterrücken und die Innenfahne der großen Schwingen wie weiß erscheinen. Diese Färbung des Gefieders sowie der körperlange, starkstufige, keilförmige Schwanz kennzeichnen sie unter allen einheimischen Vögeln hinreichend. Sie ist im ganzen Gebiete ein meist häufiger Standvogel, kommt aber beispielsweise bei Paderborn lange nicht so häufig vor, wie im Münsterlande. Den Wald meidet sie, liebt aber einzeln stehende Bäume, vorzugsweise Pappeln und Eichen. Obschon am Tage recht ungesellig, übernachten die Elstern gern in Gesellschaft von ihresgleichen. Schacht fand sie schon auf einzeln am Wasser stehenden hohen Weidenbäumen frei in den Zweigen schlafen; als aber beim Mondlicht mehrere Male zwischen die Schläfer gefeuert worden war, verließen die schlauen Vögel den Ort gänzlich.

#### Der Eichelheher, *Garrulus glandarius L.*,

oder Markolf (L. 22 cm; S. 16,5 cm), ist einer unserer schönsten Vögel, zugleich aber ein sehr unruhiger und scheuer Geselle, der sich so wenig wie möglich und dann mit verdoppelter Vorsicht außerhalb des Waldes sehen läßt; auf den aber auch jede Flinte losgedrückt wird, in deren Bereich er gerät. Denn in unserem Gebiete, wo er überall häufig genug vorkommt, ist er als arger Nestplünderer bekannt und verhaßt,

welcher Eier, nackte und flügge Vögel mit gleicher Vorliebe und mit gleich bedauernswerter Liebhaberei verzehrt, auch sogar die Dohnen nach Krammetsvögeln revidiert und plündert. Für die kleinen Vögel ist er um so gefährlicher, weil der Heher es liebt, die Waldränder, wo sich Unterholz befindet, abzurevieren und weil er im Durchschlüpfen desselben Meister ist. Und doch sieht der Taugenichts mit dem rötlichgrauen Gefieder, den schwarz, weiß und blau gebänderten Deckfedern der Handschwingen und der kleinen Hölle, zu der in Aufregung die Scheitelfedern aufgesträubt werden, wirklich hübsch aus. Daneben macht er sich durch seine sonstige Nahrung, Würmer, Insekten und deren Larven und Puppen, womit auch die Jungen gefüttert werden, wohl nützlich; und da er viele Eicheln, Nüsse und dergl. Früchte, die er ebenfalls genießt, vielfach versteckt und verliert, trägt er zur Verbreitung von solchen Bäumen und Sträuchern nicht unwesentlich bei.



Markolf und Elster. (Fig. 14).

Seinen eigentümlichen lauten, scharfen Schrei läßt er bei jedem ihm auffälligen Vorkommnis hören; einen eigenen Gesang hat der Markolf nicht, wohl aber ahmt er die Töne von vielerlei anderen Vögeln aufs täuschendste nach. Sie nisten hier in den einzelnen Feldgehölzen in Höhe von 3—7 Meter, gern auch zwischen dem jungen Auswuchs am Stamme dicker Zweige in Fichten und Kiefern, auch wohl in den alten Eichentnubben unserer Wallhecken; die 5—7 Eier ihres Geleges sind hell

graugrün mit zahlreichen gleichfarbigen verwaschenen Fleckchen oder bisweilen schwarzen, ziemlich lang gezogenen Schnörkeln. „Bei Nacht, schreibt Schacht, bezieht er gern die schützenden Fichtendickichte, doch traf ich ihn im Winter auch zuweilen in den Kronen junger Pflanzeichen, die noch mit dem trockenen Laube geziert waren, schlafend an. Er sitzt bei Nacht niemals frei auf den Ästen, sondern er sucht immer Deckung durch Laub, Nadeln oder Gezweig. Sein weiches, lockeres Gefieder scheint den Witterungseinflüssen nicht so starken Widerstand leisten zu können, als das knappanliegende Federkleid der übrigen Rabenarten, vielleicht treibt ihn aber auch die Furcht vor unseren größeren Eulen dazu, solche geschützte und bergende Ruheplätze aufzusuchen.“

Einmal wurde beobachtet, wie ein Sperber auf Heher Jagd machte, sie durch die Büsche verfolgte und offenbar suchte, sie ins Freie zu treiben. Die schlauen Heher aber kannten recht gut die Schliche des Räubers; sie flogen nur zwischen dem dichten Geäst umher und in so kurzen Bogen, daß der Verfolger immer um einige Fuß zu weit hinter ihnen herschoß.

Ein Heher von interessanter Färbung wurde im Sommer 1883 von dem Freiherrn von Brenken zu Erpernburg bei Brenken erlegt. Derselbe zeigte eine fast reinweiße Färbung, von welcher die blauen Flügeldeckfedern prachtvoll abstachen.

#### Der Tannenheher, *Nucifraga caryocatactes* L.\*

(L. 30 cm; S. 11,3 cm).

„Zigeunerartig“ hat man für unsere Gegenden das Vorkommen des Tannenhehers genannt, indem derselbe in manchen Jahren nacheinander zur Winterszeit niemals sich blicken läßt, dann auf einmal unvermutet in kleinen Trupps bei uns eintrifft. Von den übrigen rabenartigen Vögeln ist er auf den ersten Blick zu unterscheiden. Der lange, rundliche, schwarze Schnabel ist fast gerade, oben und unten sehr schwach gebogen. Das dunkelbraune Gefieder ist mit weißen, tropfenartigen Flecken übersät. Weiß sind ferner die Schwanzspitze und die unteren Schwanzdeckfedern. Besondere Einzelheiten sind über ihn hier nicht bekannt geworden. Wie versteckt und verborgen er nistet, geht aus dem von Naumann 1822 geschriebenen Satze hervor: „So werden die Eier immer beschrieben, allein es scheint fast, als wenn sie keiner der Naturforscher, die sie beschreiben, je selbst gesehen habe.“ Jetzt kennt man allerdings seine Nistplätze in den tiefsten, einsamsten Gebirgswäldern und sein Gelege von 5—6 Eiern, jedoch stehen diese in den Preisverzeichnissen der Händler immer noch einzeln mit 12 Mark notiert.

Während des Druckes dieses Buches finden wir noch Notizen über das Vorkommen eines Singvogels, den wir auf Seite 70 nachzutragen bitten; es ist **der kleine Würger**, *Lanius minor L.* Er ist, wie schon der Name besagt, kleiner als der große Würger, mit welchem er sonst in der Färbung viel Gemeinschaftliches hat. Der Oberkörper ist aschgrau, der Unterleib weiß, an der Brust rosenrot überlaufen; Stirn und Augengegend sind schwarz. Auf den schwarzen Flügeln hebt sich ein einfacher weißer Fleck scharf ab. Der junge Vogel trägt eine schmutzigweiße Stirn; den gelblichweißen Unterleib zieren graue Wellenlinien; die Flügelfedern besitzen weiße Spitzenränder. „Dieser Würger, schreibt Schacht, ist der seltenste von allen und tritt höchst sporadisch auf. Bei Detmold wurde neuerdings durch Herrn Präparator Eichentopf ein Nest mit vollem Gelege gefunden. Eine Familie von eben ausgeflogenen Jungen traf ich vor Jahren in der Nähe von Papenhausen unweit Lemgo.“

